

*Dr. Willy. Käßner
Essen, 17. 8. 1948.*

Beiträge

zur

Geschichte von Stadt und Stift Essen

Herausgegeben

von dem

Historischen Verein für Stadt und
Stift Essen

Dreiundsechzigstes Heft

Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, Essen
vormals Fredebeul & Koenen



Hermann Böhm.

Zwei Essener Goldschmiede auf der Wanderschaft

Reisebriefe der Brüder Adalbert und Wilhelm Ascherfeld
aus den Jahren 1837—1841

Eingeleitet und ergänzt von

Dr. phil. Milly Ascherfeld

Vorbemerkung

Die Originale der hier veröffentlichten Briefe, von denen einer im Faksimiledruck wiedergegeben wird, befinden sich teils in den Händen von Fräulein Lina Ascherfeld in Wiesbaden, einer Tochter des Herrn Adalbert Ascherfeld, teils im Besitz meines Vaters, Herrn Justizrat Dr. Carl Ascherfeld in Essen, Schwiegersohn des Herrn Wilhelm Ascherfeld.

Orthographie und Interpunktion wurden bei dem hier vorliegenden Abdruck der jetzt gültigen angeglichen.

Zur Erläuterung wurden den Briefen einige Anmerkungen beigefügt. Sie betreffen vor allem historische Ereignisse und Persönlichkeiten, die von den Briefschreibern erwähnt werden, ferner die Personalien der vielfach genannten Verwandten, Freunde und Bekannten, soweit diese für mich feststellbar waren. — Durch die freundliche Auskunft des Herrn Juwelier August Linden in Essen, dem ich hiermit meinen verbindlichsten Dank aussprechen möchte, war es mir möglich, auch einige erklärende Bemerkungen zur Technik des Goldschmiedehandwerks hinzuzufügen.

Heidelberg, im Juli 1944.

Dr. Milly Ascherfeld.

Der oben angeführte Faksimiledruck mußte aus technischen Gründen unterbleiben.

Einleitung

Was wissen wir vom Essener Bürgertum vor hundert Jahren? Es fehlt uns nicht an monographischen Darstellungen einzelner hervortretender Persönlichkeiten und eingehender Würdigung ihrer für die Entwicklung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes so entscheidenden beruflichen Lebensleistung. Ich möchte an die Selbstbiographie Franz Dinnendahls erinnern, der als erster im Ruhrkohlengebiet eine Dampfmaschine erbaute und an Wilhelm Berdrows umfassende Werke über Friedrich Krupp, den Begründer der Gußstahlfabrik, und dessen Sohn Alfred, der das Werk seines Vaters weiterführte¹. Doch spärlich fließen die Quellen, die auf breitere Schichten des Essener Bürgertums jener Zeit ein Licht werfen, vor allem auf die persönliche Wesensart dieser Menschen, auf ihr seelisch-geistiges Wachsen und Werden, auf die Entwicklung ihrer Gesinnung und Weltanschauung.

Die nachfolgenden Briefe versuchen, diese Lücke ein wenig zu füllen. Sie schildern uns die Reiseerlebnisse von zwei jungen Essenern, die, von romantischer Wanderlust erfüllt, als werdende Goldschmiede zu beruflicher Weiterbildung in die Welt hinauszogen, geben uns aber zugleich einen Beitrag zur Physiognomie des Essener Bürgertums vor hundert Jahren.

Essen war um 1830 noch ein kleines Landstädtchen, das kaum fünftausend Einwohner zählte². Die Industrie steckte noch in den Anfängen, und die Bürgerschaft hatte, wie Schorn in seinen „Lebenserinnerungen“³ erzählt, damals noch durchaus ländliche Sitten und Gebräuche. In den noch erhaltenen alten Festungs-

¹ Siehe: Franz Dinnendahl. Das Lebensbild eines deutschen Kunstmeisters. Mit Einleitung und Ergänzungen von Conrad Matschoß. Essener Beiträge 26, 1905. — Wilhelm Berdrow. Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik in Briefen und Urkunden. Essen 1915; neue Ausgabe: Friedrich Krupp der Erfinder und Gründer, Leben und Briefe. Berlin 1929. — Derselbe: Alfred Krupp. 2 Bde. Berlin 1926.

² Stadt und Stift Essen waren im Jahre 1802 nach der Säkularisation der geistlichen Fürstentümer dem preußischen Staat angegliedert worden, wurden aber nach der Schlacht bei Jena und dem Tilsiter Frieden (1807) dem Großherzogtum Berg zugesprochen, das unter napoleonischer Oberhoheit stand und von Joachim Murat verwaltet wurde. Erst nach der Schlacht bei Leipzig und durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses (1815) wurde Essen endgültig Preußen einverleibt.

³ Karl Schorn. Lebenserinnerungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinlandes im 19. Jahrhundert. 1. Bd. Bonn 1898. S. 22 ff.

gräben der Stadt weideten Kühe und Ziegen in üppigem Grase. Die Straßen waren schlecht gepflastert, und von einer künstlichen Straßenbeleuchtung war bis zu Beginn der dreißiger Jahre auch keine Rede. Nachts machte ein Wächter allstündlich seinen Rundgang, und bei Feuersgefahr wurde vom Turm der Marktkirche aus die Brandglocke gezogen. Ein bescheidenes Wochenblättchen, das zweimal wöchentlich bei G. D. Baedeker erschien, setzte die Bevölkerung von den Ereignissen außerhalb der Stadt in Kenntnis.

Und doch zeigen die nachfolgenden Briefe, die Adalbert und Wilhelm Ascherfeld aus der Fremde an ihre Eltern und Geschwister in die Heimat sandten, daß dieses kleine Landstädtchen von den geistigen Strömungen der Zeit nicht unberührt geblieben war. Sie sind erfüllt vom Geist der ausgehenden Romantik und des Biedermeiertums und damit ein deutlicher Ausdruck der geistigen Gesamtkultur jener Epoche, die sich auch in ihren weitläufigsten Ausstrahlungen offenbarte⁴. Jedenfalls gehörten die beiden Brüder zu einer Bürgerschicht, die mit ihren praktischen beruflichen Interessen ein beachtenswertes Streben nach geistiger Bildung und allgemeiner Lebenserfahrung vereinigte.

Wie weit das Elternhaus und die Schule einen unmittelbaren Einfluß auf den Interessenkreis und die Lebensrichtung der beiden Brüder ausübten, in welchem Grade sie von dem allgemeinen Fluidum des Zeitgeistes erfaßt wurden, läßt sich nicht im einzelnen festlegen.

Adalbert Ascherfeld (geb. 1811) war der älteste, Wilhelm Ascherfeld (geb. 1817) der dritte Sohn des Goldschmieds Johann Arnold Ascherfeld (1785—1856) und seiner Gattin Caroline, geb. Wilhelmi (1786—1856). Adalbert wurde am Flachsmarkt in Essen geboren, Wilhelm in der Viehoferstraße, wo sein Vater im Jahre 1815 das Haus Nr. 20 erworben hatte, das, mehrfach umgebaut, noch bis vor kurzem bestanden hat. Über die Persönlichkeit des Vaters, dessen Vorfahren im 17. Jahrhundert aus dem Bergischen Land in die Stadt Essen eingewandert waren und dessen Vater Peter Theodor Ascherfeld (1746—1819) im Jahre 1767 das Goldgeschäft gegründet hatte, ist uns nur wenig überliefert. Nach einer brieflichen Äußerung des Pfarrers Bohnstedt, der sich mit Hendrine Wilhelmi, der ältesten Schwester Carolines, vermählt hatte, war er trocken und einsilbig, aber ein braver, fleißiger und achtungswerter Bürger⁵. Wie weit seine Interessen über das rein Berufliche hinausgingen, wissen wir

⁴ Über den einheitlichen Grundzug der verschiedenen Kulturepochen vgl. Hans Freyer. *Theorie des objektiven Geistes*. Berlin 1925. S. 109 ff.

⁵ Brief an Friedrich Krupp vom 14. Oktober 1817.

kaum. Er soll die erste Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon besessen haben, die um 1800 erschien, und auch an einer Landkarte Studien gemacht haben, woraus wir wohl auf einen Willen zur geistigen Weiterbildung schließen dürfen. Als Goldschmied muß er jedenfalls von einem starken beruflichen Ethos erfüllt-gewesen sein, das wir auch bei den Söhnen wiederfinden.

Über die Familie der Mutter dagegen, insbesondere deren geistige Traditionen, fließen die Quellen reicher. Ihr Urgroßvater, Dietrich Ferdinand Wilhelmi (1699—1777), der in Köln und Duisburg studiert hatte, war Doktor beider Rechte, ebenso dessen Vater, Johann David Wilhelmi (1666—1725), der das Amt eines Richters und Rentmeisters bei dem Freiherrn von der Recke, später beim Freiherrn von Fürstenberg auf Schloß Horst bei Essen bekleidete. In den beiden vorhergehenden Generationen finden wir Theologen unter ihren Vorfahren, und bereits der erste uns bekannte, der aus Hessen gebürtige Johannes Wilhelmi (gest. 1623), hatte den Beinamen „der Gelehrte“. — Carolines Vater, „der alte Wilhelmi“ (1763—1838), von dessen Persönlichkeit uns Däbritz ein anschauliches Bild entworfen hat⁶, betrieb in Essen ein Galanterie- und Kurzwarengeschäft, war aber auch als „Sammler und Altertumsfreund“ bekannt. Er besaß ein Museum von Naturmerkwürdigkeiten und physikalischen Instrumenten, aber auch an Ölgemälden, Radierungen und Kupferstichen fehlte es ihm nicht. Er besuchte regelmäßig die Auktionen in Köln, um seine Sammlungen zu bereichern, vor allem aber die Frankfurter Messe, wohin ihn seine Töchter — es waren im ganzen fünf — begleiten durften. Wenn Caroline Wilhelmi also zweifellos ein geistiges Erbgut mit in die Ehe brachte, das die Atmosphäre des Hauses und die Entwicklung der Kinder mitbestimmt haben wird, so scheint sie selbst aber auch nicht ohne schönggeistige Interessen gewesen zu sein, wenn wir aus einem Briefe Adalberts Rückschlüsse ziehen dürfen. Nach guten Theateraufführungen in Wien schreibt er an seine Eltern: „... da wünschte ich oft, daß wir Mutter hier haben könnten, um ihr auf einem Sperrsitz in der Nähe der Bühne so recht den Genuß aus der ersten Hand zu verschaffen. Da würde sie sich gewiß der Zeit erinnern, wo sie in Frankfurt ‚Hamlet, Prinz von Dänemark‘, sah, welches auch hier oft gegeben wird“⁷.

Von den Geschwistern der beiden Brüder, die in den Briefen häufig genannt werden, und deren Lebenslauf sei noch folgendes erwähnt: Carl und Arnold widmeten sich dem Kolonialwaren-

⁶ Walter Däbritz. Johann Wilhelmi und sein Kreis. Essener Beiträge 48, 1930.

⁷ Brief vom 12. April 1840.

handel, für den die Stadt Essen besonders günstig gelegen war, da sie zwischen den großen Handelsstraßen lag, die einerseits von Holland, der Nord- und Ostsee nach Süddeutschland führten, andererseits Düsseldorf mit Elberfeld, Hagen, Unna und Soest verbanden⁸. Robert siedelte nach Krefeld über und war dort in der Textilindustrie tätig. Theodor, wohl der musikalisch begabteste von den Geschwistern, wanderte um 1840 nach Amerika aus und machte auch dort sein Glück. Er wurde Musiklehrer in Havre de Grace im Staate Maryland. Seine Tochter Clara war noch bis vor kurzem als Pianistin an einem Konservatorium in Baltimore tätig. Alfred, der jüngste Bruder, wurde Buchhändler in Prag und Karlstadt. — Von den fünf Schwestern vermählte sich nur Mathilde, und zwar mit dem Kaufmann Blum aus Saarbrücken. Bis zum Kriege 1870 lebte sie mit ihrer Familie in Paris, das auch das häufig aufgesuchte Reiseziel für ihre Schwestern wurde. Von diesen scheint Lina, die älteste, die geistig befähigteste gewesen zu sein. Sie war von zarter Gesundheit und erreichte kein hohes Alter. Den reichhaltigen, sorgsam Aufzeichnungen von Lina und ihren jüngeren Schwestern Emilie und Luise verdanken wir eine Art Familienchronik. Sie hinterließen jedoch auch tagebuchartige Notizen, in denen wertvolle Aussprüche von Luther, Friedrich dem Großen, Goethe, Schiller u. a. festgehalten wurden, bisweilen auch der Inhalt der Sonntagspredigt. — Dorothea, eine Zwillingsschwester von Theodor, starb schon als Kind.

Vor ihrer beruflichen Ausbildung besuchten Adalbert und Wilhelm Ascherfeld das humanistische Gymnasium in Essen, das aus der alten Jesuitenschule und dem protestantischen Gymnasium der Stadt hervorgegangen war⁹, Adalbert bis Unterprima, Wilhelm jedoch nur bis Quarta, obwohl er nach seinen noch vorhandenen Gymnasialzeugnissen durchaus befähigt war, in die höheren Klassen aufzusteigen. Vermutlich brauchte der Vater damals seine Hilfe im Goldgeschäft. Aber im allgemeinen legte das Bürgertum in jener Zeit überhaupt keinen so großen Wert auf das Erlernen der alten Sprachen und die vollständige Absolvierung eines Gymnasiums. Man sympathisierte, besonders im Westen des Reiches, mehr mit den neu aufkommenden Handelsschulen, wie sie z. B. in Lüdenschied und Hagen entstanden waren, die die Kinder auf ihre praktische Berufstätigkeit als Kaufleute und Fabrikanten

⁸ Siehe Käthe Klein. Die Baedeker-Zeitung und ihre Vorgängerin in Essen (1733—1848). Essener Beiträge 45, 1927.

⁹ Diese beiden um 1800 in Verfall geratenen Lehranstalten waren im Jahre 1819 zu einer paritätischen höheren Stadtschule vereinigt worden, die im Jahre 1824 als vollwertiges Gymnasium anerkannt wurde. — Ribbeck: Übersicht über die Geschichte des Gymnasiums. Festschrift — Essen 1924.

vorbereiteten¹⁰. Auch Schorn erzählt in seinen Erinnerungen, daß die Schülerzahl auf dem Gymnasium in den Oberklassen mehr und mehr zurückgegangen sei und im ganzen kaum hundert betragen habe¹¹. — Doch auch der neuzeitliche Geist des Philantropismus und Neuhumanismus, wie er von Rosseau, Kant, Pestalozzi, Basedow u. a. verkündet wurde, hatte damals schon auf dem Essener Gymnasium, wie auch in den Volksschulen Boden gewonnen. Besondere Verdienste in dieser Richtung hatte sich der Schulreformer Bernhard Christoph Ludwig Natorp erworben, den die preußische Regierung im Jahre 1804 zum Schulkommissar für die Gegend von Essen bis Dortmund eingesetzt hatte und der durch einen „lebenskundlichen Unterricht Kopf, Herz und Handeln des Kindes lenken und bestimmen“ wollte¹². Er nahm nicht nur praktische und nützliche Fächer in den Lehrplan auf, sondern war auch bemüht, im Sinne seines großen Vorbildes August Hermann Niemeyer und dessen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts“¹³ bei den Zöglingen den Sinn für das Schöne, überhaupt das gesamte Gefühlsvermögen zu entwickeln. Zweifellos müssen Adalbert und Wilhelm Ascherfeld auch in dieser Richtung Anregungen durch die Schule empfangen haben, da sie einen so ausgesprochenen Sinn für alles Schöne zeigen¹⁴. Ihr großes Interesse für bildende Kunst, Musik und Theateraufführungen, ihre Begeisterungsfähigkeit in der Natur ist kaum denkbar ohne diese Voraussetzung.

Die mannigfachen Reiserlebnisse der beiden Brüder werden uns in den Briefen mit aller Ausführlichkeit geschildert, oft in einer uns ungewohnten Breite. Doch auch das ist bezeichnend für die damalige Zeit und ihr geruhsameres Lebenstempo. Da man weite Strecken zu Fuß wanderte und nur selten eine Fahrgelegenheit benutzte, sah und erlebte man mehr als der heutige Reisende, hatte aber auch Zeit und Muße zu eingehender Beschreibung.

Bis Düsseldorf ging's zunächst mit der Postkutsche, von dort

¹⁰ Vgl. Karl Overmann, Die Geschichte der Essener höheren Lehranstalten im 17. und 18. Jahrhundert. Essener Beiträge 46, 1928. S. 116.

¹¹ Siehe Schorn a. a. O. S. 36.

¹² Siehe Paul Espey, Bernhard Christoph Ludwig Natorp als pädagogischer Schriftsteller. Essener Beiträge 43, 1930. S. 305 ff; ferner Max van de Kamp, Das niedere Schulwesen in Stadt und Stift Essen. Essener Beiträge 47, 1930. S. 165. — O. Natorp: B. Chr. L. Natorp. Ein Lebens- und Zeitbild. Essen 1894.

¹³ 3 Bde. 1806.

¹⁴ Von den zahlreichen Briefstellen, an denen sich die Brüder in diesem Sinne äußern, greife ich nur eine heraus: „Es ist doch etwas Schönes um das Schöne in der Welt. So etwas muß man sehen, empfinden, genießen, fühlen.“ (Brief Adalberts vom 18. 6. 1840.)

in sechsstündiger Fahrt mit dem Dampfschiff bis Köln, dann weiter rheinaufwärts über Bonn, Koblenz und Rüdesheim bis nach Mainz. Die Brüder wanderten vorerst nicht zusammen; Adalbert brach bereits im Frühjahr 1837 von Essen auf, Wilhelm erst zwei Jahre später. Während Adalbert bei einem Goldschmied in Regensburg und dann in München Beschäftigung fand, arbeitete Wilhelm zuerst bei einem Juwelier in Hanau, das schon damals ein Zentrum der Goldschmiedekunst war, siedelte aber im Herbst 1839 zu seinem Bruder Adalbert über, der inzwischen in Wien angelangt war. Adalbert hatte sich in Regensburg und München nicht sehr wohlgeföhlt. Trotzdem er günstige Arbeitsbedingungen vorfand und es ihm, vor allem in München, nicht an Kunstgenüssen fehlte, konnte er sich als Rheinländer mit dem Wesen der Bayern und ihrer rauheren Lebensart nur wenig befreundeten, sympathisierte aber um so mehr mit den Österreichern und „ihrem freien und herzlichen Gemüte“¹⁵. Doch blieb er sich dabei immer mit Stolz seines Preußentums bewußt. Er rühmte sich seines „tapferen preußischen Herzens“¹⁶. Auch berichtete er erfreut nach Hause, daß noch fünf andere Preußen in Wien neben ihm in der Werkstatt saßen¹⁷. — Die Wiener Jahre bedeuteten überhaupt für beide Brüder den Höhepunkt auf ihrer Wanderschaft. Trotz eifrigster Berufsarbeit besuchten sie häufig das Burgtheater, hörten große Oratorien von Händel und Mendelssohn, erfreuten sich an den Walzerklängen von Strauß und Lanner, um nur einiges herauszugreifen. Nur schweren Herzens nahmen sie im August 1840 Abschied von der Kaiserstadt und wanderten südwärts über die Alpen bis nach Triest, wo sie zum erstenmal das Meer erblickten; von hier nach Venedig, Mailand und Genf, um schließlich das Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen: Paris, „die Hauptstadt der Welt“.

Bei aller romantischen Wanderlust und allem Bildungsstreben war es für Adalbert und Wilhelm Ascherfeld jedoch wesentlich, Erfahrungen fürs ganze Leben zu sammeln. „Unser Aufenthalt in der Fremde“, schreibt Adalbert einmal, „ist fürs ganze Leben berechnet; je mehr wir sehen und erfahren, je mehr können wir mitsprechen, und um so besser schicken wir uns nachher an einem

¹⁵ Brief vom 4. 8. 1839.

¹⁶ Brief vom 2. 8. 1839.

¹⁷ Brief vom 10. 1. 1840. — Adalberts Hochgefühl für Preußen, das sich gelegentlich sogar zu dem Ausruf steigert: „Der alte Gott lebt ja noch, der keinen guten Preußen verläßt“ (Brief vom 22. 1. 1841), ist um so bemerkenswerter, als die Sympathien für das preußische Regiment beim Essener Bürgertum im allgemeinen noch kaum erwacht waren (vgl. hierzu Karl Mews. Heinrich Heintzmann (1778—1858). Ein Bergmanns- und Beamtenleben. Essener Beiträge 48, 1930. S. 435.

kleinen Orte, denn nur das, was man nicht kennt und gesehen hat, kann einen reizen; ist man aber durch Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, so besitzt man die herrlichsten Eigenschaften zum tüchtigen Hausvater und guten Ehemann¹⁸.

Diese ausgesprochen bürgerliche Haltung äußert sich auch im wirtschaftlichen Denken der beiden Brüder. Sie geben sich Rechenschaft über alle Ausgaben und sind bemüht, ohne die geldliche Hilfe ihres Vaters auszukommen. Aber wiederum sparen sie nicht, wenn es sich um die Aneignung von Bildungswerten handelt, denn sie „streben nach etwas Höherem“, wie Adalbert es verschiedentlich ausdrückt¹⁹.

In allen Lebenslagen wollen sie jedoch als rechtschaffene, ehrliche und wohlgesittete Menschen dastehen. Ihr Ideal ist der „honnête homme“, der für das Bürgertum jener Zeit vorbildlich war²⁰.

Als Adalbert Ascherfeld seine Wanderschaft angetreten hatte, ließ er zunächst längere Zeit nichts von sich hören, und da zu der gleichen Zeit ein Dampfer auf der Donau unterging, wobei viele Menschen ums Leben kamen, glaubten seine Angehörigen, daß auch er unter den Opfern sei. Wie groß daher die Freude im Elternhause war, als nun endlich doch ein Reisebericht von ihm eintraf, davon gibt uns ein Brief seines Bruders Wilhelm Kunde:

Essen, den 20. Juli 1837.

Lieber Adalbert!

„Gloria in exelsis deo!“ scholl gestern aus aller Munde bei Ankunft Deines Briefes. Unser ganzes Haus weinte Freudentränen, denn alle Hoffnungen an Dein Leben waren dahin, Vater und Mutter konnten des Nachts nicht schlafen, weil sie immer mit dem Gedanken einhergingen, daß auch Du einer von denen seiest, die in der Donau ihr Grab gefunden. Warum Du aber nicht hergeschrieben hast, ist uns unbegreiflich, indem Du doch leicht denken konntest, daß wir auch solches Unglück in der hiesigen Zeitung lesen würden, weshalb Vater es nur eine sehr große Leichtsinigkeit von Dir nennen kann. In einer Zeit von höchstens

¹⁸ Brief vom 14. 5. 1840.

¹⁹ Brief vom 12. 4. 1840.

²⁰ Siehe Werner Sombart. *Der Bourgeois*. München und Leipzig 1913. S. 135 ff. Ferner Bernhard Groethuysen. *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich*. 2. Bd. Halle 1930. S. 217.

6 Wochen erwarteten wir einen Brief von Dir, und jetzt waren es schon 8 Wochen, als Theodor von Bovermann hörte, daß C. Diederichs an seine Eltern geschrieben habe, Du hättest ihn in Offenbach besucht, wärest 8 Tage daselbst geblieben und hättest dann mit noch zwei Reisegefährten Deine Tour fortgesetzt, ihm jedoch versprochen, zu schreiben, wenn Du glücklich angekommen wärest; bis jetzt wäre Dein Schreiben noch nicht erfolgt, weshalb er vermutete, Du wüdest in der Donau umgekommen sein. Auch Kruppens Reisender, Hr. Thiess, hatte vom 6. Juli aus Wien geschrieben, er war bei Gebr. Schiffer gewesen, woselbst Deine Ankunft noch nicht erfolgt. Alles dies ereignete sich und sprach also nur für Deinen Tod. Dem Himmel sei Dank, daß er es anders fügte! Hierauf schrieb Vater desselben Tages nämlich den 17ten d. Mts. an C. Diederichs um Erkundigungen von Deinen zwei Reisegefährten einzuziehen, um durch die Dein Schicksal zu erfahren, zugleich ging Vater zum Bürgermeister, welcher desselben Tages noch einen Brief an den Magistrat in Regensburg abschickte, um doch Gewißheit zu bekommen. Heinrich Brenschede war eine Stunde vor Ankunft des Briefes noch bei mir auf dem Laden (Vater und Mutter waren gerade in den Garten) und sagte, wir sollten unsere Hoffnung nicht aufgeben, der Brief würde gewiß baldigst erfolgen, denn man könnte nicht wissen, was Dir begegnet wäre; dies sagte er Vater, als er zurückkehrte, er antwortete aber: „Ist alles nichts, man will uns trösten, ich habe aber keine Hoffnung mehr, ich sehe ihn nie wieder.“ Nun kannst Du Dir leicht die Freude denken, wie Theodor in das Haus stürmte mit den Worten: „Ein Brief von Adalbert!“

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Regensburg, den 14. Juni 1837.

Teuer werte Eltern!

Den 22. Mai nachmittags langte ich glücklich in Düsseldorf an, nachdem ich viermal durchnäßt und fünfmal trocken geworden war. Hier hielt ich mich bis den Dienstag nachts um 12 Uhr auf, wo ich dann mit dem Dampfboot nach Köln abfuhr. Den Mittwochmorgen in Köln angelangt, traf ich den Sohn vom Tuchfabrikanten Anger aus Hattingen, welcher in Köln diente. Derselbe war so gütig, mich in Köln herumzuführen. Hier lernte ich auch einen Graveur kennen, der mir keine Ruhe ließ, bis ich mit ihm zu einem Goldarbeiter ging und ihm einen Alliance-Ring vom

Kupfer machte²¹. Wilhelm kennt sie recht gut. Den Donnerstag fuhr ich von Köln nach Koblenz, wo ich im „Riesen“ logierte und den Carl Baedeker²² eben aufsuchte. Den Freitag fuhr ich von Koblenz nach Mainz. Unterwegs sah ich hier alle die Weinberge, wo der Johannisberger, Rüdesheimer et Comp. wächst und alle die unzählbaren alten Ritterburgen. Den Samstagmorgen fuhr ich für 24 Krz. von Mainz nach Frankfurt. In Frankfurt angelangt, ging ich des Abends noch mit Schürmann auf die Mailust. Des Sonntags besuchte ich Vigelius, besah die Städelsche Kunstanstalt und ging nachmittags mit Schürmann und seiner Familie nach der Niederrather Kirchweih auf der anderen Seite des Mains und nach dem Sandhof: Belustigungsorten der Frankfurter, die enorm besucht werden. Den Montag besuchte ich Vigelius noch einmal, der mich beinahe trunken gemacht hätte und spielte nachher im „Goldenen Roß“ eine Partie Billard. Den Dienstagmittag ging ich von Frankfurt nach Offenbach, nachdem ich meinen Koffer einem Frankfurter Spediteur zur Besorgung nach Regensburg übergeben hatte. In Offenbach besuchte ich C. Diederichs, dem mein Besuch so lieb war, daß ich ganze 8 Tage bei ihm geblieben bin. In Offenbach lernte ich mehrere Bekannte von Onkel Schulz²³ kennen, unter anderen den Strohhutfabrikanten Löwenhardt, wo ich mir einen Strohhut kaufte.

In Offenbach machte ich Bekanntschaft mit zwei jungen Tischlern, die auch nach Wien wollten, honnetter Leute Kinder, die das Unglück hatten, einen Stiefvater zu besitzen. Mit diesen meinen Reisegefährten marschierte ich den 5. Juni nachmittags nach Seeligenstadt, den 6. von Seeligenstadt nach Aschaffenburg, wo wir uns von morgens 10 Uhr bis nachmittags 3 Uhr wegen Visierung der Pässe aufhalten mußten. Von da fuhren wir drei des Nachmittags durch den ganzen Spessart noch 9 Stunden für

²¹ Alliance-Ringe sind quer über den Finger gestellte Ringe, die meist drei- oder viersteinig hergestellt wurden in allen möglichen Zusammenstellungen, mit Rubin, Smaragd, Saphir in Verbindung mit Brillanten, auch nur mit Brillanten, z. T. auch mit Perlen und Halbedelsteinen angefertigt wurden.

²² Carl Baedeker war der älteste Sohn des in Essen lebenden Stammherren der weitverzweigten Buchhändlerfamilie Baedeker. Er hatte sich mit einer Tochter des am Essener Bergamt tätigen Oberbergrat Heintzmann vermählt, war nach Koblenz gezogen und wurde der Schöpfer der bekannten Baedekerschen Reisehandbücher.

²³ Eine Schwester von Adalberts Mutter, Luise, geb. Wilhelmi, war mit Carl Schulz vermählt, der zunächst in die Firma seines Schwiegervaters Wilhelmi aufgenommen wurde, später ein eigenes Galanterie- und Kurzwarengeschäft gründete, das sich zu einem der bedeutendsten Engros- und Detailgeschäfte Essens entfaltete. Sein dritter Sohn war Carl Julius Schulz, der Begründer des Blechwalzenwerkes. (Siehe Walter Däbritz: Carl Julius Schulz, der Begründer des Blechwalzenwerkes Schulz Knautd und Co. Essener Beiträge 46, 1928.)

1½ Gulden in einem Bauernwagen mit leinenem Tuch überspannt und einem Pferd bis nach Esselbach. Nachdem wir hier übernachtet, gingen wir den anderen Morgen ohne Frühstück zwei Stunden bis Kloster Wertheim et Löwenstein, von wo wir nach eingenommenem Frühstück uns wieder auf die Lappen machten nach Würzburg, welches wir mittags 2 Uhr erreichten. Von Würzburg fuhren wir mit einer Retour in Gesellschaft einer Dame nach Nürnberg. Diese Dame, aufs nobelste gekleidet, sah uns in unseren Reisekitteln anfangs ein wenig über die Schultern an. Ich aber nicht aufs Maul gefallen, zeigte ihr, daß unter einem blauen Kittel oft etwas ganz anderes steckt, als man vermutet, behandelte sie dabei mit einer Delikatesse und Galanterie, wie mir nur immer möglich war, kurzum, machte förmlich ihren Chevalier d'honneur, welches seine Absicht nicht verfehlte und einen enormen Respekt gegen meine Person bei ihr hervorbrachte. In Nürnberg des Samstags angekommen, blieb ich daselbst den Sonntag über und fuhr auf der Eisenbahn einmal hin und zurück. Der Zudrang war so groß, daß jedesmal 12 Wagen angehängt waren, jeder mit 20 Personen besetzt. Der Dampfwagen fährt alle Stunde einmal nach Fürth und zurück und braucht zu den 1¾ Stunden jedesmal nur 12 bis 15 Minuten. Den Montag fuhren wir drei mit einer Retour für 6½ Gulden nach Regensburg, welches wir den Dienstagmittag (nachdem wir in Daßwang übernachtet) um 1 Uhr erreichten.

Regensburg, den 2ten Juli.

In Regensburg angekommen, wollte ich meinen Koffer in Empfang nehmen, erfuhr aber, daß er erst nach 6 bis 8 Tagen ankommen könne, indem die Fuhren von Frankfurt manchmal 16 bis 18 Tage unterwegs seien. Um nun nicht im Wirtshaus müßig zu liegen, fragte ich hier beim ersten Juwelier um Kondition und erhielt sie auch. Hier fällt viele schöne Arbeit vor, so daß ich diese Kondition nur eine gute nennen kann. Regensburg ist eine sehr alte Stadt am rechten Ufer der Donau, mit der gegenüber am linken Ufer liegenden Stadt am Hof durch eine enorme steinerne Brücke verbunden. Die Strömung der Donau ist so stark, daß kein Schiff, welches von Ulm aus nach Wien fährt, je wieder die Donau heraufkommt. Alle Schiffe sind leicht und schlecht gebaut und werden in Wien als Holz wieder verkauft. Hätte ich hier in Regensburg keine Kondition angenommen, so ruhte ich vielleicht jetzt im Bette der Donau, denn das Schiff, welches von hier nach Wien fuhr und welches ich gewiß benutzt hätte, wenn ich gleich nach Empfang meines Koffers abgereist wäre, hatte ein fürchter-

liches Unglück. Dasselbe, sehr schwer geladen und außerdem noch mit zirka 70 Passagieren versehen, hatte das Unglück, 2 Stunden unterhalb Regensburg bei Donaustauf gegen die hölzerne Brücke zu stoßen, diese teilweise zu zertrümmern und selbst umzuschlagen und zu bersten. Ungefähr 40 Menschen ist das Leben gerettet, wovon viele Arme und Beine eingebüßt haben, 30 sind gänzlich vermißt. Außerdem verunglückten noch viele Menschen, die währenddem auf der Brücke standen und die Vorbeifahrt des Schiffes anschauen wollten. Noch viele, denen das Leben gerettet war, starben nach einigen Tagen an ihren Wunden. Deswegen sehe ich es als eine Bestimmung an, daß ich vorläufig in Regensburg bleiben soll.

Regensburg, den 5. Juli.

Wahrscheinlich werde ich den ganzen Sommer hier bleiben, wiewohl mir das Leben in Bayern an und für sich nicht gefällt. Die zuvorkommende Artigkeit gegen Fremde, die am Rhein so sehr zu Hause ist, vermißt man hier ganz. Steiflederig in höchstem Grade ist man hier; das kommt aber viel mit von dem infamen Bier-Saufen. An Sonntagen geht alles außerhalb. Da sieht man an den Vergnügungsorten Briefflingen, Degenheim, Callenberg, an der Karthause usw. Menschen von der ersten bis zur letzten Qualität, vom Fürsten Thurn und Taxis bis zum ärmsten Kesselflicker, Bauern und Bäuerinnen, Herren und Damen, kurz alles, was nur den Namen Mensch führt; und was tun alle diese Menschen? Womit amüsieren sie sich? Sie trinken Bier und essen dazu, was sie in ihren Taschen und Beuteln mitgebracht haben. Ein sogenanntes nobeles Leben und eklatantes Auftreten kennt man hier gar nicht. Fröhliche Menschen kennt man hier fast gar nicht, aber rote Nasen, doppeltes Kinn und dicke Bierbäuche ohne Zahl. Aus mir können die Leute hier gar nicht klug werden, denn so aufgeheiterte Menschen wie mich rechnet man unter die sieben Wunder der Welt. Übrigens können mich alle Leute, womit ich bis jetzt in Berührung gekommen bin, sehr gut leiden. Die Leute in meinem Logis behandeln mich wie ihren Sohn, namentlich die Frau vom Hause, eine rüstige Fünzfizerin, zwar ein wenig taub, tut alles, was sie mir nur an den Augen absehen kann. Mein Prinzipal und Prinzipalin behandeln mich nach Aussage des Lehrlings mit einer Artigkeit und Delikatesse, wie sie vor mir noch keinem Gehilfen zuteil geworden ist. Das tut aber mein Savoir faire (wie der Franzose sagt) und mein Qualifikations-Attest zum-Offizier. Dies letztere namentlich hat mich außerordentlich in Respekt gesetzt. In keinem Lande der Welt reist man wohlfeiler als in Bayern, aber in

keinem Lande der Welt ist man von seiten der Polizei auch größerer Schikane ausgesetzt als hier. Wer hier keine Haare auf den Zähnen hat und sich leicht ins Bockshorn jagen läßt, ist übel dran.

Regensburg, den 9. Juli.

Gestern, Sonntag, habe ich den ganzen Tag außerhalb Regensburgs zugebracht. Mein Hausherr und einer seiner Brüder sind Eigentümer von einem Bauernhof in einem Dorfe, 1½ Stunden von Regensburg, in dem den Sonntag Kirchweihe war. Auf diesem Bauernhof war nun die ganze Familie den Sonntag beisammen von in der Frühe 5 bis abends 10 Uhr. Im ganzen waren wir an 40 Personen, nämlich: Mein Hausherr und seine 4 Brüder, alle mit Frauen und Kindern und die Kinder von einer verstorbenen Schwester und noch einige Bekannte. Um 7 Uhr den herrlichen Kaffee zum Frühstück mit Kuchen, dann im Wald spazieren, um 10 Uhr bayrisch Bier, Brot, Semmelmus und Rettich oder Radieschen. Mittags eine köstliche Krebsuppe, Ochsenfleisch, Schweine- und Gänsebraten, dazu 6 Dorfmusikanten zur Tafelmusik, kurzum, es war der vergnügteste Tag, den ich bis jetzt in Bayern verlebt habe.

Regensburg, den 13. Juli.

Diesen Brief hätte ich gerne eher abgeschickt, aber ich wollte recht viel und recht ausführlich schreiben. Was lange währt, wird endlich gut. Ihr alle werdet hoffentlich noch recht gesund und wohl sein; ich denke auch recht oft an Euch, denn es ist doch ein so eigenes Gefühl, unter lauter fremden Gesichtern zu sein. Mittags und abends denke ich vorzüglich an unsere vortreffliche Küche, denn hier gibt es zwar viel Fleisch, aber im Kochen ist man 100 Jahre hinter uns zurück. Ich bin recht froh daß ich mich in alles so leicht schicken kann. Meinetwegen seid daher unbesorgt, es kann mir nicht schlecht gehen, und sollte es mir schlecht gehen, so wollen wir nicht gegen die Vorsehung murren. Du, lieber Vater, hast an mir getan, was in deinen Kräften stand, Du hast mich so viel lernen lassen, daß mir nie bräuchst bange zu sein. Ich habe mich bemüht, daß ich etwas leisten kann, und gerne arbeiten tue ich auch. Deswegen denkt an mich ohne Sorge, wenn ich auch so weit bin, es bescheint uns ja alle eine Sonne. Lebt recht wohl und behaltet lieb Euren Euch stets liebenden Sohn

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Regensburg, den 4ten Sept. 1837.

Teure werthe Eltern!

Mein zweiter Brief wird Euch über manches Aufschluß geben, worüber ich mich in meinem ersten noch nicht deutlich ausgesprochen hatte. Meine Kondition ist sehr gut, denn ich werde behandelt, als wenn ich quasi von Eierschalen zusammengesetzt wäre, und der Verdienst ist auch honorable. Vieles habe ich schon hier machen müssen, wo keinem meiner Vorgänger die Nase nach gewachsen war, sogar auch Filigran-Arbeit und das nicht, wie wir sie immer machten, sondern auf holländische Art²⁴, was mir gewiß nie geträumt hat, hiermit mich noch zu beschäftigen. Übrigens fällt hier von allem vor, und was die Hauptsache ist, ich kann mich im Fassen hier noch bedeutend vervollkommen, kurzum, ich werde wahrscheinlich hier überwintern. Meinen Mantel und die anderen Sachen habe ich erhalten, die Briefe haben mich recht gefreut. Den von Alfried²⁵ öffnete ich zuerst und dann den von meiner lieben Mutter und dann, wie sie mir in die Hände kamen. Das Leben hier in Regensburg gestaltet sich mit der Zeit etwas angenehmer für mich. Wenn ich an öffentliche Orte komme und mit Leuten diskutiere, so ist alles der Meinung, ich wäre ein reicher Partikulier, der zum Vergnügen reist; einen reisenden Goldarbeiter hat bis jetzt noch keiner in mir vermutet. In einem öffentlichen Vergnügungsort, der Prinzengarten genannt, lernte ich gesprächsweise einen Kaufmann kennen, der mich später in eine geschlossene Gesellschaft einführte, in welcher ich einige Zeit später, von demselben eingeführt, einen sehr nobelen Ball mitmachte, der mich recht amüsierte. Kurzum, ich kann die Fälle nicht alle angeben, wie oft und wie sehr man mich hier honorirt, nur das muß ich noch sagen, daß man mich, wie ich mitunter durch die dritte Hand vernehme, für einen jungen Menschen d'une famille très bonne et estimable hält, an dem die Eltern in Hinsicht auf Erziehung und Ausbildung in aller und jeder Hinsicht nichts verabsäumt hätten. Ich habe aber auch schon oft mit Stolz gesagt: „Mein Vater hat mich alles lernen lassen, was ich lernen wollte, und diesen Reichtum, den er mir dadurch mit in

²⁴ Holländische Filigranarbeit wurde aus kleinen Schnörkeln und Ornamenten zusammengesetzt, in Gold und Silber angefertigt, angewandt bei Broschen, Anhängern, Gürtelschnallen, Hutnadeln und Ohrringen. Ähnliche Arbeiten wurden jedoch auch in Italien, Friesland und dem Münsterlande hergestellt.

²⁵ Alfried war Adalberts jüngster Bruder.

die Welt gegeben hat, kann mir kein Mensch abstecken.“ Vor einigen Wochen habe ich hier den König Ludwig von Bayern²⁶ gesehen; er ist sehr herablassend, namentlich gegen schöne Frauenzimmer. Vor 14 Tagen war das Regensburger Volksfest, welches 8 Tage dauerte. Auf dem Exerzierplatz, eine halbe Stunde von hier, waren an 80 Buden mit Lebensmitteln für Hunger und Durst. Den Anfang machte ein Pferderennen, dann ein Scheibenschießen und dann die ganze Woche hindurch Bier gesoffen und Würste, die auf dem Rost gebraten werden, gefressen im eigentlichen Sinne des Wortes. Der Adel sitzt hier mit der niedrigsten Klasse an einem Tische. Am Tore standen alle die Tage 68 Wagen, welche immer ab und zu fuhren, à Person 9 Kr. Des Sonntags war ich den ganzen Nachmittag dabei, des Montags von 6 Uhr abends, des Dienstags zu Hause geblieben und Freitags 6 Uhr zum Feuerwerk gegangen, hatte aber auf meinen Wochenlohn keinen Einfluß. Und ich habe in diesen Tagen nur 48 Kr. verzehrt. Des Sonntagmorgens in der Frühe spiele ich entweder Klavier oder Klarinette (denn ich habe hier einen schönen Flügel in meinem Hause), dann stecken alle Nachbarleute die Köpfe zum Fenster hinaus und sagen: „Horch, da ist der lustige Preuße wieder zu Gange.“ Des Sonntags nach dem Essen verplaudere ich gemeinlich eine Stunde mit der alten französischen Sprachlehrerin, die ich in meinem vorigen Brief erwähnte, was mich recht gut unterhält, denn sie ist auch weit in der Welt gewesen, lange in Wien, Pest und Temeswar an der türkischen Grenze war sie Gouvernante beim Hosposdar der Walachei. Einem Konzert, welches neulich zum Besten der Donau-Verunglückten gegeben wurde, habe ich für 36 Kr. beigewohnt, dann einer Vorstellung, die durchreisende französische Schauspieler gaben, und gegenwärtig hat das Regensburger Stadttheater begonnen, welches ich auch schon einmal besucht für 24 Kr. Parterre. Bei meinem Eintritt in die Kondition fragte mich der Prinzipal, ob ich auch auf gestampfte Arbeiten²⁷ eingerichtet sei, welches ich mit einem: „So ziemlich“ beantwortete, denn ich halte es immer für klüger, weniger zu sagen, als mehr zu sagen als man kann. Der Lehrling stampfte aber bei meinem Eintritt noch alle Augenblicke etwas durch, welches seit meinem Hiersein, da er auf meine Manier stampft, noch nicht passiert ist. Wenn der Lehrling etwas verkehrt macht, dann heißt es gleich: „Das hat Ihnen der Herr Ascherfeld wohl nicht so gezeigt.“ Bei den Reparaturen, die vorkommen, sagte der Prinzipal mir anfangs die Art und Weise, wie ich's machen sollte; jetzt sagt

²⁶ Ludwig I., König von Bayern, regierte 1825—1848.

²⁷ Gestampfte Arbeiten werden nicht mit der Hand hergestellt, sondern mit Hilfe eines Stahlstempels.

er gemeiniglich bloß: „Richten Sie mir das gut wieder her“, und dann folgt bei allem, was er mir sagt, immer ein: „Sind Sie so gütig“ hinterher. Mein Prinzipal ist überdies ein rechter Altertumskrämer; alle wertvollen alten Gegenstände kauft er. Viel altertümliches Porzellan und Glas hat er, wo er, wenn die rechten Narren kommen, mannigmal ungeheures Geld verdient, denn er kauft und verkauft kurzum alles, was nur von Wert ist.

Donnerstag abends.

Anfangs wurde alles, was zu gravieren war, zum Graveur geschickt, wo jeder Buchstabe 2 Kr. kostete; jetzt fällt es aber mir auf die Kappe. Vor einigen Wochen ist das neue Dampfschiff, welches hier gebaut, vom Stapel gelassen, wird aber erst am Theresien-Tag, dem 20. Oktober, abgehen nach Linz, wo es dann mit den österreichischen Dampfschiffen korrespondiert, die nach Wien und weiter nach Konstantinopel gehen. Wie ich aus Deinen Briefen ersehe, hast Du vor dem Donauwasser meinerwegen noch immer Furcht; diese ist aber teilweise unbegründet, denn das Unglück, welches hier passierte, hatte seinen Grund hauptsächlich in der nachlässigen Bauart der sog. Wiener Ordinary-Schiffe, die nur leichthin aus Brettern zusammengeschlagen, in Wien wieder als Holz verkauft wurden. Wenn ich über kurz oder lang nach Wien reisen sollte, so würde ich's auf dem Dampfboot tun, welches dem Zerbrechen so leicht nicht ausgesetzt ist. Vor der Hand denke ich aber noch nicht daran. Des Montagmorgens fragt mich mein Prinzipal gewöhnlich, wo ich den Sonntag gewesen, wie ich mich unterhalten und amüsiert habe, und er freut sich immer recht, wenn ich ihm dann nur nobele Häuser nenne. Kurzum, lieber Vater, Du siehst aus allem, daß ich Ursache habe, hier zufrieden zu sein. Deswegen mache Dir meinerwegen keine Sorge, ich werde mir mit Gottes Hilfe schon selbst zu helfen wissen. Lebe wohl und behalte lieb Deinen Sohn

Adalbert, qui a plus d'estime et de respect pour toi
que tu n'as jamais cru.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Ratisbona, Ende Juni 1838.

Mes très chers Parents!

Die Briefe von und über Fastnacht haben mir viel Vergnügen gemacht. Wundern werdet Ihr Euch, erst nach so langer Zeit wieder etwas von mir zu hören. Dies rührt bloß daher, weil ich Euch entweder eine Verbesserung oder doch wenigstens eine Veränderung meiner Verhältnisse anzeigen wollte. Da ich aber mit meinem Entschluß so recht selbst nicht ins klare kommen konnte, mochte ich auch nicht eher schreiben. Als der lange Winter, während dem ich ziemlich von der Kälte ausgestanden hatte, indem man hier nur mit Holz heizt, sich seinem erschten Ende näherte, und ich die Donau, die hier ganz zugefroren war, wieder klar fließen sah, da erfaßte mich eine unendliche Sehnsucht nach der fernen Weite, und ich sagte alle Tage: „Nur nach Wien steht mein Sinn.“ Aber jede Veränderung ist keine Verbesserung, und einer so honnetten äußerst feinen und artigen Behandlung wie von seiten meiner Prinzipalität habe ich mich noch nie zu erfreuen gehabt, namentlich von meiner ersten Prinzipalin. Exempli causa. Mein Prinzipal bezog die hiesige Messe, welche 14 Tage dauerte, und während dieser Zeit schickte ihm seine Frau um $\frac{1}{2}$ 12 mittags das Essen, weswegen denn der Sonntagsbraten und die Sonntagstorte angeschnitten auf den Tisch kamen, und jedesmal exkusierte sich meine Prinzipalin deswegen bei mir; da könnt Ihr doch gewiß sehen, wie man mich achtet und wie gebildet meine Prinzipalität ist. Nachdem ich nun mehr als hundertmal alles gehörig erwogen und überdacht, so entschloß ich mich denn, hier zu bleiben, und das geschah wie folgt: Ich sagte nämlich meinem Prinzipal, als ich gerade ein Jahr hier war, daß ich ihm jetzt so lange als getreuer Knecht gedient, und wie in der Bibel der über wenigen getreu-gewesene Knecht nachher über viele gesetzt sei, so dachte ich, könne er mich auch über etwas mehr setzen, d. h., er könne mir alle Woche einen Gulden zulegen. Hätte er es nicht getan, so wäre ich weitergegangen, und da er das merkte, so machte er nicht viele Worte und zahlte mir gleich schon für die restierenden 14 Tage 8 Gulden. Jetzt habe ich also 4 Gulden (2 Tlr. 8 Sgr.) sicher alle Woche; und da meine Prinzipalin merkte, daß ich im Sommer lieber abends außer dem Hause esse, so zahlt die mir extra 9 Kr. alle Abend, das macht denn in Summe alle Woche 5 Gulden; meine Verbesserung seht Ihr also klar und deutlich. Der Grundsatz, sich bei fremden Leuten suchen soviel wie möglich unentbehrlich zu machen, hat also Früchte getragen.

Sonst trank ich alle Abend eine halbe, auch wohl eine ganze Maß Bier um 5 Kr., jetzt tue ich es auch und esse dazu um 3 Kr. Käs und 1 Kr. Brot, verzehre also nicht nur mehr als meine 9 Kr. d. h. mein Abendessen, und habe den Vorteil, in Gesellschaft gewesen, Geld verzehrt und doch nichts depensiert. Hier sind außerhalb der Stadt eine Masse von Bierkellern mit einer Unzahl von Tischen und Bänken umgeben. Da trifft man alle Tage die zahlreichste wie die nobelste Gesellschaft von der Welt, der Fürst Taxis an der Spitze mit dem ganzen hohen Adel sitzt da hinterm Bier. Wer es zum erstenmal sieht, 3 bis 4 Damen mit Schleiern auf den Hüten, fordern ein Maß Bier, denen kommt's Wunder an, aber ländlich sittlich, und der ungeheure Vorteil bei dieser Lebensart zeigt sich im Geldbeutel. Meinen braunen Frack ziehe ich jetzt alle Abende an, ich wollte mir schon einen neuen blauen zulegen, aber das hat noch Zeit. Eine kaneelfarbene Piket-Weste habe ich aber angeschafft, da ich außer meiner seidenen und zwei weißen keine hatte. Wie steht's mit Carl²⁸? Ist er Soldat weiter, ebenso mit F. Schulz²⁹? Was macht Wilhelm? Für Theodor ist mir nicht bange. Wie treibt's Arnold? Wie macht sich Robert, und wenn Alfred nicht mehr so verkehrt ist, so schicke ich ihm nächstens eine Abbildung vom Regensburger Dom, der steinernen Brücke nebst Beschreibung. Mathildens Briefe freuen mich immer recht; sie wird bald die Kinderschuhe ausziehen, denke ich. Seid in Gedanken herzlich umarmt von Eurem Sohn und Bruder

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Regensburg, den 12ten August 1838.

Mes chers Parents!

Daß Ihr Euch wundert, daß ich noch hier bleibe, begreife ich schon; die Reiselust ist mir keineswegs vergangen, mein Sinn, der steht noch gar weit. Um dies aber auszuführen, braucht man Geld, und nirgendwo kann ich mehr zurücklegen, als ich gegenwärtig hier tue, denn 3 Gulden lege ich alle Woche sicher zurück, dies und was ich gegenwärtig in Kassa habe, muß das andere Jahr im Mai wenigstens ein Süm্মchen von 250 Gulden ausmachen. Wie weit ich's dann beabsichtige, werde ich Euch, wenn die Zeit mal da ist, gehörig auseinandersetzen.

²⁸ Über die hier erwähnten Geschwister Adalberts (Carl, Wilhelm, Theodor, Arnold, Robert, Alfred, Mathilde, Lina) siehe oben S. 9 f.

²⁹ Über Friedrich Schulz siehe S. 28, Anm. 34.

Die schönen Tage von Aranjuez sind für Regensburg schon vorbei, denn die Sommerkeller außerhalb der Stadt sind schon geschlossen. Dazu haben wir seit 3 Wochen ein so impertinentes Herbstwetter, daß man meint, rein des Teufels zu werden. Sonntag, den 5. August, war hier ein so fürchterlicher Hagelschlag, dessen Ähnliches man nie erlebt hat. Körner wie die dicksten Wallnüsse fielen in solcher Masse, daß alle Frucht rein wie vermodert auf den Feldern lag; die Bäume sind ganz entlaubt, und in ganz Regensburg circa 8000 Fensterscheiben zerschlagen. Das letztere war Anlaß zum Streit zwischen Hauseigentümern und Hausbewohnern, wurde aber seitens der Polizei dahin entschieden, daß, wo Jalousien sind, der Einwohner und, wo keine sind, der Eigentümer die Kosten tragen muß.

den 10ten Septbr.

Gestern abend war ich willens, diesen schon längst angefangenen Brief zu endigen, wurde aber verhindert, und heute morgen empfang ich den vom 1. Septbr.

An Varnhorst³⁰ habe ich oft gedacht, jeden Handwerksburschen habe ich darauf angesehen, denn, daß er in Wien war, wußte ich und bildete mir ein, daß er doch über Regensburg zurückkommen müsse, das war so eine Idee von mir. Ich glaubte immer, ich würde an so einem tornistertragenden auf Schusters Rappen einherreitenden Künstler einmal endlich Varnhorsts Gesicht erblicken, ich hatte mir schon vorgenommen, in welchem Wirtshause ich ihn auf meine Rechnung untergebracht hätte, und wo ich überall mit ihm hingegangen wäre. Er war immer eine gute Seele und nach den Worten der Schrift ein getreuer Knecht. Ich werde diesen Winter noch hier bleiben, obgleich ich mir in Regensburg so wohl gerade nicht gefalle. Mein Haus und meine Wirtsleute und die Familie unseres jetzt zum Gehilfen gestempelten Lehrlings und einige wenige Bekannte, worunter ein junger Mann aus Hanau, der an der Dampfmaschinen-Fabrik als Maschinist mit 12 fl. wöchentlich angestellt ist, sind mir die hauptsächlichsten. Die meisten Geschöpfe, die in Regensburg leben, verdienen fast nicht den Namen Menschen! Ein schönes Lokal ist hier das Kaffeehaus „Die Melodie“, welches ich der Zeitungen wegen fast alle Abende besuche. Hier stehen vier große Tische, an welchen man alle Abende ein und dieselben Personen sieht. Am letzten derselben

³⁰ Varnhorst stammte aus einer altessener Patrizierfamilie. Er war ein Freund des Hauses Ascherfeld und Gehilfe im Goldgeschäft.

sitzen mehrere Regensburger Kaufleute (Prinzipale); diese zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie rechte Esel sind. Kommt nun einer, der gewöhnlich an einem anderen Tisch sitzt dahin, so kennt ihn keiner, und keiner redet mit ihm; gerät nun gar ein Fremder an den Tisch, der ist nun gar wie eine Eule unter den Krähen. Fragt da ein Fremder ein Wort, so erhält er entweder ja oder nein oder am meisten gar keine Antwort und wird mit Gesichtern angesehen, auf denen folgende Fragen ganz leserlich stehen: 1. „Wie kannst du dich unterstehen, dich an unseren Tisch zu setzen?“ 2. „Wo bist du her? Wer bist du? Was treibst du? Wie viel hast du?“ Diese Kerle besitzen einen solchen Stolz, der ans Unglaubliche grenzt. Unter zehn ist höchstens einer über Regensburg hinausgekommen; die meisten haben in einem Geschäft gelernt, mehrere Jahre serviert und sind zuletzt Associer geworden oder haben die Tochter geheiratet und das ganze Geschäft übernommen. Man muß nur hören, wenn solch ein Esel sagt: „I bin halt von hier! I bin a Reekenspurger!“ Da glaubt er, daß er deswegen mehr sei als andere ehrliche Leute. Wenn ich mich unterhalten habe, so ist es immer entweder ein ganz Fremder oder einer, der in der Fremde gewesen. Die eingefleischten Regensburger sind nicht unterhaltungsfähig, die stehen des Morgens wie ein Bierfaß auf, leben den Tag über wie ein Ochs, der ins Joch gespannt wird, setzen sich des Abends hinter Bier, sitzen da 3 bis 4 Stunden, saufen 4 bis 6 Maß, sehen dazu ganz geistlos und hirnlos aus, weil sie beides sind, und gehen wie ein Faß Bier zu Bette. Kommt man sonntags an einen öffentlichen Ort, wo auch Frauenzimmer sind, so kann man sich wieder die Schwindsucht an den Hals ärgern über die hiesigen lümmelhaften Manieren. Sitzen an einem Tisch zwei Personen, so setzen sich die nachher kommenden gewiß an einen anderen Tisch, und so geht's weiter, bis alle Tische höchstens mit 2 oder 3 Personen besetzt sind, wie sie gerade zusammengehörigen. Ein Regensburger setzt sich, solange noch leere Tische da sind, nie an einen, der schon teilweise besetzt ist, denn seine dumme Biernatur erlaubt ihm nicht, das geringste Zeichen von Geselligkeit zu zeigen. Dann hört man hier keine lebhaften Unterhaltungen, keine Witze, gar nichts, alles stumm und tot, denn jeder scheut sich, ein Wort zu sagen. Deswegen kann man hier die Leute, die man bei uns unterhaltende nennen würde, nicht leiden, die heißen hier „Schwaderer“. Ich aber kehre mich an niemand, habe ich jemand bei mir, den ich gut kenne, so schwadroniere ich den Regensburgern zum Trotz recht tüchtig und ziehe dazu recht über die Regensburger Manieren los und lobe alle Länder, nur Bayern nicht, denn so dumm sind die Leute hier, daß sie meinen, es wäre nirgends schöner, besser und angenehmer als in Regensburg. Den tollen Wahn suche ich ihnen

zu nehmen. Sonntag, den 2. Septbr., war hier wieder Volksfest, welches ich auch schon voriges Jahr beschrieben und sich durch nichts auszeichnete, als daß vielleicht noch mehr gesoffen und gefressen worden ist als voriges Jahr. Ein Erzsäufer ging sogar her und versteigerte seinen Rock um 4 Gld. 30 Kr., setzte sich den übrigen Teil des Tages in Hemdsärmeln hin und hat so gesoffen und gefressen, bis daß auch sie zum Teufel waren. Um einen Bier-Rausch ist es was recht Ekliges. Die Menschen werden so hinfällig darnach und sind gleich zu Streit oder, wie man hier sagt, Raufereien geneigt.

Das Papicr ist zu Ende, in Wilhelms Brief steht noch mehr, was er Dir schon mitteilen wird, wenn's Dich nicht langweilen wird. Grüße mir alles, was sich meiner wohlwollend erinnert, bestens, bleib gesund und froh und zufrieden und

behalte lieb Deinen

Adalbert.

Moi je suis content et je ne désire plus pour le moment.

Regensburg, den 12. Septbr. 1838.

Fortsetzung zu Vaters Brief.

Eine Hauptpromenade des Abends und Sonntagmorgens ist hier die steinerne Donaubrücke, die ich gestern abend gemessen, die, wenn ich die Beine recht weit auseinanderspreize, 364 meiner Schritte lang ist. Dieselbe ist über 600 Jahre alt. Die Sage ist, daß der Baumeister der Brücke Lehrling beim Baumeister des Domes hierselbst war und einmal während der Arbeit, um seinen Meister zu ärgern, gesagt habe, er wolle eher eine steinerne Brücke über die Donau bauen, als wie sein Meister den Dom fertig habe. Dies hat er ausgeführt, indem er mit dem Teufel einen Bund machte und ihm die ersten drei Seelen versprach, welche die Brücke passieren würden. Der Teufel soll an der Brücke tüchtig geholfen haben, daß sie noch weit eher als der Dom zur Hälfte fertig war. Er wurde aber angeführt, indem der Baumeister, statt dem Teufel die drei ersten Menschenseelen in die Klauen zu jagen, eine Katze und zwei Hähne zuerst über die Brücke gehen ließ und ihm so drei Tierseelen auftischte.

Sagt man, daß in Regensburg und um Regensburg die Menschheit recht grob ist, so heißt es immer: „Da kommen's erst nach

München hinauf, da seint's erst kroob!“ Bei allem dem hat der Regensburger so etwas in seinen Redensarten, was einen zu dem irren Wahn verleiten kann, er sei artig. So sagt ein Regensburger mittags nie „Guten Appetit!“, sondern immer „Besten Appetit!“, was mir sehr dumm vorgekommen ist. Beim Begegnen heißt es „Krüß Inne Kot“ oder „Re' kuten Tag wüsch Inne“, oder „Recht sehr kuten Tag“, oder abgekürzt bloß „Recht sehr“, was doch gar nichts heißt. Dann wünscht man mittags nach dem Essen schon „Guten Abend“, aber immer wieder „Recht guten Abend“ und beim Weggehen „Behüt Inne“ oder „Enner Kot“. „Komm'es re kut z' Haus und unterhaltens Inne no re kut“. Und diese Masse Rechts und Recht sehrs sind weiter nichts als auswendig gelernte Redensarten, wobei man auch gar nichts denkt. Dann noch eine Begrüßung beim Begegnen und Kommen: „Koschamer Diener“ und „Empfehl mich recht sehr“, welch letztere man doch nur kann, wenn man geht. Lauter überflüssige Dummheit.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Regensburg, den 7ten November 1838.

Mes très chers Parents!

Meinen letzten Brief von Mitte Septbr. werdet Ihr erhalten haben, und Eure Antwort darauf ist wahrscheinlich unterwegs. Von diesem Herbst stattgehabtem Manöver bei Augsburg wurde hier, weiß Gott, was für ein Leben gemacht, denn der Bayer glaubt, sein Militär sei ebenso gut wie sein Bier das erste der Welt, welches letztere er glaubt wie sein Evangelium. Der Kronprinz Max, der neulich von Berlin zurückkehrend durchkam, hat dem Offizierkorps des hiesigen Regiments aber den irrigen Wahn ein wenig genommen; denn als ihm dasselbe hier vorgestellt wurde, sagte er, er komme von Berlin, und da gäb's Militär, das könne exerzieren, kurzum, jedes Frauenzimmer in Preußen wisse mehr vom Exerzitiüm als mancher bayrische Offizier. Zur Hauptsache.

Ich möchte gerne einen blauen Frack und eine schwarze Hose, da habe ich denn gedacht, daß ich zwar das alles hier auch bekommen kann, aber das hiesige Tuch gefällt mir nicht, und zu einem hiesigen Schneider habe ich auch kein Vertrauen, denn mag mir die Sache auch einige Gulden Porto kosten, so weiß ich doch, daß ich etwas Gutes bekomme. Also. Nicht daß Ihr glaubt, ich wollte Euch auf die Tasche reiten, mein Vorsatz bei meiner Abreise, Euch kein Geld mehr zu kosten, steht noch fest bei mir.

Daß ich's nötig habe, wird keiner bezweifeln, denn mein alter schwarzer ist heimgegangen, und mein zugestutzter blauer Oberrock, der diesen Herbst seinen 9. Geburtstag gefeiert, kann das Tageslicht nicht mehr recht vertragen, und meinen braunen habe ich den vergangenen Sommer Sonn- und alle Tage getragen. Meine beste schwarze Hose, die von dem dünnen Aachener Tuch ist, zeigt auch schon bedeutende Spuren der Vergänglichkeit alles Irdischen. Nach Empfang dieses schneidet mir Vater einen blauen Frack von 3½ Tlr. die Elle ab und eine Hose von einem gleichfalls starken guten schwarzen Tuch und läßt mir selbiges durch Toholte machen, denn ich habe einmal die Idee, niemand macht mir die Sachen besser als Toholte. Mein Maß wird er noch haben, ich bin um nichts dicker geworden als damals, als er mir den braunen Oberrock machte. Ich hoffe, er wird's schon treffen. Meine Kasse beläuft sich gegenwärtig auf 174 Gulden, also kann ich mir wohl ein neues Kleid zulegen. Die Zahlung mache ich entweder durch pr. Kassenanweisungen, die man seit dem Zollverband hier viel sieht oder durch einen Wechsel, denn hier ist ein Haus, wo Söllings das Potlot von beziehen.

Für Wilhelm:

Du besorgst mir von Hackenbruch 2 sechszöllige tüchtige Scheren. Die eine ist für mich, die andere für meinen Prinzipal. Sie kosten, glaub' ich, 22 Sgr. das Stück, dann eine flache englische Lindfeile³¹ von Wilhelmis von den größten, womit man die Platte auf einem großen Siegelring gut feilen kann, aber ja feiner Hieb. Dann ferner folgende Granaten, denn hier wird nichts in Granaten gemacht, deswegen hat mein Prinzipal keine Auswahl. Wenn Du sie selbst nicht hast, wird Brenschede aushelfen, sonst laß sie mir auch von Hackenbruch mit den Scheren kommen, nämlich 5 Dtzd. böhmische Granaten, 0 die Größe, 6 Stück Bandeloken³² 0 die Größe, 1 Dtzd. eine Sorte größer wie die ersteren und 4 Stück, 0 die Größe. Dann 2 Grabstichel von Wilhelmis und von Hackenbruch 2 schmale Flachstichel und 4 Bolzstichel³³, den größten breit und die anderen schmaler nach Verfolg. Dann unter Zuziehung des Rates unserer Mutter und Schwestern von Fried. Schulz³⁴ 3 halbe Pfund von 3 verschiedenen Sorten besten

³¹ Eine englische Lindfeile ist eine Flachfeile in achteckiger Form.

³² Bandeloken sind hängende Ohrringe (französisch: „pendeloques“).

³³ Grabstichel, Flachstichel und Bolzstichel sind Graveur- oder Fasserwerkzeuge.

³⁴ Friedr. Schulz, geb. 1815, war der älteste Sohn von Carl Schulz (siehe oben S. 15, Anm. 23) und die Hauptstütze des väterlichen Galanterie- und Kurzwarengeschäftes. Er vermählte sich 1842 mit Emilie Berninghaus aus Velbert.

leinenen Nähzwirn, den feinsten, um recht feine Hemden damit nähen zu können, die anderen beiden halben Pfund nach Verfolg etwas stärker. Selbiger ist für meine Hausehre, denn der hiesige Zwirn ist ganz schlecht und knotig. Noch muß ich bemerken, die Hose mit großem Latz und dann die Sachen ja recht fest verpackt, daß sich nichts reiben kann. Frei machen ist nicht nötig, ich will Euch einmal nicht auf Unkosten treiben, doch kann Vaters und Mutters väterliches und mütterliches Herz hier tun, was sie für gut finden. Wenn ich alles dies noch vor Weihnachten bekommen könnte, wäre es mir sehr lieb, wenn nicht, doch so bald wie möglich.

Ich bin gesund und wohl und hoffe, daß Ihr alle ein gleiches seid.

Herzlichen Gruß von Eurem Sohn und Bruder

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Schwester Emilie³⁵.

Regensburg, den 8ten Dez. 1838.

Am Tage Mariä Empfängnis, abends 8 Uhr.

Du unter den Guten die Beste!

Daß Du mit Freuden ins Vaterhaus zurückgekehrt, glaube ich gern, denn da ist der Platz, den dir die Vorsehung eigentlich angewiesen. Du mit Deinem kindlich reinen Gemüte gefällst Dir doch in der äußeren Welt so sehr nicht. Unsere Eltern und Geschwister werden sich gewiß auch recht gefreut haben, denn, wer Dich nur kurze Zeit in Deiner stillen Häuslichkeit waltend gesehen, der erkannte Dich bald und gewann Dich gewiß lieb. Mit mir ist es freilich anders, denn Schiller sagt ja: „Ewig aus der Wahrheit Schranken tritt des Mannes wilde Kraft. Unstät treiben die Gedanken auf dem Meer der Leidenschaft.“ Eine unnennbare Sehnsucht in die weite Ferne hat mich von Kindesbeinen an durchglüht; dabei hat mir immer die Idee vorgeschwebt, daß ich in der Fremde noch mal mein Glück machen werde, denn, sagt Schiller: „Was die innere Stimme spricht, täuscht die hoffende Seele nicht.“ Stehe ich auch ganz allein in der Welt, so bin ich doch nicht verlassen,

³⁵ Emilie Ascherfeld war eine der jüngeren Schwestern Adalberts (siehe oben S. 10), die eine Zeitlang auswärts gewesen war.

denn nur wer sich selbst verläßt, ist verlassen. „Nur Mut“, heißt es im ‚Freischützen‘, „wer Gott vertraut, baut gut.“

Gib nie dem Kleinmut dich zum Raube,
So gram sich auch dein Schicksal stellt.
Du sinkest nicht, so lange der Glaube
Ans eigene Ich dir nicht entfällt,
Doch niemals hat das Glück im Staube
Zu einem Feigen sich gesellt.

In diesem Augenblick sitzt Ihr gewiß am Kaffeetisch und denkt auch an mich, denn ich bin jeden Samstag um 8 Uhr im Geiste bei Euch, da haben wir uns so recht köstlich über vergangene Zeiten ausgeplaudert. An einem Samstag war es auch, wo Ihr vor 9 Jahren meinen ersten Brief aus Lüttich bekamt, damals hatte ich andere Pläne, doch was da nicht in Erfüllung gegangen, kann sich noch immer verwirklichen. Was in Frankreich nicht war, kann in Österreich oder Rußland sich finden.

Beruhigung.

1. In des Menschen Busen walten
Hoffnung und Erinnerung.
Alles andere mag veralten,
Bleibt das Herz doch neu und jung,
Bis es für des edlen Strebens
Edlen Lohn zum Quell des Lebens
Heimkehrt zur Beseeligung.
2. Wenn die Erdenfreud entschwunden,
Alles, was dich einst beglückt,
Wenn in düstren Wehmutsstunden
Schwer der Kummer auf dich drückt,
O dann hält ein gläubig Hoffen
Deines Daseins Himmel offen;
Wer noch hoffet, ist beglückt.
3. Doch, wenn jedes Sternes Leuchten
Deinem Blick in Nacht entschwand,
Wenn dein Auge Tränen feuchten,
Reicht Erinnerung dir die Hand.
So vom Sturmwind umgetrieben
Kehrt der Schiffer heim zum lieben,
Ach, zum einz'gen Vaterland.

4. Aber eine Hoffnung bleibet
Wie ein Frühlingsmorgen schön;
Wie der Weltenstrom auch treibet,
Diese kann nicht untergehn.
Was wir lieben, was wir wollen,
Harret einst zum freudenvollen
Ungetrübten Wiedersehen.

Jahre werden vielleicht noch hingehen, ehe ich wiederkehre, denn meine Sehnsucht will ich stillen, und der Prophet gilt nirgend weniger als im Vaterlande. An Dich, liebe Emilie, habe ich am meisten gedacht und werde ich noch am meisten denken. Du bist mein Maßstab, nach dem ich jedes Mädchen beurteile. Soll mir früh oder spät eine Lebensgefährtin zuteil werden, so wünsche ich, daß sie Deinen Sinn hat. Du bist ja imstande, einem des Lebens Last zu erleichtern, deswegen beziehe ich folgende Verse auf Dich:

Vertrauen einem höhern Wesen,
Das stets auf unser Heil bedacht,
Fest stehn im Angriff jedes Bösen,
Nicht zagen in der Leiden Nacht,
In Demut üben jede Pflicht,
Das lehrt des Glaubens Zuversicht.

In Not dem Nächsten beizustehen
Und trösten, wenn die Unschuld weint,
In Eintracht durch das Leben gehen,
Um Besserung flehn selbst für den Feind,
Dies tun aus reinem Herzenstriebe,
Gebietet wahre Menschenliebe.

Auf Gottes weise Liebe schauen
Wenn Gegenwart uns trüb umzieht,
Selbst in des Todes bangem Grauen
Noch glauben, daß uns Freud erblüht,
Dies hegen in der Seele Grund,
Macht uns das Glück der Hoffnung kund.

Was diese Verse sagen, tust Du gewiß. Daß es doch so wenige Mädchen gibt, die Dir gleichen! Siehe doch ja zu, daß Mathilde einen reinen, echt weiblichen Sinn bekommt. Früher hatte sie bedeutende Anlagen zur Eitelkeit; das ist nicht gut, denn hieraus entspringen die meisten Fehler der Frauzimmer.

Zum Schluß:

Charade.

1. Wo man Starkes, wo man Edles,
Hohes, Kräft'ges nötig hat,
Steht das Erste an dem Ruder
Und vollbringet kühn die Tat.
2. Frag den Wanderer: „Wo so eilig
Noch bei später Nacht hinaus?“
Wird das Zweite er dir sagen,
Treibt's ihn hin zum Vaterhaus.
3. Wo der Neckar in die Fluten
Sich des Vaters Rhein ergießt,
Such das Ganze. — Du wirst finden,
Daß es Thalien heilig ist.

Lebe wohl, o Du der besten eine, in dem Schoße der Zufriedenheit!

Werde nicht konfus bei dem Vielerlei und behalte lieb

Deinen Bruder

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

München, den 10ten Februar 1839.

Mes très chers Parents!

Am 15. Jan. verließ ich Regensburg mit einem Lohnkutscher, den ich bis München für 2 Gld. 48 Kr. akkordiert hatte. In Eckmühl machten wir Mittag, wo die Wirtin von Napoleon eine Tochter hat von der Schlacht daselbst, die ihm aufs Haar gleicht. Es war ungeheuer schlechtes Wetter, den ganzen Tag Regen, deswegen blieben wir in Ergolsbach über Nacht. Um 1 Uhr des andern Tages weiter. Um 8 Uhr waren wir in Landshut, wo ein sehr großer Turm ist, den viele für den höchsten in Deutschland halten. Im Moosburg machten wir Mittag und in Freising Nachtquartier. Um 1 Uhr wieder aufgebrochen, waren wir den 17. morgens 8 Uhr in München. Von unserem vorigen Lehrling in Regensburg und seinem älteren Bruder, die beide in München sind, erfuhr ich, daß bei Herrn Opitz im Bazar Kondition sei, wo ich auch gleich einen

Platz bekam. Da ich erst die kommende Woche anfangen sollte, benutzte ich den Rest der Woche, um mich in München ein wenig zu orientieren. Um dies besser bewerkstelligen zu können, kaufte ich mir einen Plan von München um 12 Kr., mit welchem ich mich mit der größten Leichtigkeit in ganz München zurechtfinden konnte. Freitags besuchte ich das Theater, wo ich zum erstenmal ein Ballett sah. Beim Zuhausegehen ging mir der König Ludel, wie die Münchener sagen, so nahe vorbei, daß ich ihm hätte eine Ohrfeige geben können. Eine große Schlittenfahrt sah ich auch, von den Grafen Arco veranstaltet, wo der hoffähige Adel und alle Gesandten dabei waren. An 20 Schlitten und viele Vorreiter, alles nebst Pferden recht luxuriös herausgeputzt. Die Grafen Arco sind Söhne von der alten Kurfürstin, der Witwe Karl Theodors, die dieser als Greis mit 17 Jahren heiratete. Diese Söhne bekam sie nach seinem Tode, einen von einem Offizier, den anderen von einem Pfaffen. Um diesen einen ehelichen Namen zu geben, heiratete sie später den Grafen Arco an die linke Hand, welchen Namen sie gegenwärtig führen. Sie sind sehr reich. Sonntag war ich in der Pinakothek: Gemäldegalerie, eigens dazu erbaut. Das Licht fällt oben durchs Dach, wie das in jeder Gemäldegalerie sein sollte. Hier sind 1275 Gemälde, alles Originale der größten Meister. Die Pinakothek ist ein langes Gebäude, eine Reihe Zimmer, worin die großen Gemälde und in den Seitenzimmern die kleineren. Steht man im Vorzimmer, so sieht man schnurgerade durch alle Zimmer bis ins letzte, so auch mit den Seitenzimmern. Die Länge ist gewiß von unserem Hause bis bei Ostermanns. Im Vorzimmer hängen in Lebensgröße in vergoldetem Rahmen in Krönungsornat: Max I. Emanuel; Carl Theodor; Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz; Max Joseph I. und Ludwig I.⁸⁶, die einzigen neuen Gemälde, eine „Mariä Himmelfahrt“, 6 Ellen hoch und 4 Ellen breit, das größte Original von Teniers, 6 Ellen breit und 4 hoch, eine flandrische Kirchweih vorstellend. Dieses ganze große Gebäude ist immer geheizt, d. h. unterirdisch. Das Theater ist auch auf dieselbe Art geheizt. Die Einrichtung dazu kann ich mir nicht recht erklären. Die Schloßkirche ist auch geheizt.

Mein Atelier ist eines der besten und schönsten in München. Es liegt im Bazar, den ich später einmal näher beschreiben werde. Ein sehr helles, großes Arbeitszimmer, ein Fenster, 3 Ellen breit

⁸⁶ Max I. Emanuel wurde 1623 Kurfürst von Bayern. Er wurde das Oberhaupt der Katholischen Liga im Dreißigjährigen Kriege. — Carl Theodor war vom Jahre 1777 bis 1797 Kurfürst von Bayern und der Pfalz. — Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz regierte von 1690 bis 1716. — Maximilian IV. Josef war seit 1799 Kurfürst, seit 1806 der erste König von Bayern als Maximilian I., bis 1825. — Ludwig I., König von Bayern 1825—1848.

und 3 Ellen hoch, mit 20 Scheiben, davor ein 9sitziges Werkbrett. Drei Kollegen habe ich: der Hauptjuwelier aus Pest, einer aus Linz und einer aus Koblenz, außerdem vier Lehrlinge. Herr Opitz, mein Prinzipal, ist aus Posen gebürtig. Die Königin Theresie läßt alles bei ihm machen. Sie hat alle Augenblicke etwas zum Aufputzen und Reparieren. Ein schönes Brillant-Diadem sah ich von ihr. Der alte Hof-Juwelier ist tot; man glaubt, mein Prinzipal wird's werden. Zwei Smaragde in Bandeloken-Form habe ich in fein Gold gefaßt, die in Brillant-Ohringe gehörten, wo ich auch daran geholfen. Die Smaragde kosten 1000 Gulden, riskante Sache. Mein Prinzipal ist ein fameuser Juwelier, hundertmal geschickter als der in Regensburg, dessen größte Geschicklichkeit im Schwätzen bestand. Viele Juwelierarbeit, aber fast lauter Brillanten, ein Sevigné von Rosetten habe ich gemacht. In den drei Wochen, die ich hier bin, habe ich so viele Edelsteine gesehen, daß, wenn sie mein wären, ich die ganze Stadt Essen mit allem, was darin ist, kaufen könnte und noch ein wenig mehr. Mein Prinzipal ist nicht im entferntesten Sinne mißtrauisch. Das Gold und die Steine fahren herum, daß ich mich nicht genug wundern kann über diese Sorglosigkeit, eigentlich Nachlässigkeit. Angefangen zu arbeiten haben wir bis jetzt noch nicht vor 8 Uhr morgens, aber wohl später. In der Dämmerung konnten wir eine halbe Stunde spazieren gehen, um 7 Uhr Feierabend. Hörten wir samstags früher auf, das machte auch nichts. Eine sehr gute Behandlung. Daß ich von Regensburg weg bin, freut mich jetzt recht, denn wenn man es besser bekommt, so schickt man sich leicht in eine Veränderung. Die Luft ist hier sehr rauh und ungesund, oft sechserlei Wetter an einem Tage. Viel Hunger und Durst bekommt man davon. Ich speise fast alle Mittag irgendwo anders, denn der Tafernwirtschaften gibt's hier viele. Alles, nach dem der Hunger ist, bald für 12, bald für 15 Kr., immer nach der Karte. Schöne Einrichtung. Das Münchener Bier ist gut. Zuweilen trinke ich $1\frac{1}{2}$ Maß abends. Merkwürdigkeiten werde ich später noch schreiben. Vielleicht steht Baedeker auch mit hiesigen Buchhändlern in Verbindung, daß dann die Briefe kein Porto kosteten³⁷. Meine Finger sind steif vor Kälte, denn mein Zimmer ist nicht zum Heizen.

Allen meinen herzlichen Gruß! Hoffentlich seid Ihr alle gesund wie ich, denn Gott verläßt keinen Goldschmied nicht.

Adalbert

bei Herrn Juwelier Opitz im Bazar in München.

³⁷ Das Briefporto war damals verhältnismäßig hoch. Um 1840 z. B. erforderte ein Brief von Frankfurt a. Main nach Berlin noch 0,80 RM. Porto.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

München, den 21. Februar 1839.

Liebe Eltern!

Sonntag, den 10. Februar, mittags empfang ich durch meinen Freund Schuch den Brief vom 4ten, als ich gerade eine Stunde früher den meinigen zur Post brachte. Der König Ludwig, der diese Woche nach Italien gereist ist, hat noch vorher meinen Prinzipal zum Hofjuwelier gemacht. Die übrigen Prinzipale sind ihm alle außerordentlich neidisch, weil viele sich große Mühe darum gegeben, was jetzt alles für nichts ist. Mein Atelier ist jetzt partout das erste hier, was es früher auch ohne das Hofjuwelierprädikat schon war. 600 Gulden Einkommen sind damit verbunden, wofür man fast nichts zu tun hat. Alle Arbeiten für die Schatzkammer bekommen wir jetzt von Rechts wegen. Fastnachtsmontag war ich auf der Redoute im Königlichen Schauspielhause, Entrée 1 Gld. 12 Kr. Des Nachmittags sah ich, wie in München die Metzgerbuben zu Knechten gestempelt werden. Kurz vor Mittag durchschritten dieselben (heuer waren's fünf) in roten Jacken, weißen Schürzen, runden Hüten auf dem Kopfe und das Instrument zum Messerschärfen an der Seite, mit zahlreicher Musikbegleitung die Stadt. Um 1 Uhr auf der Schranne (Kornmarkt) angekommen, stiegen sie ab und kleideten sich in einem Hause daselbst in weiße Jacken, Hosen und Mützen, die mit einer Unzahl Kälberschwänzen benäht waren. Dann stellten sie sich mit ihrem Altgesellen, der einen roten Rock und dreieckigen mit Silber bordierten Hut aufhatte, auf den Rand des daselbst befindlichen Brunnens. Der Altgeselle hielt eine Rede, von der ich nichts verstand und trank mit seinen angehenden Kollegen auf das Wohl der Zunft und weiß der Henker, was sonst noch, eine bedeutende Quantität Bier. N. B. Sie schienen alle keine Klappe im Hals zu haben. Hierauf sprangen die mit Kälberschwänzen von Kopf bis zu Fuß benähten Lehrbuben, die den Ungeheuern der Unterwelt ziemlich gleichen, in den vier Fuß tiefen Brunnen. Der zahlreich versammelten Gassenjugend werfen sie dann Äpfel und Nüsse vor, und indem diese danach krabbeln, begießen sie dieselbe aus kleinen Kübeln mit Wasser. Dieses Experiment dauert ungefähr eine Viertelstunde, wo sie dann aussteigen und der Altgeselle einem jeden eine weiße Jacke, reich mit silbernen Schaumünzen behangen, anzieht, was der Ritterschlag, der Gesellenstempel ist. Bei der Redoute abends war brillante Erleuchtung, man glaubte in einem Feentempel zu sein. Alle Logen vollgpropft, im Saale wogte eine dichte Masse zweibeiniger Ge-

schöpfe hin und her. Gegen 8 Uhr erschien der Hof in seinen Logen, teils in Tiroler, teils im Kostüm aus der Zeit Ludwigs XIV. mit Ausnahme der hohen Häupter selbst, die im größten Staate zivilisiert erschienen. Ich sah den König, die Königin, deren Diadem aus Smaragd und Brillanten wir nachmittags noch geputzt hatten, und woran ich sie gleich erkannte. Ferner die Kaiserin von Brasilien nebst ihrer jüngsten Tochter³⁸, die bedeutende Anlage zum Gähnen zeigte, die Herzogin Leuchtenberg und alles nobele Volk von München. Ungefähr 40 Studenten, ein Tambour voran, erschienen als alte Weiber in weißen Mützen, Nachtjacken und Röcken und führten unter Trommelschlag einen Tanz auf. Das Ganze war bloß ein Witz auf die so wenig lebhaften Münchener Redouten. Dann führte eine Quadrille Russen und Türken vom Corps de Ballett einen sehr schönen Tanz auf. Dann kam noch eine türkische Affenkomödie von den Kindern des Balletts, deren Anführer auf einem pappendeckelten Esel ritt. Den 26. Febr. Gestern, Montag abends, den 25ten, wohnte ich einem Vokal- und Instrumental-Konzert von den Zöglingen der Königl. Blinden-Anstalt bei im großen Saale des Königl. Odeons. 1. Overture aus „Don Juan“. 2. Rondo für Piano von Kalkbrenner, Solo. 3. Tiroler Lied mit Variationen für Flöte von Fürstenau. 4. Overture aus „Camilla“. Das Tiroler Lied hatte fast die Melodie: „Wenn ich in der Früh aufstehe“. Nr. 4, I. Abt., das Thema ungefähr wie das Klarinette-Konzert von Cuffner, welches Wilk und ich viele tausendmal geblasen. Nr. 3, II. Abt., das Thema aus „Preciosa“. „Vivat, dreimal hoch das Soldatenleben“. Ich war auf der Galerie für 24 Kr., weil ich nicht Zeit hatte, noch nach Hause zu gehen, um mich umzuziehen. Die Galerie war sehr voll und zu meinem Erstaunen viel honnette Leute, die die Galerie vorziehen, weil man da in Alltagskleidern hingehen kann und sich gar nicht zu genieren hat. Im Saal war es auch sehr voll. 9 Kronleuchter, jeder mit 36 Lampen. Um halb sieben erschien die Königin Therese, geführt von ihrem Sohne Luitpold³⁹, etwas später die Witwe-Königin⁴⁰ und noch viel nobeles Volk (Hofschranzen und Tellerlecker). — Ein blinder Mann, ein armer

³⁸ Es handelt sich um die Gemahlin Dom Pedros I., der 1822, als Brasilien sich von seinem Mutterlande Portugal loslöste, zum Kaiser von Brasilien erklärt worden war, und deren Tochter, Maria da Gloria II., die rechtmäßige Königin von Portugal, zu deren Gunsten Dom Pedro auf die Herrschaft in Portugal 1826 verzichtet hatte. 1835 hatte sich Maria da Gloria II. mit dem Prinzen Aug. von Leuchtenberg vermählt, der nach zwei Monaten starb. 1836 heiratete sie den Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohary. Sie starb 1853.

³⁹ Luitpold ist der spätere Prinzregent von Bayern (1886—1912), ein Bruder Maximilians II. (1848—1854), der Ludwig I. folgte.

⁴⁰ Die Witwe-Königin war die Gemahlin Maximilians I., des ersten Königs von Bayern (1806—1825).

Mann! Es ergriff mich ganz sonderbar, als diese 24 Blinden von ihrem Lehrer in Reih und Glied gestellt wurden und jeder so recht mit den Füßen tappte. Diejenigen, die Solo vortrugen, wurden mit dem Gesicht gegen das Publikum gewendet und mußten einen Bückling machen, der natürlich steif ausfiel. Der Flötist war ausgezeichnet.

Den 8ten März.

Vorige Woche las ich im Fremdenblatt: „Herr Zimmern, Kaufm. aus Frankfurt“. Ich suchte ihn auf, und mein alter Schulkamerad freute sich sehr, mich nach 13 Jahren wiederzusehen. Sonntags habe ich mit ihm im „Adler“ zu Mittag gegessen. Das wird den alten Nosel freuen, wenn er es hört. Dasselbst traf ich auch zwei Tuchreisende aus Aachen, einer hieß Krauthausen, war Vetter zum Goldarbeiter daselbst. Nachmittags gingen wir zusammen aus und sprachen immer Plattdeutsch; da glaubten die Leute, wir seien Ungarn oder Böhmen. Montags war ich im Theater, wo der „Tartuffe“ von Molière auf französisch gegeben wurde im Kostüm aus der Zeit des Louis XIV. Donnerstags sah ich die Oper „Euryanthe“. Gute Sänger und Musik und herrliche Dekorationen. Vorige Woche war ein Portugiese bei uns im Laden, der nur französisch sprach. Ich mußte zwischen ihm und meiner Prinzipalin einen Dolmetscher machen. Heute kam wieder ein französischer Brief aus Florenz von der Prinzessin Corsini, den ich verdeutschen mußte. Wir arbeiten alleweil viel in Brillanten für die Königin. Heute bekam ich 4 Stück aus einem Halsschmuck einzufassen von $1\frac{3}{4}$ Karat das Stück. Wenn ein Brillant nicht tief genug im Silber sitzt, so setzt man den Geißfuß⁴¹ darauf, nimmt einen anderen Stichel an der Spitze und schlägt dann Hest auf Hest, dann setzt er sich schön. Daran erkennt man den Juwelier. Ein Caramboner-Juwelier kennt dies nicht, und wenn er's hört, glaubt er's nicht, und glaubt er's, so riskiert er's nicht.

Den 14. März, den Montag, bekam ich den ganzen Halsschmuck zum Neufassen; er gehört der Königin Therese. Es sind 50 Brillanten nach Verlauf von $\frac{5}{8}$ bis 2 Karat, im ganzen 56 Karat im Werte von beinahe 7000 Gulden. Alle werden einzeln gefaßt und mit Ösen aneinandergehängt. Heute hatten wir auch ein Diadem von der Königin, worin ein Brillant von 20 Karat, der das Karat

⁴¹ Der Geißfuß ist ein Werkzeug des Graveurs oder Fassers, das zum Tiefersetzen der Steine benutzt wurde.

auf 1000 Gulden geschätzt wird. Dann viele Kron-Diamanten, worunter verschiedene Brillanten von 30 und 40 Karat.

Den 16. März. Heute habe ich den ganzen Tag gearbeitet wie ein Maulesel, daß mein Kollier fertig wird. Es ist für die Prinzessin Adelgunde, die jetzt großjährig erklärt ist. Heute abend erwartet man den russischen Thronfolger⁴² hier und, wie das Gerücht geht, wünscht man, daß er sich in diese Prinzessin verlieben möchte. Deswegen pressiert das Kollier so.

In dem Diadem der Königin, wovon ich oben geredet, sind Brillanten von der Größe und Dicke eines Sperlingseies über und über mit Fassetten, die bloß in einer Kapsel befestigt sind. Nach einem Diamanten schaue ich fast gar nicht mehr um, denn es regnet bei uns jetzt alle Tage. Ich könnte noch sehr vieles schreiben, will es aber aufs nächste Mal verschieben. Sprich doch mit Baedeker, ob er nicht Gelegenheit hat, mir auch hier Eure Briefe zukommen zu lassen.

Grüßet alle, die eines Grußes von mir wert sind!

Adalbert.

Vergeßt ja nicht, auf meine Adresse zu schreiben: „Bei Herrn Opitz, Hofjuwelier Sr. Majestät von Bayern“.

(Die erste Seite des Briefes zeigt ein Bild des Max-Joseph-Platzes in München, links und rechts daneben schreibt Adalbert Ascherfeld):

Wo ich das † gemacht, ist der Leinwandvorhang eines Friseurladens, in dem sich ein frisiertes wachsenes Brustbild befindet. Dasselbe stehet auf einem viereckigen Kästchen, $\frac{1}{2}$ Fuß lang und breit und hoch und dreht sich durch eine darin befindliche Mechanik immer herum wie der Sekundenzeiger einer Uhr, so daß man die Frisur von vorn und von hinten besehen kann. Dasselbe ist aus Paris und kostet 400 Gulden.

Hier rechts ist die Front des Königl. Residenzschlosses. Die Statue von Max Joseph von Bronze sieht aus wie vergoldet. Fußgestell Marmor. Unten an den vier Ecken desselben sind vier Löwen, die das Ganze zu tragen scheinen.

Die Firma Mey et Widmayer, die man links bemerkt, ist eine Kunst- und Bilderhandlung, vor deren zahlreich bebilderten Fenstern fortwährend eine zahlreiche Menge Gaffer steht, unter denen ich auch oft bin. Dasselbst kaufte ich dieses Briefpapier.

⁴² Es handelt sich um den späteren Zaren Alexander II. (1855—1881).

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

München, den 30ten Mai 1839.

Liebe Eltern!

Wilhelm wird meinen Brief empfangen haben. Vorige Woche Freitag morgen halb 8 Uhr brachte der Hausknecht vom „Schwarzen Adler“ einen Brief, worin eine Karte lag mit dem Namen Carl Waldthausen⁴³. Meine Schürze wegwerfen, Rock anziehen und zur Tür hinausrennen war das Werk eines Augenblicks. Es ist doch etwas Eigenes um die Heimat; ich bin gewiß kein altes Weib, aber die Tränen liefen mir vor Freude das Gesicht herunter. Ich traf den Carl noch im Negligé und benutzte die kurze Zeit, da er mittags schon mit dem Eilwagen nach Nürnberg abreiste, um ihm die Pinakothek und Glyptothek zu zeigen. Lieb wäre es mir gewesen, wenn er einige Tage hätte hier verweilen können, denn des Sehenswerten gibt es hier so viel. Den Samstag habe ich aufgehört zu arbeiten und diese Woche benutzt, um alles Merkwürdige, was München zu bieten hat, noch vollends zu besuchen. Montag sah ich den neuen Krönungssaal, der so hoch wie eine Kirche, aber noch nicht fertig ist. Die Aufsätze auf den Säulen, die die oben herumlaufende Galerie tragen, sind ganz vergoldet, überhaupt wird bei allen Verzierungen soviel Gold verschmiert, als wenn man's auf der Straße fände. Im Vorzimmer sind vier große Wandgemälde, woran die Maler noch beschäftigt waren. Das erste stellt Rudolf von Habsburg dar, wie er die Priester mit dem Allerheiligsten auf seinem Pferde durchs Wasser fñhrt, welches Pferd er hernach nicht mehr bestiegen und für immer dem Dienste des Herrn weihet. Lina⁴⁴ kennt das Gedicht darüber. Das zweite wie er zum Kaiser gewählt wird. Das dritte die Schlacht mit Ottokar von Böhmen. Das vierte die Gerichtssitzung nach der Schlacht über die Gefangenen. Dienstags morgens war ich in der Schatzkammer. Hier gab's Brillanten, Smaragde, Rubine, Saphire, Türkise in Massen, wie die Edelsteine auf einer Chaussee. Hubertus-, Georg- und mehrere Goldene-Vließ-Orden in Brillanten, den Hosenbandorden in Form eines ledernen Strumpfbandes mit der Aufschrift von Brillanten: „Hony soit qui mal y pense⁴⁵“, und noch viele andere

⁴³ Carl Waldthausen aus Essen, geb. 1817, der später nach Aachen überstiedelte, war ein Sohn von Johann Conrad Waldthausen, der 1820 mit Wilhelm Waldthausen die Wollhandlung Wilh. & Conr. Waldthausen gründete. Julius und Ernst Waldthausen waren seine Brüder. Mews: Wollhandlung Wilh. & Conr. Waldthausen. 1820—1920. Fests. Essen 1920.

⁴⁴ Lina Ascherfeld, geb. 1810, war Adalberts älteste Schwester (siehe oben S. 10).

⁴⁵ Deutsch: „Verflucht sei, der schlecht davon denkt!“

Orden. Die bayrische Krone, die Krone der Königin, das Zepter, den Reichsapfel, das Schwert, welches zum Ritterschlag gebraucht wurde, mehrere Kronen von Gold von bayrischen Herzögen, eine von Karl dem Großen, eine von der Kunigunde. Eine goldene Mantelspange, mit Diamanten besetzt, die der Kurfürst Max Emanuel⁴⁶ im Türkenkrieg eigenhändig einem Pascha abgenommen. Einen Ritter St. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm erlegt von Gold und Emaillé. Das Schwert oder sogenannte Flammen-Schwert ist von Gold und Kristall, Pferd und Ritter mit Brillanten und Rubinen übersät. Der Lindwurm ganz mit Smaragden getigert. Mehrere getriebene Pokale, ein dito Taufbecken, eine Violine von Schildkrot. Ein ganzer Brustschmuck von Perlen, große und noch größere. Viele ungefaßte Steine Smaragde zwei Daumen groß. In einem Brustschmuck ein bläulicher Brillant. Kurzum, dies sah ich, außerdem, was ich davon vergessen habe, und noch viel mehr. Unter den Büchern, die ich Carl Waldthausen mitgegeben habe, wird Euch die Reisebeschreibung des Wagnergesellen Ernst Döbel schon gefallen, den ich hier persönlich kennenlernte, dem sein anspruchsloses, bescheidenes Wesen hier überall Achtung erwarb. Derselbe ist dem König, der Königin und der Herzoglich Leuchtenburgischen Familie vorgestellt worden. Sein Werk ist sehr unterhaltend, indem die Gegenstände sich in den Augen eines so schlichten Mannes ganz anders gestalten als bei den Gelehrten, die solche Reisen unternehmen.

Bis Samstag oder Sonntag denke ich hier von hier abzureisen, bei gutem Wetter über Rosenheim, den Chiemsee, Traunstein nach Salzburg zu Fuß, bei schlechtem Wetter direkt auf Salzburg zu fahren. Das Bild stellt den Getreidemarkt dar. Der Getreidehandel ist der einzige in Bayern, den man großartig nennen kann. Schon Freitags nachmittags wird das Korn daselbst aufgeföhren bis spät abends, nachts mit Brettern überlegt wegen allenfallsigen Regens, und Samstag geht's Handeln an. Auf der Säule steht die Jungfrau Maria von Bronze, die Schutzpatronin Bayerns.

Da ich jetzt so bald nicht wieder schreiben werde, so schreibe ich zu guter Letzt noch mal recht viel, das Porto wird Euch hoffentlich nicht reuen.

Besten Gruß an alle Verwandten, Bekannten und Freunde!

Lebt wohl und bleibt gesund und behaltet lieb

votre fils Adalbert.

Fortsetzung in den anderen Briefen.

⁴⁶ Es handelt sich um den Kurfürsten Maximilian II. Emanuel, der sich in den Türkenkriegen (1683—1688) auszeichnete; gest. 1726.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern.

Hanau, den 21ten Juli 1839.

Liebe Eltern!

Da ich hier einen einstweiligen Aufenthaltsort habe, so erman-gele ich nicht, Euch über meine Reise einiges mitzuteilen:

Nachdem ich in Kettwig von meinen Begleitern Abschied genommen, stieg ich in den Postwagen, wo ich A. Hülsmann mit seiner Mutter und den jungen Rauter, der mit mir auf das Gymnasium ging, traf; von Ratingen aus ging ich, welches nur noch ein Spaziergang war, da ich meinen Tornister im Wagen ließ, welchen mir A. Hülsmann, der auch mit seiner Mutter bei Drees logieren wollte, mit dorthin besorgte. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr kam ich in Düsseldorf an. Den Nachmittag ging ich in die Gemäldegalerie und Gewerbeausstellung, besuchte später C. Leingardt, ging mit diesem abends aus und kam um 10 Uhr wieder in mein Logis, von wo aus ich mit meinen Landsleuten zum Dampfschiff ging. Dieses fuhr um 11 Uhr ab und kam den 7ten Juli, morgens um 5 Uhr in Köln an. Hier ließ ich mir den „Hof von Holland“ zeigen, wo ich mich einige Stunden schlafen legte, welches ich auf dem Dampfschiff nicht machen wollte. Später besuchte ich Fr. Krupp, ging mit ihm zum Fr. Schulz⁴⁷, welchen wir auch zu Haus trafen; nachdem wir uns hier zusammen mehrere Stunden unterhalten und Guitarre gespielt hatten, gingen wir um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr auf die Parade, wo ich durch die schönste Musik überrascht wurde. Von dort ging Fr. Krupp nach Hause, und Fr. Schulz und ich aßen in dem „Wiener Hof“ zu Mittag. Hier hatte ich zum ersten Male das Vergnügen, an einer großen Tafel zu speisen, wo manches aufgetischt wurde, welches ich weder gesehen noch gegessen hatte. Nach Tische tranken wir auch einen Kaffec hier und gingen dann zu dem Logis des Fr. Schulz, wo wir uns schlafen legten. Um 5 Uhr spazierten wir zur Rhein-Au, einem Vergnü-gungsorte am Rhein. Fr. Krupp, den wir anrufen wollten, war nicht zu Hause. Auf der Rhein-Au war ein großer Teil der nobelen Welt versammelt. Bei der schönen Harmoniemusik, bei dem An-blick so vieler hier verweilender Menschen amüsierten wir uns

⁴⁷ Der hier erwähnte Friedrich Krupp (1820—1901) war der jüngste Sohn des Gründers der Gußstahlfabrik gleichen Namens. Über Friedrich Schulz siehe oben S. 23. Die beiden waren Vettern von Wilhelm Ascherfeld, da Friedrich Krupps Mutter, Therese, geb. Wilhelmi, und Friedrich Schulz' Mutter, Luise, geb. Wilhelmi, Schwestern von Wilhelms Mutter, Caroline, geb. Wilhelmi, waren.

einige Stunden. Um 8 Uhr gingen wir von hier fort zum „Prinzen Carl“, einem Gasthaus in Deutz, hart am Rhein gelegen, wo wir ebenfalls in zahlreicher Gesellschaft unter freiem Himmel verweilten. Um 11 Uhr begaben wir uns nach Hause. Am folgenden Morgen, Montag, den 8ten Juli, ging ich zum Fr. Schulz, der mich in die Kunstausstellung führte, die die in Düsseldorf noch bei weitem übertraf, blieb hier bis 11 Uhr, nahm dann von Fr. Schulz Abschied, weil sein Dienst eine längere Zusammenkunft von uns nicht erlaubte. Hierauf ging ich zu Fr. Krupp, der mich noch durch viele Straßen Kölns führte und auch mit mir in den Dom ging, welchen ich mit großen Augen bewunderte. Nachdem sagte ich auch Fr. Krupp „Lebe wohl“ und ging zu meinem Logis. Um $\frac{1}{5}$ Uhr fuhr ich mit dem Dampfschiff nach Bonn, wo ich um 9 Uhr ankam. Hier kehrte ich bei Gastwirt Collmann ein. Beim Abendessen saß ich bei einer Gesellschaft von drei jungen Leuten, welche, wie ich aus ihrem Gespräch hörte, den folgenden Morgen den Rhein hinauf wollten, um diese schöne Gegend zu besehen. Da ich dieselbe Tour machen wollte, so schloß ich mich an dieselben an. Wir gingen unserer vier am folgenden Morgen, Dienstag, den 9ten Juli, um 4 Uhr aus Bonn. Kaum eine Viertelstunde gegangen, fing es an zu regnen. Dieses dauerte aber glücklicherweise nur eine halbe Stunde, wonach der Himmel sich aufklärte und es den ganzen Tag heiter blieb. Um $\frac{1}{6}$ Uhr kamen wir in Godesberg an, bestiegen hier die Burg und ließen uns den Turm aufschließen, von dessen höchster Höhe aus wir eine große Strecke Rheingegend übersehen konnten. Von hier aus gingen wir weiter den Rhein hinauf bis gegenüber Königswinter, wohin wir uns überfahren ließen und um 8 Uhr daselbst angekommen, den Kaffee tranken. Hier blieben wir eine Stunde und erstiegen von dort aus den Drachenfels. Die wundervolle Aussicht, welche man von hier genießt, bin ich nicht imstande, auch nur in etwa zu schildern. Bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr verweilten wir hier, dann gingen wir weiter den Rhein hinauf, wo wir uns zu Nonnenwerth, einer Insel im Rhein, überschiffen ließen. Hier aßen wir zu Mittag und ließen uns dann wieder zum linken Rheinufer übersetzen. Jetzt gingen wir eine Strecke den Rhein hinauf bis zu dem sogenannten Rolands-eck, erstiegen ebenfalls diesen Fels, wo die Aussicht der auf dem Drachenfels ziemlich ähnlich ist. Von hier gingen wir zu dem hierbei gelegenen Gasthof „Zum Rolands-Eck“, tranken dort den Kaffee und hielten uns bis $\frac{1}{2}$ 7 Uhr auf. Nun gingen wir weiter den Rhein hinauf bis gegenüber einem Dorf namens Unkel, ließen uns dort übersetzen, wo wir zu Abend aßen und um 11 Uhr in das Dampfschiff, welches hier still hält, stiegen, so daß wir Mittwoch, den 10. Juli, morgens um 5 Uhr in Koblenz ankamen. Wir gingen jetzt über die Rheinbrücke nach Ehrenbreitstein, welches nur

durch den Rhein von Koblenz getrennt ist, und logierteu im Gasthof „Zum weißen Roß“. Nachdem wir uns hier ein wenig ausgeruht und den Kaffee getrunken hatten, gingen wir nach dem berühmten Badeort Ems, 2 Stunden davon gelegen. Hier hätte ich mir's wirklich nicht so vorgestellt. Die ganze Stadt besteht fast aus nichts als Gaslhöfen, einer noch schöner als der andere. Eine Menge Badegäste aus aller Welt sieht man hier. Zufällig bemerkte ich den jungen Rauter, mit dem ich nach Düsseldorf gefahren, hier. Derselbe badete auch hier und freute sich nicht wenig, mich zu sehen, weil er der einzige Essener war und keinen Bekannten hatte. Er führte mich überall herum zu dem Brunnen, wo ich das weltberühmte Wasser einmal kostete, ferner in den Kursaal, dessengleichen an Pracht und Eleganz ich nie gesehen. Dann gingen wir in ein großes Gebäude, welches mit Läden aller nur erdenklichen Artikel angefüllt war, wo wir uns lange aufhielten. Nachdem P. Rauter mich noch lange in Ems herumführte, suchte ich meine Reisegesellschafter, von denen ich mich einstweilen getrennt hatte, wieder auf, und wir beschlossen, wieder nach Ehrenbreitstein zurückzukehren. Ems liegt im Tale, und der Weg dahin führt einen eine Stunde langen Fußpfad den Berg hinunter, weshalb fast alle, welche Ems besuchen, zu dem Rückwege sich einen Esel nehmen, welche hier zu 30 und mehreren immer bereitstehen. Wir vier nahmen uns deshalb auch einen Esel und ritten dann aus Ems hinaus, welches uns nicht wenig Spaß machte. Nachdem wir oben auf dem Berge waren, welches der halbe Weg zwischen Ems und Ehrenbreitstein ist, übergaben wir die lieben Tierchen ihren Treibern, welche, wie ich noch bemerken muß, ein jeder eine rote Kappe und ein rotes Band mit einem kupfernen Schilde am Halse trägt, mit einer Nummer versehen, welche der Esel vermittelt eines am Kopfe befestigten Schildes auch führt. — Von dort aus gingen wir bis nach Ehrenbreitstein, wo einer meiner drei Gesellschafter, welcher in einer Buchhandlung in Köln konditionierte, uns verließ, weil er um 3 Uhr mit dem Dampfschiff wieder nach Köln zurückkehren wollte. Dieser hatte nämlich mit den beiden anderen, welche Buchdrucker aus Hamburg waren, diese Tour zum Vergnügen mitgemacht. Wir drei gingen jetzt zu unserem Logis, wo wir den Kaffee tranken und uns bis 6 Uhr ausruhten. Jetzt gingen wir die Festung Ehrenbreitstein hinauf, welche auf einem hohen Felsen am Rhein gebaut ist; ließen uns von einem Unteroffizier den Zweck aller Festungswerke erklären und betrachteten das schöne Koblenz und Umgegend. Nachdem wir alles gehörig in Augenschein genommen, gingen wir nach Koblenz, um dieses näher zu besehen, zugleich besehen wir auch die über die Mosel gebaute steinerne Brücke und gingen dann, weil es bis hierhin

8 Uhr geworden, wieder zu unserem Logis, wo wir zu Abend aßen und uns zur Ruhe begaben. Wie wohl mir die nächtliche Ruhe tat, könnt Ihr leicht denken, da ich seit dem Morgen, wo wir nach Bonn gingen, nicht geschlafen hatte, denn auf dem Dampfschiffe fehlte es an Lager und Ruhe dazu. Am folgenden Morgen, Donnerstag, den 11. Juli, gingen wir um $\frac{1}{2}7$ Uhr aufs Dampfschiff, welches von Koblenz nach Mainz fährt. Äußerst interessant ist diese Gegend, und das Auge hat fortwährend den schönsten Genuß. Meine zwei Reisegefährten, mit denen ich von Bonn gereist war, und ich stiegen in Rüdesheim, eine Stunde oberhalb Bingen aus dem Dampfschiff, aßen in Rüdesheim zu Mittag und tranken dabei eine Flasche Rüdesheimer, welchen Wein ich bis dahin noch nicht gekostet hatte. Nach Tische gingen wir nach Geisenheim, eine halbe Stunde davon gelegen und bestiegen von hier aus den Johannisberg, wo wir das schöne Schloß des Fürsten Metternich, welches schon seit 9 Jahren leer stand, uns von unten bis oben zeigen ließen. Hier hat man von einem Balkon aus, welcher oben am Schloß angebracht ist, die schönste Aussicht auf den Rhein und die Umgegend, welche man sich nicht so reizend denken kann, wie sie wirklich ist. Eine Stunde verweilten wir hier und hätten gern eine Flasche von dem berühmten Johannisberger Kabinettswein getrunken; aber dafür 11 Gulden zu zahlen, war uns doch zuviel. Jetzt gingen wir wieder den Berg hinunter nach Geisenheim, tranken hier Kaffee und verweilten solange, bis das Dampfschiff, welches 3 Stunden später von Koblenz abgefahren war als das, mit welchem wir gefahren waren, hier ankam. Wir stiegen auf dasselbe und kamen um $\frac{1}{2}9$ Uhr in Mainz an. Meine zwei Reisegefährten wollten sich hier Geschäfte halber einige Tage aufhalten, welches ich für meine Person für zwecklos hielt, nahm deshalb von ihnen Abschied und ging, da sie in einem der ersten Gasthöfe logierten, in einen geringeren, wo es billig aber gut war.

Freitag, den 12ten Juli, ging ich morgens durch Mainz spazieren, besah auf dem Markt Gutenbergs Denkmal, ging in die Domkirche und bestieg dann mit mehreren Fremden den Dom, von wo aus man ganz Mainz übersieht. Dann ging ich wieder hinunter in die Domkirche, welche wegen ihrer Bildhauerarbeiten besonders sehenswert ist. Nun ging ich zu meinem Logis, bezahlte, was ich verzehrt hatte, und begab mich von dort um 10 Uhr auf den Weg nach Wiesbaden. Die Sonne war drückend heiß, weshalb ich von dem Anerbieten welches mir ein Hauderer machte, mich für 18 Kreuzer, also 5 Sgr., nach Wiesbaden zu fahren, Gebrauch machte. Um $\frac{1}{2}12$ Uhr kam ich dort an und spazierte durch Wiesbaden, wo das Tun und Treiben mit dem in Ems ähnlich ist, mit dem Unterschied, daß hier noch einmal soviel Badegäste sind und alles viel großartiger und schöner ist. Der Kursaal ist auch hier

besonders sehenswert und noch bei weitem größer als der Emser. Nachdem ich mich hier mehrere Stunden umgesehen hatte, nahm ich eine Fahrgelegenheit wahr und fuhr für einen Thlr. nach Frankfurt mit noch zweien, einem Bruder und einer Schwester, jungen Leuten aus Sachsenhausen, mit denen ich mich bei der ganzen Fahrt angenehm unterhielt. Um 7 Uhr kamen wir in Frankfurt an, wo ich in dem Gasthaus „Zum Landsberg“ logierte. Am folgenden Morgen, Samstag, den 13. Juli, besuchte ich Schürmann. Von demselben⁴⁸ und seiner Frau aufs freundlichste aufgenommen, mußte ich dort frühstücken. Schürmann bedauerte, vor 3 Wochen einen Gehilfen angenommen zu haben, andernfalls ich vorläufig bei ihm hätte bleiben können. Er versicherte mir aber, mir zu einer Stelle in Hanau behilflich sein zu wollen. Nachdem ich hier eine Stunde verweilt und dessen schönen Laden in Augenschein genommen hatte, empfahl ich mich einstweilen und ging über die Sachsenhäuser Brücke, von wo aus ich für 12 Kr. nach Offenbach fuhr. Hier suchte ich meinen Landsmann, den C. Diederichs, auf, welcher nicht wenig erfreut über meinen Besuch war. Derselbe stellte mir seine Frau vor, welche ich sowohl schön als auch liebenswürdig fand. Als ich hier zu Mittag gespeist und Kaffee getrunken hatte, blieb ich noch bis 5 Uhr dort und fuhr dann mit C. Diederichs nach Frankfurt, welcher daselbst Geschäfte hatte. Hier angekommen, gingen wir zusammen zu Schürmann, von wo aus C. Diederichs wieder nach Offenbach ging. Schürmann nahm mich jetzt mit zur Mainlust, einem schönen Vergnügungs-orte am Main, wo wir, von herrlicher Musik begleitet, in Gesellschaft vieler Frankfurter zu Abend aßen und um 10 Uhr nach Hause gingen. Am folgenden Morgen, Sonntag, den 14. Juli, spazierte ich durch die um Frankfurt gelegenen Promenaden und überhaupt durch die schöne Stadt. Um 10 Uhr ging ich zu Schürmann, der mich zum Mittagessen einlud, welches ich annahm. Jetzt ging ich in die Bildergalerie, wo ich mich zwei Stunden aufhielt und mich an den schönen Gemälden ergötzte, ging von dort auf die Parade, wo die schönste Musik viele Menschen hinzieht.

Schürmann gab mir zwei Empfehlungsschreiben nach Hanau mit, auf Grund derer er mir Kondition versprach und sagte mir überhaupt wie ich mich in solchem Orte zu verhalten habe, worauf ich, nachdem ich mich für die freundliche Aufnahme sowie für die meinethwegen sich gemachte Mühe bedankt hatte, von ihm und seiner Frau Abschied nahm. Besonders muß ich bemerken, daß die Herzlichkeit, welche P. Schürmann gegen mich bewies, ich keineswegs von ihm erwartet hätte, da ich ihm doch ziemlich fremd war, wenn er auch mit Adalbert befreundet war. Nun ging

⁴⁸ Schürmann war ein Goldschmied in Frankfurt.

ich zu meinem Logis, bezahlte die Rechnung und fuhr dann nach Offenbach, von wo aus ich am folgenden Morgen nach Hanau, welches nur zwei Stunden von dort entfernt ist, gehen wollte. In Offenbach angekommen, ging ich gleich zu Diederichs, welcher mich schon Tags vorher eingeladen hatte, mit ihm nach Oberrath, einem Ort zwischen Frankfurt und Offenbach gelegen, zur Kirchweih zu gehen. Er stand schon mit seiner Frau und seinem Töchterchen bereit, dorthin zu gehen, weshalb ich meinen Tornister ablegte und wir uns nach Oberrath begaben. Hier angekommen, wunderte ich mich über die Menschenmasse, welche hier aus der Gegend zusammengeströmt war, um an der Kirchweih teilzunehmen. Um 9 Uhr kehrten wir, nachdem wir uns den Nachmittag angenehm unterhalten hatten, nach Offenbach zurück, wo Diederichs mich zu einem Freunde brachte, bei dem ich die Nacht logierte. Montag, den 15. Juli, stand ich morgens um 6 Uhr auf, ging zu Diederichs, trank dort Kaffee, wozu er mich schon Tags vorher eingeladen hatte, nahm Abschied von ihm und seiner Frau und begab mich auf den Weg nach Hanau, wo ich um 11 Uhr in dem Gasthof „Zum Karlsberg“ ankam. Nach dem Mittag machte ich bei den Herren Bijouteriefabrikanten, an welche mir Schürmann Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, meinen Besuch, welche aber beide bedauerten, alle Plätze besetzt zu haben. Ich ging deshalb noch zu mehreren anderen Herren, bis es mir bei dem Herrn Schuch gelang, Kondition zu bekommen, welche ich am Mittwoch, den 17. Juli, nachdem ich mich Tags vorher nach einem Logis umgesehen hatte, antrat. Um 6 Uhr fangen wir an zu arbeiten bis 8 Uhr. Dann wird auf dem Laden gefrühstückt, welches der jüngste Lehrling herbeiholt und gewöhnlich aus Brot und Wurst besteht. Ich habe bis jetzt von meinem Rest Kuhzunge gelebt, mit dem ich aber leider zu Ende bin. Nun wird gearbeitet bis 12 Uhr, dann geht jeder in sein Logis. Nach dem Mittag wird gearbeitet von 1 bis 6, da mein Prinzipal aber augenblicklich pressiert ist, so wurde in dieser Woche bis 8 Uhr gearbeitet. Nach meiner Ansicht hätte ich es mit meiner Kondition nicht besser treffen können. Hier fällt Arbeit aller Art vor, und es bleibt so ziemlich einem jeden überlassen, sich dieselbe zu wählen. Es wird fast nur in dem blassen grünlichen Golde⁴⁹ gearbeitet, welches mir den ersten Tag, mit der Behandlung unbekannt, etwas zu schaffen machte. Allein es geht immer besser, und meine Kollegen, fast alle erfahrene Arbeiter so wie Herr Schuch selbst, stehen gern zu Dienst mir alles zu zeigen, weshalb ich es am Fragen nicht fehlen lasse. Wahrscheinlich werde ich wohl den Winter über hier bleiben.

⁴⁹ Bei blassem grünlichem Golde handelt es sich um Legierungen. Je nach dem man dem Feingold mehr Silber und Kupfer zusetzte, entstanden die verschiedenen Färbungen.

Wir sind unserer fünf Arbeiter, fünf Lehrlinge und zwei Pólizösen, also mit dem Prinzipal 13. Lieb ist es mir, nicht in ein so großes Geschäft gekommen zu sein, weil dort jeder nur auf einige Artikel beschränkt ist, die er am besten machen kann.

Lieb wäre es mir, meinen Koffer mit erster Gelegenheit abzuschicken. Wenn er auch 14 Tage unterwegs ist, so will ich mich schon mit meiner Alltagskleidung behelfen. Gebt denselben nicht auf die Post, weil dann das Porto zu hoch kommen wird. Theodor wird schon wissen, wie es am besten ist. Gesund und munter sitze ich jetzt auf meinem Zimmer in dem Hause des Bierbrauers Diehl, bei dem ich in Kost und Logis bin. Hoffentlich werdet auch Ihr, liebe Eltern und Geschwister, Euch noch wohl befinden! Bis jetzt habe ich solange ich von Hause bin, nur vergnügte Tage erlebt und in diesen 14 Tagen viel gesehen, viel erfahren. Meine Gesundheit ist derart, daß ich von dem ersten Tage meiner Reise an alles aß, was vorkam, und habe jetzt einen solch starken Magen, wie ich ihn vor einem Jahr und länger nicht hatte, ein Beweis, daß die Veränderung der Luft sowie die Bewegung auf der Reise von großem Vorteil für meinen Körper war.

Hat Adalbert schon aus Wien geschrieben? Wie geht es mit den Geschäften? Was wird gemacht? Varnhorst wird sich an die Einsamkeit, welche mitunter vorkommt, schon wohl ziemlich gewöhnt haben. Lieb wäre es mir, wenn ich schon vor der Sendung des Koffers einen Brief von Euch bekäme, weil ich Verlangen habe, etwas von Euch zu hören. Was man hier in Hanau von jungen Leuten sieht, ist mit wenigen Ausnahmen fast alles Goldarbeiter. Bekannt bin ich außer denen, die mit mir zusammen arbeiten, noch mit keinem. Einen Freund habe ich noch nicht, werde mich auch mit der Wahl dieses nicht übereilen. Mein Wirt und Wirtin, junge Leute, welche erst seit einem Jahr geheiratet, sind äußerst artig und gefällig; sie beklagen sich nur darüber, daß ich nicht genug esse. Das Essen ist gerade so gut, wie ich es zu Hause gewöhnt bin, weshalb mir in diesem Punkte auch nichts zu wünschen übrig bleibt. Bin ich ein wenig bekannter in Hanau, so werde ich womöglich den Gitarrenunterricht fortsetzen, wodurch ich mir manche müßige Stunde vertreiben kann.

Seid alle, geliebte Eltern und Geschwister, von mir herzlich begrüßt und bitte, auch alle Verwandten und Bekannten von mir zu grüßen, welche namentlich aufzuführen ich für überflüssig halte.

Varnhorst und Bovermann⁵⁰ werde ich nächstens schreiben.

Lebt wohl und antwortet recht bald

Euerm Sohn Wilhelm.

⁵⁰ W. Bovermann war ein Onkel von Wilhelm Ascherfeld. Er war mit Henriette Ascherfeld, einer Schwester seines Vaters, verheiratet.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Aus Wien, den 2. August 1839.

Liebe Eltern und Geschwister!

Gerade sind es zwei Monate, daß ich meine letzten Briefe von München an Euch abschickte, die Ihr hoffentlich richtig empfangen habt nebst den Büchern, die ich dem Buchhändler Jacquet daselbst abgekauft und ihm zur Besorgung an Herrn Baedeker übergeben habe. Montag, den 3. Juni, verließ ich München, nachdem ich meinen Koffer zu Wasser nach Linz expediert hatte. Es ist doch etwas Eigenes um die Trennung, namentlich von Menschen, die uns und denen wir wert geworden sind. Meine Hausfrau und ihre Kinder weinten recht bitterlich. Schon den zweiten Tag, da ich bei ihnen wohnte, war ich ihnen nicht mehr fremd gewesen, ich fühlte mich so heimisch da, als ob ich zu ihrer Familie gehört hätte. Doch es mußte geschieden sein. Recht wohlgenut wanderte ich zum Isartor hinaus, sah mich noch einmal nach dem Einzug des Kaisers Ludwig⁵¹ um, und fort ging's über die beiden Isarbrücken nach dem Dorfe Perlach. Weiter in Hechenkirchen machte ich Mittag und hielt meine Siesta. Gegen 3½ Uhr war ich in Peiß, von wo ich mit einem Postillion bis nach Aibling akkordierte. Bei Feldkirchen erwischte uns ein fürchterliches Wetter, welches wir so ganz und gar zu genießen bekamen, daß ich in Aibling keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte. Glücklicherweise hatte ich eine Hose im Tornister, sonst hätte ich mich gleich ins Bett legen können; so tat ich's aber in Hemdsärmeln. Mit dem Rentbeamten und Oberschreiber des Ortes unterhielt ich mich recht gut. Des anderen Morgens waren alle meine Sachen schön getrocknet, und ich mußte für das Abendessen, bestehend aus Braten, Salat und ein Paar Würsten, drei Glas Bier und Kaffee und Logis 44 Kr. zahlen. Von Aibling fuhr ich in einem Bauernwagen nach dem zwei Stunden entfernten Marktflecken Rosenheim, wo ich den Inn überschritt. Von hier ging's immer bergauf und ab durch dichtes Gebüsch, rechts das bayrische Hochgebirge so nah, daß man glaubte, es mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Sonne hitzte so köstlich im Schnee, der die Gipfel der Berge das ganze Jahr bedeckt. 1½ Stunden hinter Rosenheim machte ich Mittag und ruhte eine Weile. Dann ging's immer weiter bergauf

⁵¹ Gemeint ist Kaiser Ludwig der Bayer (1314—1347), unter dessen Regierung das Isartor erbaut wurde (1314). 1833/35 wurde es wiederhergestellt mit einer Freske von Bernhard Neher, die den Einzug Ludwigs des Bayern nach der Schlacht bei Ampfing (1322) darstellt.

und ab. Durch undurchdringliche Wälder schlängelte sich der Weg nach Sollhuben, fast nur drei Fuß standen die Bäume voneinander. Immer dichter wurde der Wald, das einem hätte angst werden können, wenn ich nicht ein so tapfer preußisches Soldatenherz besäße. Dazu noch das wilde Brausen der Gebirgswasser, die sich in den nicht mehr fernem Chiemsee ergießen. Eine halbe Stunde vom Dorfe Prien trat ich in die Salvatorkapelle ein, einen besuchten Wallfahrtsort, von wo ich den Chiemsee schon sehen konnte. Im Dorfe Prien goß ich in einem sauberen Wirtshaus ein Glas Bier auf meine durstige Leber und stiefelte weiter nach dem Chiemsee oder Bayrischem Meer, wo ich mich gleich nach der eine halbe Stunde vom Ufer entfernten Herreninsel übersetzen ließ. In einem Flügel des jetzt leerstehenden Herrenklosters vom Wirt höflich empfangen, bestellte ich mein Abendessen im Klostergarten, nachdem ich den Staub von meinen Stiefeln geklopft. In der Laube daselbst hat man eine herrliche Aussicht auf die nahe Fraueninsel mit dem Frauenkloster und auf die Gebirge zur Rechten. Des Mittwochs blieb ich bis zum Abend auf der Herreninsel, wo ich nach der Fraueninsel überfuhr und da übernachtete. Den Donnerstag fuhr ich allein mit zwei Schiffern über den ganzen See, der an 5 Stunden breit ist, nach Hagenau in einem Schiff, aus einem einzigen Baumstamm gemacht und so schmal, daß nicht zwei Personen nebeneinander drin sitzen können. Dann ging ich über Erlstätt—Traunstein—Obersiegsdorf nach Innzell, wo ich übernachtete. Hier war ich schon recht im Gebirge. Vor der Nase hatte ich den Hohen Staufen, welcher ein himmelhaft hoher Berg ist. Freitags brach ich auf nach Reichenhall. Zu meiner Rechten dehnte sich in unabsehbarer Weite das Ristfeucht-Horn aus, wo nebenan der Weißbach wild brausend über die Felsen herunterstürzte. Zur Linken hatte ich immer den Hohen Staufen. So schlängelte sich der Weg alleweil fort durch die Felsen und um die Felsen. Manchmal war es, als wenn die Chaussee so an den Felsen angeklebt wäre, wo man an der Seite in grausiger Tiefe hinabsah, dann zog sich der Weg wieder um den Fuß eines Berges herum, daß man alle Augenblicke glaubte, er fiel einem auf den Kopf. Zwei Stunden von Innzell führt der Weg auf einmal ganz links und bildet ein rechtes Dreieck, woselbst er mit der Hauptstraße von Innsbruck sich vereinigt und nach Reichenhall führt. Unterwegs sah ich hier noch viele Rohre, worin das Salzwasser bis nach Traunstein und Rosenheim geleitet wird. In Reichenhall machte ich Mittag und schlug den Weg nach Berchtesgaden ein. Zur Linken hatte ich den Untersberg, zur Rechten den Dreisselkopf. So ging's zwei Stunden fort, ohne daß man glaubte, weiter zu kommen, denn dieselben Berge hatte man noch immer zur Seite. Da öffnete sich auf einmal die Gegend und man erblickte in weiter

Ferne den mit ewigem Schnee bedeckten Großen und Kleinen Watzmann. Endlich nach 4 Stunden von Reichenhall aus, die sich ziemlich in die Länge gezogen hatten, kam ich in Berchtesgaden an, welches ich nicht eher sah, als bis ich fast zum Nest hincinfiel, so eingeschlossen zwischen den Bergen liegt es. Des anderen Morgens besuchte ich einen der hiesigen Beinschneider, die sehr berühmt sind, wo ich außerordentlich schöne Sachen sah. Unter anderem eine Fregatte von 36 Kanonen, wo alles aus Bein gemacht war, sogar die Seile und Taue. Das ganze war 300mal verkleinert. Eine Seitenwand konnte man herausnehmen, wo man den inneren Schiffsraum ganz wie in natura mit allen seinen verschiedenen Behältern als den Pulverkammern mit der davorstehenden Schildwache bis ins kleinste Detail ausgearbeitet sah. Das Ganze hatte $\frac{3}{4}$ Jahr Arbeit erfordert.

Wien, den 3ten August.

Dann zeigte mir derselbe die Stadt Berchtesgaden mit der Umgebung auf eine halbe Stunde auf einem Brett 1 Fuß im Quadrat mit allen Häusern, Bäumen, Straßen, Brücken und Zäunen, ganz ausgearbeitet und aufgebaut, als wenn man die Stadt 4000mal verkleinert in natura vor sich sieht. Die Größen der Häuser und Breiten der Straßen, sogar die Unebenheiten des Terrains waren ganz nach den Regeln der Mathematik und Geometrie durchaus naturgetreu angebracht. Außerdem noch viele künstliche Schnitzarbeiten. Dann besuchte ich den Königssee, welcher eine Stunde von da entfernt ist. Zuerst erblickt man nur einen Teich von ungeheuer schroffen Felsen eingeschlossen; ohngefähr 100 Schritt vom Ufer fährt man um einen Felsenvorsprung, und dann erst übersieht man den ganzen See, der über 2 Stunden lang und $\frac{1}{2}$ Stunde breit ist. Links erblickt man den Königsbach, der ganz hoch aus den Felsen so weiß wie Milch schäumend in den See hineinfließt. Die Berge, die den See einschließen, ragen fast senkrecht in die Luft empor. In der Mitte des Sees tat mein Schiffer einen Pistolenschuß, der wie ein ferner Donner fürchterlich nachhallte. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden Fahrt langten wir in Bartholomä, einem Lustschloß des Königs von Bayern, an, worin der Oberförster Wirtschaft hat. Von hier sieht man den Rücken des großen Watzmanns, den man von hier aus in 12 Stunden besteigen kann. Ich labte mich hier an frischer Milch und Brot, obgleich man auch alles hier haben kann. Das Schloß wurde vom König Max Joseph⁵² oft besucht, daselbst ist noch

⁵² Gemeint ist hier Maximilian IV., Joseph, der ab 1799 als Kurfürst in Bayern regierte und seit dem Jahre 1806 bis 1825 als König Maximilian I.

ein Geweih von einem Hirschen, den er erlegt. Auch einen zahmen Rehbock sah ich hier. Kurzum, es ist ein eigener schaurig schöner Anblick auf dem ruhigen See zwischen den himmelhohen Felsen, die da hervorragen, so senkrecht, daß man glaubt, sie schwebten einem schon überm Kopf; wer dies sieht und nicht in aller Stille Gottes Allmacht anerkennt, der muß schon ein arger Sünder sein.

Sonntag morgen, halb fünf Uhr, verließ ich Berchtesgaden und stiefelte über die österreichische Grenze nach Hallein zu. Bayern hatte ich bald im Rücken mit seiner Derbheit, d. h. mit seiner Grobheit. Der letzte Gedanke an Bayern war schlecht, denn ich war mit der Zeche in Berchtesgaden übernommen worden. Eine halbe Stunde noch von Hallein entfernt liegt Dürnberg, ein vielbesuchter Wallfahrtsort, den ich gleich im Schweiß meines Angesichtes mit Sack und Pack bestieg. Von hier aus hat man eine herrliche Aussicht auf das Salztal, worin Hallein liegt, von hohen Bergen umgeben, darunter der hohe Göhl und Gaisberg. Nachdem ich im Wirtshause abgelegt, besuchte ich die Kirche, wo ich eine gute Predigt hörte, und nachmittags das hier befindliche Salzbergwerk. Unter Führung des Obersteigers wanderten wir hinein, wo wir zu verschiedenen Malen einige 50 Klafter an einem Seil herunterrutschten und dann wieder marschierten durch schmale Gänge in schauriger Tiefe, wo uns das Salz wie Brillanten beim Lampenschein entgegenflimmerte. Auf einmal kamen wir an eine Öffnung, und es zeigte sich unseren Augen ein See⁵³, mitten in der Erde, so groß wie der Steeler Teich⁵⁴, der rundum mit Lichtern umstellt war.

Welch zauberischer Anblick! — In des Berges Schoß
Breitet eine See sich breit und groß,
Ein Schifflein tanzt auf der dunkeln Welle,
Rings flimmern tausend Lichtchen mit Sternenhelle,
Und drüber gespannt statt des Himmels Blau
Hängt der Fels, finster und grau,
Und dräuend senkt er sein mürbes Gestein
Fast bis in die Fluten des Sees hinein.
Voll scheuer Ehrfurcht krümmt der Mensch den Rücken
Und betritt bewundernd den zaubrischen Raum,
Doch die Seele erfaßt ihn, ein stolzes Entzücken,
Er glaubt verwirklicht der Mythen Traum.
Ja, was einst kindlicher Glaube gedichtet,

⁵³ Die Sohle der alten Salinenstadt Hallein wurde in dem am Dürnberg befindlichen Salzbergwerk gewonnen. Der Salzsee ist ein ausgelaugtes Sinkwerk.

⁵⁴ Der Steeler Teich befand sich am unteren nordöstlichen Teil der heutigen Akazienallee.

Hier ist es durch männliche Kräfte errichtet,
Du Riesenwerk, laß, eh wir dir enteilen,
Mit einem Blick der Ehrfurcht noch bei dir verweilen.
Wer hier mit frommen Sinne schaut,
Was des Menschen gewaltiger Geist gebaut,
Der wird sich mit heiligem Stolze bewußt
Des Gottesfunkens in seiner Brust.

Hinter dem See fährt man, in eigens dazu eingerichteten Wagen, dem Tageslichte wieder zu durch einen $\frac{3}{4}$ Stunden langen Gang, woran man 40 Jahre gearbeitet hat. Die ganze Tour dauert an $2\frac{1}{2}$ Stunden und kostete à Person über 1 Thlr.

Wien, den 4ten August 1839, Sonntags 7 Uhr.

Vom Dürnberg ging ich durch das Städtchen Hallein nach Golling, welches Dorf ich gegen Abend erreichte. Hier besuchte ich Montag morgens den berühmten Wasserfall, die Öfen an der Salzach, d. i. eine Stelle, wo die Felsen über die Salzach zusammengewachsen sind, als wenn die Salzach dadurch gebohrt hätte, dann den Paß Lueg, welchen man befestigt auf der einzigen Straße, die durchs Tannengebirg herauf aus Tirol nach Salzburg führt. Nachmittags fuhr ich von Golling nach Salzburg um 48 Kr. Hier besuchte ich Dienstag den Dom und viele merkwürdige Kirchen, den Kapuzinerberg und Kloster und die Festung, von wo man eine herrliche Aussicht über Stadt und Umgegend hat. In Salzburg sind viele Springbrunnen. Nachmittags ging ich nach Aigen, einem Lustschloß des Fürsten Schwarzenberg, am Fuße des Gaisberg gelegen. Wunderschöne Gartenanlagen, besuchter Unterhaltungsort, schöne Gesellschaft, also gut unterhalten. Gegen Abend bestieg ich den 4000 Fuß hohen Gaisberg, wo ich übernachtete, und von wo ich des andern Morgens nur noch $\frac{1}{2}$ Stunde bis zum Gipfel hatte, um den Sonnenaufgang zu sehen. Herrliche Aussicht: den Chiemsee in Bayern sieht man so deutlich, und er ist doch 10 Stunden entfernt, außerdem noch 6 andere Seen und viele Dörfer. Wie schön ist doch die Natur und überhaupt Gottes schöne Welt! Was man in solch einem Augenblick denkt und fühlt, findet keine Worte. Nachmittags besuchte ich Heilbrunn, ein Lustschloß von Bischof Marcus Sitticus. Hier sind die berühmtesten Wasserkünste der ganzen Welt. Am Tor des Schlosses sind zwei Hirschköpfe. Auf einmal spritzt aus allen Geweihspitzen, Nasen und Ohren das Wasser heraus, will man entlaufen, so kommt's an 100 Stellen zugleich aus der Erde, und man befindet sich im fürchterlichsten Regen. Auf einem Fels-

block liegt eine Krone, die durch einen Wasserstrahl senkrecht in die Höhe gehoben wird und so lange schwebend erhalten als der Brunnenmeister es will. In einem großen Kasten, der von außen durch zwei Flügeltüren geöffnet wird, sieht man 200 Figuren, alles Handwerker, die auf einmal durch die Wasserkunst anfangen Beine und Arme zu regen und zu arbeiten, zwei Soldaten marschieren immer auf und ab, eine Schar Tiroler walzt immer fort, zwei handelnde Juden in einem eifrigen Gespräch, wobei sie Köpfe und Arme verdrehen wie in natura, doch alles zu beschreiben ist unmöglich, da brauchte ich ein ganzes Buch Papier dazu. Dann ist auch eine unterirdische Grotte, wo man den Gesang von 100 Singvögeln hört, alles durch Wasserkunst hervorgebracht und noch viel mehr, sehr vieles andere. Auch unterhielt ich mich hier sehr gut, denn die Salzburger sind $\frac{3}{4}$ wollblau fein, und die Bayern nur $\frac{1}{4}$ grob schlesisch. In Salzburg sah ich auch noch viele schöne Gebäude und Plätze als den Mirabellplatz mit der Residenz und noch sehr vieles, was ich nicht mehr weiß. Von Salzburg ging ich über Hof den Fuschlersee vorbei nach St. Gilgen, hier überfuhr ich den zwei Stunden langen Aber- oder Wolfgangsee bis zum Orte Wolfgang. Mitten im See ist die ganz schroff hervorragende Falkensteinwand, wo das schönste Echo ist, das ich in meinem Leben gehört und welches ich erprobte, indem ich meine Klarinette aus dem Tornister hervorzog und so über den ganzen See blies, daß alle lebenden Wesen an und auf den Bergen ihre Blicke nach dem See richteten. Von Wolfgang ging ich freitags nach dem schönen Badeort Ischl, wo ich mich von 10 Uhr morgens bis nachmittags 4 Uhr aufhielt, den Kattvarienberg besuchte und die Traun überschritt. Von hier fuhr ich nachmittags mit dem Stellwagen in Gesellschaft von drei nobelen Damen nach Ebensee und später über den Gemündener See nach Gemunden mit dem Dampfboot. Mit den Damen habe ich mich köstlich unterhalten, deswegen ich auch den ersten Platz erhielt und trieb's recht nobel. Eine jugendliche, schöne, höchstens 25jährige Baronin, eine adelige Hofrätin mit ihrer Tochter, o es ist eine schöne Sache in Gesellschaft von gebildeten Frauenzimmern mit dem freien, herzlichen österreichischen Gemüthe! Von Gemunden, wo ich übernachtete, fuhr ich Samstag auf der Eisenbahn nach Linz. Hier besuchte ich gleich meinen Freund Maier, Kollegen von mir in München, der hier zu Hause ist. Derselbe war sehr unwohl und legte sich gleich nachmittags zu Bett, und das auf meinem Zimmer im „Goldenen Pflug“, wo er sehr gut bekannt ist. Diesem zuliebe blieb ich über zehn Tage hier, wo ich Gelegenheit hatte, Linz und seine schöne Umgegend recht kennenzulernen. Montags machte ich der Frau von Plank meine Aufwartung, gewesenem Lina Tutmann. Sie war zwar krank,

da sie aber hörte von einem Landsmann, stand sie auf, und ich habe mich zwei Stunden sehr gut mit ihr unterhalten. Sie ist eine sehr nobele, fröhliche und angenehme Dame. Auf der Eisenbahn machte ich eine Tour nach Magdalena. Köstliches Wetter, nobele Gesellschaft und welche Aussicht! Franz Tutmann, der jetzt wieder zu Hause ist, wird Euch das alles besser sagen können, wenn mal einer von Euch mit ihm ins Gespräch kommt. Dann besuchte ich an einem frühen Morgen den Wallfahrtsort Petlinberg. Wiederum schöne Fernsicht. Dann den Freienberg, wo der Probeturm sich befindet, der 1829 mit allerlei Geschütz probiert ist, vom Erzherzog Maximilian erbaut, der ihn später nebst der dabei erbauten Kapelle den Jesuiten übergab. Dann war ich auch in Klefn-München, wo der andere Schwigersohn von Dr. Tutmann seine Fabrik hat. Dann lernte ich hier mehrere fidele Oberösterreicher kennen, alles Freunde von meinem Freund Maier, sehr liebe, lustige, offene Leute, was meinem Herzen ordentlich wohl tat, denn die Bayern haben schlechte Erinnerungen bei mir zurückgelassen. Montag, den 24. Juni, fuhr ich auf der Donau mit einem Eisenschiff hinunter nach Wien. Um 9 Uhr fuhren wir ab und kamen abends bis nach Krems, wo wir übernachteten. Den Strudel der Wirbel passierten wir glücklich, auch hat man auf dieser Tour schöne Aussichten und Ansichten, so wie das Kloster Melk und noch vieles, das ich nicht zu nennen weiß. Den anderen Tag um 10 Uhr waren wir schon an der Nußdorfer Linie vor Wien. Hier nahm ich mir einen Fiaker und fuhr mit Sack und Pack, Tornister, Koffer, Mantel und meinem eigenen Kadaver für 1 Gld.-Münze zur großen weltberühmten Kongreßstadt hinein, wo ich auf Maria-Hilf im „Goldenen Kreuz“ abstieg, welches Varnhorst kennen wird. Hier besuchte ich zuerst den Franz Schiffs, der mir eine Kondition besorgen wollte. Aber schon zwei Tage später hatte ich Kondition bei Hofstetter, wo zufällig ein Platz leer wurde, welches ich mittags in der „Goldenen Linde“ erfuhr.

Wien, den 6ten August 1839.

Bei Hofstetter bin ich jetzt schon in der sechsten Woche. Erst mit vier Wochen machte ich Lohn, wobei ich, wie meine Kollegen sagen, sehr dumm gewesen bin, denn ich habe nur sieben Gulden Münze verlangt, die er mir auch gleich gegeben. Zwar ist dies ein guter Verdienst, nach unserm Gelde 4 Thlr. 22 Sgr., wovon mir nach Abzug des Frühstück's, Mittags, Vesper und Logis noch 3 Thlr. bleiben, womit ich sonntags dann springen kann. Für Wien ist dies aber doch nicht viel, aber ich hoffe, er wird mir schon bald zulegen, denn hätte ich gleich 8 Gulden verlangt, so

hätte ich's auch bekommen. Das erste, was ich von Schiffer erfuhr, war, daß Wilhelm Rüdorf hier ist, welchen ich auch gleich aufsuchte beim elastischen Martin, wo er in Kondition war und den Varnhorst kennen wird. Derselbe hatte hier Malheur gehabt, indem er einige Monate ohne Arbeit war, wodurch er in Schulden geriet, die er jetzt bereits durch seine Sparsamkeit und Rechtlichkeit und teilweise durch meine Hilfe wieder abgetragen hat. Hunderte wären an seiner Stelle durchgegangen, aber die braven Eltern zeigen sich auch hier im Sohn wieder. Die gute Grundlage bei der Erziehung der Kinder, nämlich „Handle recht und scheue niemand“, geht doch selten verloren. Den ersten Monat wohnte ich mit W. Rüdorf in demselben Hause auf der Wieden an der Kettenbrücke, und jetzt wohne ich mit ihm in einem Zimmer bei einem Tischlermeister im ersten Stock nach dem innern Hof hinaus, wo wir zwei nagelneue Bettstellen mit sauberem Bettwerk und eine neue Kommode mit vier Schubladen haben, welche sehr gut ist, wegen der hier so häufigen Wanzen. Dazu haben wir eigenen Eingang und Hausschlüssel und zahlen zusammen 6 Gulden Münze. Über mich braucht Ihr Euch also keine Sorgen zu machen, ich habe eine gute Kondition, die sich noch verbessern wird. Wohne mit einem guten Freund, den ich von Jugend auf nur als brav und rechtlich gekannt und dem alle Prinzipale nur die ehrenvollsten Zeugnisse geben, zusammen, was will ich da mehr? Über mir waltet gewiß ein gutes mir sehr günstiges Gestirn, denn dreimal an drei verschiedenen Orten auf die erste Anfrage die besten Konditionen zu bekommen, ist doch kein Zufall. Recht handeln, der Ehre nichts vergeben und eine Portion Hoffnung, die man nie fahren lassen muß, dann kommt man schon durch die Welt.

Wien, den 7ten August.

Hier kaufte ich mir wieder wie in München einen Plan nebst Beschreibung der Stadt Wien, wodurch ich mich sehr gut zurechtgefunden habe. Von den Merkwürdigkeiten, die ich gesehen, und wo ich war, will ich nur die Namen nennen, dann kann Varnhorst Euch das andere schon explizieren. Zuerst in der Bildergalerie im Belvedere im Palais des Fürsten Schwarzenberg, von wo man zugleich eine so schöne Aussicht über Wien mit seinem Häusermeer hat. In der Leopoldstadt beim Sperl, ein paarmal beim Domayer in Hitzing, in Schönbrunn, wo die Bassins mit einer Unzahl Goldfische, die mich an die Märchen der Tausendundeiner Nacht erinnerten, dann die Menagerie daselbst, wovon der Elefant und die Bären den meisten Spaß gewähren. Dann sah ich im

Theater an der Wien das Stück „Der Postillon“, welches Lina kennt, und welches wir als Geschichte in Scherz und Ernst gelesen haben. Der Postillon namens Wilmi fuhr den Baron Marbot, den Gesandten des Königs der Franzosen, durch einen Wald, wo sie von Räubern überfallen wurden, und der Postillon durch einen Peitschenschlag, den er dem Räuberhauptmann, der den Pferden in die Zügel gefallen war, ins Auge gab, den Wagen freimachte und en carrière davonfuhr. Hieran wird Lina die Geschichte schon wieder erkennen und Euch den weiteren Hergang erzählen. Nur bemerke ich noch, daß die Kalesche mit vier Pferden auf die Bühne kam und später ein Dutzend Landdragoner zu Pferde. Dann sah ich ein Stück, worin Szenen aus dem Jahre 1645, wo die Schweden nur fünf Stunden vor Wien standen, und aus dem Jahre 1683, wo die Türken vor Wien standen, aufgeführt wurden, bei beiden waren Kavalleriegefechte von wenigstens 30 Pferden auf der Bühne, mit Infanterie untermischt. Dann war ich im Wurstlprater mit seinen 30 Karussells und vielen Schaukeln. Dann im Augarten. Dann auf dem Brigittentag im Kolosseum in der Brigittenau mit seinen 24 verschiedenen freien Belustigungen, als da sind Karussell, Kegelbahn, Billard, Ringewerfen, Schaukeln, russische Schleuder, Querschaukeln, Vogelschießen, Eisenbahn von 50 Klafter Länge und viel Teufelszeug, woran sich aber nur ein echtes Wiener Früchtel unterhalten kann. Des Abends geht meine Promenade gewöhnlich in den Volksgarten am Burgtor oder auf das Wasserglacié, wo man die schöne Welt Wiens scharenweise antrifft. Die Frauenzimmer in Wien haben ein Fasson wie eine Schampagnerflasche, unten einen unmenschlichen Umfang durch ihren ausgepolsterten Hintern und oben ganz schmal durch die engen Ärmel an den Kleidern. Der Wuchs und das Auftreten der Wienerinnen ist passabel, sieht man sie von vorne, und die Gesichter erinnern so lebhaft an das frühe Genießen des verbotenen Apfels, denn durch das frühe, wilde, allzu rasende Tanzen kann sich kein Mädchen gehörig entwickeln, deswegen ist fast keine Wienerin im Stande, ihre Kinder selbst zu säugen. Ich möchte keine Wienerin zur Frau. Auch war ich im Kasino im Landgut vor der Favoritenlinie, im Fünfhausgarten vor der Maria-Hilfs-Linie im Lerchenfeld, im Paradiesgarten, an der Wahringer Spitze, in Daums Kaffeehaus, dem nobelsten in ganz Wien.

Wenn Wilhelm Lust nach Wien hat, so mag er kommen, der Konditionen gibt es hier viele und vielerlei, wenn er auch für den Anfang wenig verdient, ich bin ja da und werde ihm schon zurechthelfen. Ist ihm Wien aber zu weit, so wäre in dem Atelier von Jockel in Hanau ein sehr passender Platz für ihn, wo er durch Schürmann in Frankfurt schon eine Kondition bekommen könnte.

Doch möchte ich ihm eher nach Wien raten, denn im Herbst gibt's hier viel zu tun. Dann müßte er dieselbe Reise machen, wie ich damals, per Dampf nach Mainz, mit dem Marktschiff bis Frankfurt, bis Regensburg findet sich eine Fahrgelegenheit und sehr billig. In Regensburg muß er in der „Weißen Taube“ logieren und dann von da mit der Ordinari nach Wien, mit dem Dampfschiff ist's zu teuer. Als Reisegeld ist das beste Konventionstaler, die in Bayern am höchsten stehen. An Friedrichsdor verliert man Dukaten stehen hier gegenwärtig zu 4 Gld. 40 Kr. Münze oder 5 Gld. 36 rheinisch, das ist 3 Tlr. 6 Sgr. preußisch. Mir tut's leid, daß ich nicht vor sieben Jahren schon nach Wien gegangen bin. Fritz Ahrens war auch hier, hat aber jetzt eine Reise nach dem Schneeberg angetreten. Gute Hemden, Strümpfe, Halsbinden und Unterhosen, nicht zuviel Röcke und Hosen, das geniert das viele Gepäck, drei Paar, aber gute Stiefel sind nicht zuviel. Wenn er in Frankfurt ist, muß er jedenfalls C. Diederichs in Offenbach besuchen. Findet er in Frankfurt gleich wohlfeile Fahrgelegenheit, so mag er den Koffer bei sich behalten, sonst gibt er ihn am besten einem Spediteur auf nach Regensburg, wenn er sich dann da auch einige Tage aufhält; in der „Weißen Taube“ logiert er wohlfeil. Dann muß er in Bayern den Kaffee nur lassenweise trinken, Portionen sind zu teuer, in Würzburg muß er im „Schwarzen Raben“ logieren, der ist wohlfeil und sauber, in Nürnberg im „Roten Rössel“. Der Abstecher über München würde zu viel Geld kosten, welches er in Wien besser gebrauchen kann. Doch er muß seinen Verstand gebrauchen und Courage mitbringen, dann geht alles gut, denn der alte Gott lebt noch. Wenn er einen Mantel hat, so muß er ihn ja mitbringen. Ich habe Kollegen aus Böhmen, Ungarn, Hamburg, Hannover, Nordhausen, Bonn und überall her in meinem Atelier, mein Prinzipal ist selbst aus Bonn zu Hause. Will er den Abstecher von Regensburg nach München machen, dann fährt er für 1 Krontaler in zwei Tagen hin, beim Filsenbräu logiert er billig. Dann erkundigt er sich nach Witwe Schmidt, Platzlbrauhaus, drei Stiegen hoch, das war meine Hausfrau, wo er dann meinen Kollegen, den Herrn Georg Kampers, kennenlernen wird. Was er dann in München sehen muß, weiß er aus meinen Büchern, die ihm schon die Wege weisen werden. Von München kann er dann mit dem Floß um 3 Gulden, aber in acht Tagen in Wien sein. Mehr guten brüderlichen Rat kann ich ihm nicht geben. Wenn er sich entschließt nach Wien, so mag er's gleich tun, denn die schönste Zeit zum Reisen hat er jetzt. Dann mag Vater ihm den Ring schenken mit dem orientalischen Granat, achteckig in grünem Gold abgedeckt, wenn er noch da ist, für den Stein allein bekommt er mehr hier als der ganze Ring wert ist.

Wien hat 34 Vorstädte. Wir wohnen in der Vorstadt Neubau Schwabengasse im „Römischen Kaiser“ Nr. 161 über eine Stiege. Diesen Brief muß ich bis zur bayrischen Grenze freimachen. Wenn Ihr mir antwortet, so schreibt ja recht viel, und, wenn Ihr zwei Bogen schreibt, so nehmt auch gleich drei, die tun auch nur doppelt Porto. Oder legt den dritten für W. Rüdorf mit bei, der sonst keine Nachricht von zu Hause bekommt, weil's Porto zu teuer ist. Wenn Wilhelm kommt, so wären mir recht viele Briefe angenehm, aber sie dürften nicht versiegelt sein, weil die österreichische Grenzkontrolle sehr streng ist. Auf jeden Fall schreibt mir, ob Wilhelm kommt oder nicht. Grüßt mir alle meine Bekannten, Verwandten und Freunde, auch Leutnant Schiffer bestens. Die beiden Schiffer haben sich hier entzweit und separiert. Dann schreibt mir, ob Euch die Bücher und Musikalien auch angenehm waren. Wie gefällt Alfried das Buch? Er wird's wohl gut benutzen, denn es ist sehr teuer. Lebt alle recht wohl und behaltet lieb Euren Sohn und Bruder

Adalbert.

Über Wien könnte ich Euch noch vieles schreiben, aber Varnhorst wird Euch schon genug davon erzählt haben. Jeder Esel ist hier „Herr von“, und jedes dumme Weib will „Gnädige Frau“ geschimpft sein. Mich schimpft man in Kaffeehäusern nur Ewr. Gnoden“. Jedes Frauenzimmer auf der Gasse ist eine Dame. Die Mägde tragen Locken und Hüte mit Blumen, die Küchentrabanten sogar seidene Ueterröcke und, wenn sie bei Jahren sind, wollen sie auch „Gnädige Frauen“ geschimpft sein. Die Umschlagtücher tragen die Frauenzimmer nicht mehr um den Rücken, sondern sie liegen ganz auf den gepolsterten Hintern, so niedrig, daß man die Taille von so einer Wiener Frucht von hinten wie von vorn in Augenschein nehmen kann. Dabei schauen sie jedem Herrn keck ins Gesicht, was ich noch nirgendwo gefunden habe. Jetzt genug!

Die Kleider sind so lang, daß man sie handbreit über die Straße schleppt, wodurch die Gassenkehrer mit der Zeit überflüssig werden.

Gestern abend legte mir mein Prinzipal 12 Kr. Münze auf meinen Lohn zu, der geraderen Rechnung wegen. So verdiene ich jetzt 18 Gulden Schein. Den 10. August.

Beim Sperl und Hitzing hörte ich Strauß und Lanner mehrere Male⁵⁵.

⁵⁵ Es handelt sich um die beiden Walzerkönige der Biedermeierzeit, Josef Lanner (1801—1843) und den älteren Johann Strauß (1804—1849).

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern.

Hanau, den 11ten August 1839.

Geliebte Eltern!

Montag, den 29ten d. Monats, erhielt ich Vaters sehr angenehmen Brief, den ich auch nach meiner Berechnung an diesem Tage erhalten mußte; erst abends 9 Uhr, nachdem ich vom Spaziergang zurückkehrte, überreichte mir meine Wirtin denselben. Mit inniger Freude ersah ich daraus Euer aller Wohlbefinden.

Mittwoch, den 7ten d. M., abends nach Tische bekam ich meinen lang gewünschten Koffer. Wie überrascht ich durch die vielen Briefe war, könnt Ihr Euch denken, und ich hoffe, mich recht oft mit solchen zu erfreuen; denn wie angenehm es ist, aus der Heimat von seinen Angehörigen, Freunden usw. zu hören, glaubt man nicht eher, bis man in der Fremde ist. Über die bei meinem Prinzipal vorfallenden Arbeiten kann ich nur zufrieden sein. Hier werden alle möglichen Fassons von Ohrgehängen, Broschen, Bra-seletts, Ketten usw. gemacht, wo sich ein junger Mann, dem es darum zu tun ist, recht ausbilden kann; dazu ist mein Prinzipal ein Mann, wie ich ihn mir nicht besser wünschen mag, so gefällig, so artig, und ich muß sagen, daß ich in den 3½ Wochen, die ich jetzt hier bin, schon so viel gesehen und gelernt habe, daß ich es nach meiner Ansicht nicht besser hätte treffen können, und mit jedem Tage sehe ich mehr ein, wie gut es ist, daß ich hier bin. Zuerst machte ich drei Paar Bandeloken, wozu die Ohringe schon gemacht waren, welche gestampft auf ein aufgetieftes Blech gelötet und noch verschiedene Blümchen darum gelegt wurden. Hierüber arbeitete ich freilich etwas lange; aber nachdem ich sie abliefern, war mein Prinzipal mit der Arbeit zufrieden. Nach dem machte ich einige Uhrketten, leichte Arbeit, welche aus zwei Hälften zusammengelötet und dann, nachdem sie versäubert durch Öhrchen verbunden wurden. Hierauf machte ich vier Dutzend Springringe⁵⁶, eine schöne Übung im Feilen. Augenblicklich habe ich sechs Paar Ohrgehänge in Arbeit, ganz eigentümliches Fasson, welches jedes Gehänge aus neun, fast alles verschiedenen Stücken, besteht, die aus einem ziemlich dicken Blech ausgesägt, gebogen und so in- und durcheinandergesteckt und gelötet werden. Dies ist eine nicht leichte Arbeit, wobei große Akkuratess gefordert wird.

Gestern nach der Arbeit sagte Herr Schuch mir und einem

⁵⁶ Springringe sind in Gold und Silber hergestellte kleine Ringe in derselben Art und Form, wie heute noch die großen Schlüsselringe in Stahl hergestellt werden.

Arbeiter, der mit mir zugleich in Kondition gekommen war, wir möchten doch morgen zu ihm kommen. Wir konnten gleich denken warum, gingen heute morgen hin, wo Herr Schuch zuerst meinen Kollegen, dann mich vornahm. Er sprach nämlich mit uns über den Lohn. Mir sagte er, er habe bei meinem Engagement eigentlich keinen Arbeiter nötig gehabt, habe mich hauptsächlich genommen, weil ich ihm gut gefallen habe. Anfänglich könne er mir nicht viel Lohn geben, worauf ich sagte, daß ihm dies ganz überlassen bliebe. Dann sagte er, was er mir geben wolle, und wenn ich mehr in die Arbeit eingeschossen sei, wolle er den Lohn erhöhen, womit ich zufrieden war. Hierauf rief Herr Schuch meinen Kollegen, der im Nebenzimmer war, herein, und wir beide mußten bei ihm zum Frühstück ein Butterbrot und ein Glas Wein einnehmen, und nachdem wir noch ein Stündchen zusammen plauderten, empfahlen wir uns. Hier lernte ich meinen Prinzipal noch genauer kennen und muß sagen, daß er ein lieber Mann ist. Überhaupt ist das Kabinett des Herrn Schuch eines der solidesten in Hanau und fällt auch die schönste Arbeit vor. Von meinen Kollegen sind zwei aus Hanau, welche schon lange Jahre bei Herrn Schuch arbeiten und alles genau kennen, bei denen ich immer Rat hole und welche mir auch gern alles zeigen, sooft ich sie darum ersuche. Hier wird etwas mehr verlangt als auf unserem Laden.

Morgens, nachdem wir von 6 bis 8 Uhr gearbeitet haben, geht der Lehrling zu allen Arbeitern und fragt, was er ihnen mitbringen soll. Dann heißt es gewöhnlich: „Für 2 Kreuzer Wurst, Schwartemagen, Birnen, Pflaumen usw.“, wozu man Appetit hat. Dieses verzehrt man dann bei dem Butterbrot, welches sich jeder von zu Hause mitbringt. Wie gut mir dieses schmeckt, glaubt Ihr nicht. Anfänglich wunderte ich mich über den großen Appetit meiner Kollegen, jetzt aber ist mein drei bis vier Finger dickes Butterbrot in der Regel das größte, worüber die anderen gewöhnlich lachen und sagen: „Das haben Sie in Hanau gelernt.“ Um 12 Uhr geht man zum Mittagessen, und um 1 Uhr wird angefangen zu arbeiten. Um 4 Uhr geht es in derselben Art wie morgens um 8 Uhr. Um 6 Uhr hört die Arbeit auf. Dann gehe ich in mein Logis, amüsiere mich auf der Gutarre, worin ich noch einigen Unterricht nehme. Mein Lehrer lieb mir eine Gutarre. Ich habe mir ein Notenbuch gekauft, worin ich mir, sooft ich Zeit habe, Singstücke schreibe. In den ersten Tagen meines Hierseins hatte ich mitunter Langeweile; jetzt weiß ich die Zeit recht gut heruzubringen.

Dienstag, den 13ten. Meinen am Sonntag angefangenen Brief konnte ich nicht vollenden, weil ich nachmittags 2 Uhr zum „Karlsberg“, dem Gasthof, wo ich in Hanau einkehrte, gerufen wurde. Hier war Herr Schürmann. Er freute sich sehr, daß ich

hier Kondition bekommen habe und sagte, daß mein Prinzipal einer der geschicktesten Arbeiter in Hanau sei. Um 3 Uhr ging ich von hier fort, um Herrn Schürmann, der noch verschiedene Geschäftsbesuche zu machen hatte, nicht aufzuhalten. Ich ging zu zwei meiner Kollegen, mit denen ich gewöhnlich ausgehe, der eine ein Mainzer, mit dem ich an dem Morgen bei Herrn Schuch war, der andere ein Oldenburger, beide solide Leute. Wir gingen nach Groß-Steinheim, einem Dorf an der anderen Seite des Mains, wohin viele Hanauer des Sonntags gehen, weil hier in einer Gartenwirtschaft stets Harmoniemusik ist. Besonders viele Vergnügungsorte gibt es um Hanau, so daß wir bis jetzt noch jedesmal woanders waren. Mit meinem Logis wechselte ich Samstag, den 17ten d. Mts., weil ich eines in der Nähe von Herrn Schuch bekomme, auf einer lebhaften Straße, da mein jetziges zwar gut, in jeder Hinsicht aber abgelegen ist. Dazu bin ich lieber in einem Privat- als Wirtshause. Über mein neues Logis werde ich nächstens schreiben, wo ich alsdann mehrere Briefe schicken werde, wozu ich jetzt nicht Zeit habe.

Es grüßt Euch alle herzlich Euer Sohn

Wilhelm.

Meine Adresse lautet für die Folge:

W. A.

pr. Adresse Herrn Metzgermeister Albach in

Hanau
Frankfurter Gasse.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Wien, den 11. Oktober 1839.

... den 5ten weiter und kamen um 10 Uhr bis zur Nußdorfer Linie, wo wir ausstiegen. Jetzt hatten wir noch eine Stunde bis zur weltberühmten Kaiserstadt. Ich trennte mich von meinem Reisegefährten und suchte Adalberts Logis auf. Von der Wirtin freundlich empfangen, wartete ich eine halbe Stunde, bis Adalbert um 12 Uhr von der Arbeit kam. Wie groß unsere Freude war, uns nach der langen Zeit einmal wiederzusehen, könnt Ihr Euch denken. Wir gingen jetzt in ein Speisehaus, wo ich W. Rüdorf traf, der sich auch nicht wenig über meine Ankunft freute. Da Adalbert den Nachmittag arbeiten mußte, so übergab er mich

einem Freunde, welcher mir viel Merkwürdiges in Wien zeigte. Abends um 6 Uhr kamen Adalbert und Rüdorf von der Arbeit, und wir gingen zusammen mit noch zwei Kollegen aus, wo wir uns köstlich amüsierten. Adalbert sagte, daß er, solange er von zu Hause sei, noch nicht einmal so gut gestimmt gewesen sei als an diesem Abend. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kamen wir nach Hause. Wir gingen zu Bette, aber an Schlafen war nicht zu denken; die ganze Nacht hindurch wurde geplaudert, und wir hatten uns gegenseitig so viel zu erzählen, daß es Tag darüber wurde. Um 7 Uhr gingen wir zu Hofstätter, dem Adalbert schon tags vorher von mir gesagt. Derselbe nahm mich sogleich an, mit dem Bemerken, erst in 14 Tagen mit der Arbeit anfangen zu können. Diese Zeit benutzte ich jetzt, um die Merkwürdigkeiten Wiens zu beschen. Den Nachmittag gingen wir, Adalbert, Rüdorf und ich in den Prater⁵⁷, abends in den Volksgarten und auf das Wasserglacié. Den Montag und die anderen Tage besuchte ich die Ambraser-Sammlung und Gemälde-sammlung im Belvedere, das Naturalien-Kabinett, das bürgerliche und militärische Zeughaus. Noch viel mehr ist hier zu sehen, wozu ich die übrigen Tage anwenden werde . . .

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern.

Wien, den 11ten Oktbr. 1839

Liebe Eltern!

Am 7ten Septbr. empfang ich Emiliens Brief unter Kuvert von Wilhelm aus Hanau, worüber ich mich nicht genug wundern konnte. Hätte ich gewußt, daß Wilhelm in Hanau eine gute Kondition hatte, würde ich ihm geraten haben, vorderhand dort zu bleiben, denn in Wien fliegen die Tauben gewiß nicht gebraten herum. Hunderte kommen angereist mit vielen Hoffnungen und verlassen Wien mit vielen Enttäuschungen, denn die meisten Konditionen hier sind sehr schlecht, wo die Arbeiter nur wie Tagelöhner angesehen werden. Varnhorst wird's schon wissen. Vor 14 Tagen sagte mir mein Prinzipal, der mir übrigens an meiner Arbeit, solange ich bei ihm bin, noch nichts getadelt hat, er würde mir mit der nächsten Woche das volle Geld geben. Da die nächste Woche die Frau auszahle, so fragte ich, ob ihr der Herr nicht gesagt, daß ich Zulage bekäme. Da sie aber nichts davon wußte,

⁵⁷ Der Wiener Prater (abgeleitet vom spanischen el prado, die Wiese) ist ein Vergnügungspark mit zahlreichen Gastwirtschaften und Kaffeehäusern. Ursprünglich wurde er als Tierpark benutzt, wurde jedoch im Jahre 1766 von Josef II. dem Publikum freigegeben.

so ließ ich die Sache auf sich beruhen. Samstag nachmittag, wo Wilhelm mittags angekommen war, ließ mich der Herr in sein Kabinett rufen, wo er mir kund tat, daß ich hierfür 4 Zwanziger per Tag, das ist die Woche 8 Gulden Münze, etwas mehr als ein Napoleonsdor, verdienen würde. Bei dieser Gelegenheit fragte ich ihn dann, ob er nicht meinem Bruder, der heute angekommen sei, auch einen Platz in seinem Atelier geben möchte. Ein Platz war nämlich schon seit acht Tagen bei uns leer und gerade an dem Werkbrett, wo ich sitze, wozu sich schon mehrere gute Arbeiter gemeldet hatten, der aber, soviel ich wußte, noch keinem zugesagt war. Allen war verheißen, den nächsten Sonntag wiederzukommen und anzufragen. Mich verhiess der Herr Hofstetter auch, ihm Sonntag meinen Bruder vorzustellen. Samstag abend, wo ich zum ersten Male meine 8 Gulden Münze eingestrichen hatte, gingen wir und Rüdorf zur Stadt, wo wir beim Lenkei in der Sängergasse einkehrten, den Varnhorst kennen wird, das erste Weinhaus in Wien. Hier gab ich ein Maß Ungarwein zum besten und verschiedene Paare Würstel mit Kreen⁵⁸, die Varnhorst kennen wird. Hier trafen wir einen Kollegen von mir, unseren ältesten und besten Arbeiter, einen Herrn Mevius aus Hamburg, der mehrere Jahre mit Fuchte in Paris war und noch einen Hamburger namens Günther, der in Düsseldorf bei Fuchte war, als ich daselbst diente. Hier waren wir nun recht vergnügt und ich in einer so rosafarbenen Laune, daß ich, um die Ankunft meines Bruders würdig zu feiern, drei Flaschen vom besten Ofener spendierte, der unsere gute Laune noch bedeutend erhöhte. Später gingen wir dann noch in Daums Kaffeehaus am Kohlenmarkt, welches das erste und nobelste von ganz Wien ist, wo ich für uns fünf den Kaffee zum besten gab. Hier zeigte ich Wilhelm, wie man sich in Wien nobel stellt. Ich hatte nämlich alle 5 Minuten den Marqueur auf den Beinen, der auf seine Frage: „Was befehlen Ewr. Gnoden?“ „Mein Feuer“ zur Antwort erhielt, wo ich dann meine Pfeife lang über den Tisch aussteckte und ihn den Fidibus darauf halten ließ. Dazu plauderte ich mit Herrn Mevius nur französisch und mit Rüdorf und Wilhelm immer plattdeutsch, was die Aufmerksamkeit der guten Österreicher nicht wenig rege machte. Dann gab ich dem Marqueur für die Bedienung 18 Kr., die er lächelnd mit den Worten einstrich: „Ewr. Gnoden, ich küß die Hand“. Gegen 12 Uhr gingen wir zu Bette. Wilhelm schlief bei mir. Mit dem Schlafen wollte es aber nicht gehen, ich hatte Wilhelm so vieles zu fragen, daß wir noch am Plaudern waren, als der Tag kam. Sonntag morgens stellte ich Wilhelm dem Herrn Hofstetter vor, der auf meine Versicherung, daß Wilhelm schon mit der

⁵⁸ „Kreen“ bedeutet Meerrettich in der Wiener Volkssprache.

Arbeit fortkommen würde, ihn engagierte. Welches Glück dieses für Wilhelm ist, mag Varnhorst Euch auseinandersetzen, der die vielen schlechten Konditionen in Wien vom Hörensagen genug kennen wird. Doch wird Wilhelm erst über 14 Tage anfangen, wenn die Lichtarbeit angeht. Des Sonntags waren noch sechs Arbeiter da, die sich alle um den Platz bewarben. Selten mag wohl ein junger Mann mit angenehmeren Aussichten nach einer großen und merkwürdigen Stadt eine Reise unternommen haben wie Wilhelm, denn so weit vom elterlichen Hause einen Bruder und einen so guten Freund wie W. Rüdorf zu treffen, was das ist, fühlt der am besten, der in gleicher Lage war. Ich bin wegen meiner nie besorgt gewesen, aber um diese Reise unter solchen Aussichten habe ich Wilhelm beneidet. Dann mag wohl selten jemand unter angenehmeren Aussichten in einem fremden Atelier anfangen als Wilhelm. Mit mir an einem Werkbrett, neben mir ein Hannoveraner, dem jeder gut sein muß, weil er die Herzengüte und Biederkeit selbst ist. In der Mitte der jüngste Lehrling und Wilhelm neben unserem ältesten und besten Arbeiter, den ich oben schon genannt, der sich gewiß alle Mühe geben wird, um Wilhelm zu helfen, denn er ist so gefällig gegen jeden, daß ich machmal erstaune über seine Geduld. Dann habe ich ihm beim Wochenbette seiner Frau durch eine Anleihe von 20 Gulden, Münze aus der Verlegenheit geholfen, wodurch er mir extra zu Dank verpflichtet ist. Ihr seht also, daß unsere Hoffnungen und Wünsche, wenn sie auch noch so kühn gewesen wären, noch übertroffen sind. Darum: Gloria in excelsis Deo! Dann wohnen wir mit Rüdorf zusammen und harmonieren so gut, daß wir zu beneiden sind. Der Rüdorf ist ein wirklich guter Junge. Sagt er: „Wir wollen hier oder dorthin gehen“ und ich habe keine Lust, dann hat er auch keine, was mich manchmal ärgert, denn ich verlange nicht, daß jemand sich meinewegen ein Vergnügen versagt. Ich sagte noch gestern zu ihm: „Rüdorf, du bist ein dummer Kerl. Ich glaube gar, wenn ich sage zweimal zwei ist fünf, so sagst du sicherlich ja.“ Wilhelm hat jetzt schon mehr von Wien gesehen als ich. Ich war im k. u. k. Lustschloß Laxenburg, wo viel Merkwürdiges zu sehen ist von alten Rüstungen, unter anderem ein Schreibpult von Wallenstein.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Wien, den 10ten Januar 1840.

Liebe Eltern und Geschwister!

Wilhelm hat bis jetzt von den Merkwürdigkeiten Wiens schon mehr gesehen als ich. Die 14 Tage, bevor er anfang zu arbeiten, hat

er sehr gut angewandt. Ein einziges Mal war ich mit ihm, nämlich im Münz- und Antiquitätenkabinett. Den sogenannten Lichtbraten-Montag, wo wir frei hatten, sahen wir noch vieles, was Wilhelm schon einmal gesehen hatte, nämlich die Bildergalerie des Fürsten Lichtenstein, die Euch Wilhelm beschrieben haben wird, dann das k. u. k. Zeughaus. Hier befinden sich außer 100 000 Gewehren, wie man sie jetzt braucht, eine wahre Unmasse alter Waffen und Rüstungen. Auf dem Vorhof eine Menge alter und neuer Kanonen und längs den Wänden derselben hängt die große eiserne Kette, womit die Türken bei Ofen die Donau sperren wollten. Tausende von Gewehren und Pistolen mit Radschlössern aus dem Dreißigjährigen Krieg, Rüstungen von mehreren Kaisern und Herzögen aus dem, wie man sagt, erlauchten Hause Habsburg, auch die Rüstung von der berühmtesten Anführerin im böhmischen Weibekrieg, eine Höllenmaschine à la Dieschi, der Hut, welchen Gottfried von Bouillon bei der Eroberung von Jerusalem getragen hat und der vom Papst geweiht ist, das Koller von Elendshaut, welches Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen getragen, dann noch ein Hut von General von Altringen aus dem Dreißigjährigen Krieg, der Seumanns Dreimaster nicht unähnlich ist, dann die große türkische Blutfahne, die vor dem Zelte Kara Mustafas bei der Belagerung Wiens aufgepflanzt war. Selbige ist von der schönsten, dicksten Seide, die ich je gesehen. Nicht allein die ungeheure Menge von Waffen aller Art alter und neuer Zeit, sondern die vorzüglich schöne symmetrische Aufstellung verdient Bewunderung. Seit einem Vierteljahr ist der berühmte Taschenspieler Döbler hier, welcher Tag für Tag bei übervollem Hause Vorstellungen scheinbarer Zauberei im Theater der Joseph-Stadt gibt. Derselbe gab auch eine Vorstellung am Hof, worüber im Volke verschiedene bon mots gemacht sind, die nicht zur Empfehlung der Geistesgaben des guten Kaisers Ferdinand⁵⁹ dienen. Z. B. Döbler ließ während der Vorstellung den Kaiser verschwinden. Wo war er? Antwort: „Der Metternich hatte ihn im Sack.“ 2. Döbler ließ sich von einer Person der Gesellschaft einen Ring geben und eine dritte Person bestimmen, wo er sich befinden sollte. Antwort: „Im Kopf des Kaisers“. Als aber Döbler den Ring aus dem Kopf des Kaisers holen wollte, zog er statt eines Ringes einen Strohalm heraus. Dann lebt im Munde des Volkes das Rätsel: „Wenn der Metternich und der Kaiser in einem Zimmer sind, wie viele sind dies zusammen?“ Antwort: „10. Metternich ist einer, und der Kaiser ist eine Null.“ Dann soll der Metternich dem Kaiser das Zigarrenrauchen empfohlen haben.

⁵⁹ Es handelt sich um Kaiser Ferdinand I. (1835—1848), der geistig schwach war und sich von seinem Minister Metternich leiten ließ.

Warum? Weil er dazu keinen Kopf (Pfeifen-) braucht. Wilhelm und ich hörten das Oratorium „Paulus“ in der Winterreitschule⁶⁰ aufführen von tausend und einigen zwanzig Mitwirkenden. Das wäre etwas für Onkel Nedelmann⁶¹!

Wilhelm besucht fleißig das Theater, meine beste Unterhaltung finde ich in der ungarischen Weinhandlung von Lenkey in der Sängergasse und in den verschiedenen Kaffeehäusern, deren 87 in Wien sind mit 252 Billards. Die ersten acht Wochen, die Wilhelm hier war, habe ich fast meinen vollen Lohn alle Wochen verbraucht, indem wir alles Merkwürdige und Unterhaltende zu sehen suchten. Die letzten acht Wochen habe ich aber gleichwohl mich alle Sonntage gut unterhalten und dabei so viel erübrigt, daß ich mir einen tüchtigen, schönen, durchaus nobelen Winterrock zum Überzieher nebst Hut und seidener Weste angeschafft habe. Der Rock ist von weißgelblichem Tuch, dick wie Biber, aber gleichwohl fein, durch und durch gefüttert und wattiert und kostet 26 Gld. Münze, die ich zum großen Erstaunen des Schneiders gleich konstant bezahlte. Ich sehe darin nicht wie ein nobeler Kerl aus, sondern ich bin einer, darunter mein blauer Frack, den ich auf Wiener Schnitt habe verändern lassen und meine beste schwarze Hose, dann ein Paar der feinsten, besten, schwarzseidenen Handschuhe, die ich in der ersten Modenhandlung „Zum Amor“ in der Stadt kaufte um 2 Gld. Münze. Wer vermutet da den Goldschmied? Einen neuen Kollegen, Ferd. Gahn aus Nürnberg, haben wir bekommen, der den Naumann bei Schulz gut kennt. Er läßt sich ihm empfehlen, dann einen namens Backes, Fabrikhaberssohn aus Hanau, der möchte gern den ganzen Tag im Atelier herumsteigen und jedem seine Arbeit beschnüffeln, wie

⁶⁰ Die Winterreitschule in Wien war 1729—1735 unter Kaiser Karl VI. von Joseph Emanuel von Fischer erbaut worden. Nach hofisch-habsburgischer Tradition fanden hier Vorführungen der spanischen Hofreitschule statt, bei denen die Überlieferungen der klassischen Reitkunst des 17. Jahrhunderts aufrechterhalten wurden. — Der großartige Reitsaal von 57 m Länge und 19 m Breite mit einer von 46 Säulen getragenen Galerie wurde auch zu musikalischen Aufführungen benutzt.

⁶¹ Eine Schwester von Adalberts Vater, Friederike Ascherfeld, war mit dem Essener Kaufmann J. W. G. Nedelmann vermählt, dem Begründer des Essener Musikvereins. Schorn nennt ihn in seinen „Lebenserinnerungen“ (S. 7) „ein musikalisches Genie von Gottes Gnaden“. Er habe ausgezeichnet Piano gespielt, mit Vorliebe die damals noch wenig bekannten Beethovenschen Sonaten. Dabei sei er ein vortrefflicher Komponist gewesen, namentlich für Männerquartette. Außer dem Piano habe er aber auch fast alle übrigen Instrumente beherrscht, vorzüglich die Orgel, und obgleich Protestant, öfter auf der schönen Orgel der Essener Münsterkirche gespielt, besonders an hohen Festtagen dort das „Tedeum“ begleitet und dessen Intervalle und Übergänge mit geistreichen Improvisationen und Bachschen Fugensätzen ausgefüllt. Vgl. Franz Feldens: Musik und Musiker in der Stadt Essen. Essen 1936.

daheim bei seinem Vater. Das geht aber hier nicht, und er hat die Schärfe und Geläufigkeit meiner Zunge schon dermaßen empfunden, daß er nicht weiß, weder vor noch zurück, indem ich die Lacher immer auf meiner Seite habe und jeder sich freut, wenn ich ihm tüchtige Pillen zu verdauen gebe, indem der Dummerjahn sich einbildet, wunder, wer er ist. Selbst unser quasi Kabinettmeister oder Goldwieger, der im Grunde ein gehörnter Ungar ist und mich ochsig auf dem Strich hat, indem ich ihm auch oft eine Pille gebe, konnte nicht umhin, mir seinen Beifall darüber zu erkennen zu geben, wie ich den Hanauer Bauern abtrumpfte. Etwas keck muß man in Wien schon sein, nur nicht dummdreist. Sechs Preußen sind wir zusammen, einer aus Königsberg, aus Bonn, aus Berlin, aus Erfurt und wir beide, einer aus Prag, aus Karlsruhe, aus Ungarn, aus Hannover, aus Hamburg, Nürnberg und Hanau, und vier Lehrbuben. Wer gern Musik hört, findet in Wien so viel, daß er nicht weiß, wo er hin soll. Liszt, Beriot und Madame Pleyel, dann die Ladys Robena haben abwechselnd Konzerte bei immer vollem Hause gegeben. Strauß und Lanner kann man alle Sonntage sicher in Hitzing bei Schönbrunn und in Oberdöbling hören um 8 Kr. C. M. Ich höre am liebsten das Musikkorps des Regiments Hessen-Homburg unter Kapellmeister Nenez, welches alle Sonntage in Wagensers Kaffeehaus im Prater spielt, denn Militärmusik geht mir über alles. Dann ist die Musik des Chevauxlegersregiments Fitzgerald ganz ausgezeichnet. Diese hat Klarinetten und Oboen von Messing, dazu alle Blechinstrumente, Trompeten und Inventionshörner mit zahlreichen Klappen, daß sie imstande sind, jede Symphonie zu spielen. A. Krupp ist noch nicht angekommen. Seitewegen haben wir so lange mit dem Schreiben gezögert, weil wir seine Ankunft erst abwarten wollten. Wien ist eine große, berühmte Stadt; aber diese Masse kaiserlicher Dreck auf den Gassen ist unerhört. In keinem Dorf in Westfalen, wo die Düngergruben vor der Tür sind, kann dieser Schlamm gefunden werden, wie hier in den Vorstädten.

Seit Wilhelm hier ist, denke ich sehr oft an die Heimat. Im größten Gewühl und Lärm, bei allen brillanten Unterhaltungen fühlt man sich doch manchmal recht einsam. Die 14 Tage vor Weihnachten bis Drei Könige hätte ich zu Hause zubringen mögen. Ein halbes Jahr bin ich schon hier und habe hundertmal tanzen gesehen, aber selbst noch nicht einmal getanzt. Alles ist vergänglich. Seit drei Wochen leide ich außerordentlich an rheumatischem Zahnweh und Kopfweh, daß ich schon manchmal meine, reineweg des Teufels zu werden; aber es wird hoffentlich auch vergänglich sein.

Besten Gruß an alle Bekannten und Freunde, herzlichen Gruß

an Euch alle und macht und verkauft brav Ketten, Kreuzer und Ringe.

Adalbert.

Besser schreiben kann ich nicht, denn meine Gedanken sind sonst allzu schnell.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Wien, den 12. Januar 1840.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Vaters letzten sehnlichst erwünschten Brief erhielten wir den 26ten Nov. abends, als wir von der Arbeit kamen. Nachdem wir denselben mit vieler Freude durchlesen, gingen wir mit Rüdorf in die Stadt zum Lenkey und tranken auf Euer Wohl und den guten Gang unseres Geschäftes eine Flasche ungarischen Wein.

Seit dem 11ten Oktbr., wo wir an Euch schrieben, sah ich noch manches Merkwürdige, welches ich Euch mitzuteilen nicht verfehle: Den 12ten das Mineralienkabinett. Dieses hat eine vollständige Sammlung aller Marmor-, Stein- und Erdarten vom Sandkorn bis zum Diamanten, worunter besonders ein Opal, der größte seiner Art, welcher 34 Lot wiegt, sehr merkwürdig ist; viele Versteinerungen von Tieren und Überreste von vorweltlichen Tieren, Mammut, welche hier ausgegraben sind; endlich ein von Edelsteinen aller Art zusammengesetzter Blumenstrauß, ein wahres Meisterstück, welchen Maria Theresia ihrem Gemahl zum Namens- tag schenkte. Nachmittags ging ich nach Schönbrunn, dem Lustschloß des Kaisers, mit schönen Gartenanlagen und der kaiserlichen Menagerie. Den 13ten mit Adalbert und Rüdorf nach dem Kahlenberge, 1½ Stunden von Wien. Hier übersieht man ganz Wien mit seinem ungeheuren Häusermeer, die Umgegend und eine weite Strecke den Lauf der Donau, die sich in mehrere Arme teilt. Von hier gingen wir über den Grinzing, wo wir noch einem Konzert und Ball beiwohnten, nach Hause. Den 14ten machte ich mit Rüdorf und einem Kollegen eine Landpartie nach Mödling, drei Stunden von Wien, einer wunderschönen Gebirgsgegend, wo die ganze Umgebung ein Weinberg ist. Hier besuchten wir unter anderen alten Burgen auch die der Lichtensteiner. In einem Saale sahen wir sämtliche Porträts der Lichtensteiner vom Stammherrn, welcher im 16ten Jahrhundert hier lebte, bis zum Großvater des jetzt in Wien residierenden. Den 15ten sah ich die Gemälde- sammlung des Fürsten Esterhazi; sie enthält 300 Gemälde be-

rühmter Meister. Den 16ten den Lichtensteinschen Palast mit dem Botanischen Garten und der Gemäldesammlung, welche in 25 Sälen 1648 Gemälde hat. Besonders merkwürdig sind sechs Gemälde von Rubens, welche allein 80 000 Gulden kosten, den 18ten das Antiquitäten- und Münzkabinet. Es enthält 40 000 verschiedene Münzsorten, wovon ich die merkwürdigsten gesehen, hierunter viele Goldmünzen von 360 Dukaten an Gewicht und eine sogar von 2055 Dukaten schwer, in der Größe eines Tellers. Unter anderen Merkwürdigkeiten sah ich auch hier viele goldene Gefäße und Kannen, welche beim Ausgraben von Herkulanum und Pompeji gefunden sind. Den 19ten machte ich mit meinem Kollegen eine Partie nach Durnbach, besahen das Schloß Neuwaldeck, die Gold- und Silberfasanerie, gingen von hier über den Galizinberg nach Hause. Den 20ten mit Adalbert und Rüdorf ins Kolosseum, einen allgemeinen Belustigungsort der Wiener. Hier hat man für ein Entrée von 12 Kr. freie Vergnügungen als Billardspielen, Tanzen, Schiffahrt auf einem Teiche, Vogelschießen, Kegelspiel, Eisenbahnfahren usw. Auch hier ist ein großes Faß wie das Heidelberger. Dessen Inneres bildet einen Tanzsalon, worin ein Pianoforte befindlich ist. Dann ein großer Elefant, von Holz verfertigt. Sein Inneres bildet einen Gesellschaftssalon, worin 50 Personen stehen können. Abends gingen wir zum Sperl, wo Strauß sich produzierte. Den 22ten trat ich meine Kondition an, wonach ich nach sechswöchentlichem Spazierengehen wirklich Verlangen hatte. Hier ging auch alles nach Wunsch, denn mit Adalbert und noch zwei fidelen Kollegen an einem Brette zu sitzen, habe ich nur Ursache, vollkommen zufrieden zu sein. Dabei ist Hofstetter ein Mann, der zwar strenge in der Arbeit ist, aber jedem gern die Zeit läßt, seine Sache gut zu machen. Es werden hier Arbeiten aller Art gemacht, und es handelt sich immer um neue Fassons, denn diese werden am besten bezahlt. Alle Arbeiten werden in gelbem Golde⁶² und sehr massiv gemacht. Dabei habe ich einen Wochenlohn von 6 Gulden Münze, womit ich ein angenehmes Leben führen kann und auch wirklich führe.

Den 10ten Nov. wurde in der Winterreitschule der von Mendelssohn komponierte „Paulus“ von 1000 Tonkünstlern vorgetragen, wo die ersten Sänger und Sängerinnen des Hofopernhauses mitwirkten. Der Genuß, welchen wir hier hatten, war unbeschreiblich, da wir einem so großartigen und vollständig besetzten Orchester nie beigewohnt hatten. Den 20ten Dezember wurde im Burg-

⁶² Es handelt sich um gefärbtes Mattgold, das zunächst stark mit Kupfer legiert, dann in Säure getaucht an der Oberfläche wieder die schöne Feingoldfarbe zeigt. Derartiges Gold wurde sehr massiv und schwer gemacht und eignete sich besonders zu Ketten, Armbändern, Broschen, Ringen und Ohringen.

theater „Die Schöpfung“⁶³ von 200 der ersten Künstler Wiens vorgetragen, ein ähnlicher Genuß wie im „Paulus“, nur daß das Personal hier so viel geringer war. Auch sah ich hier den Taschenspieler Döbler, welcher hier den Titel „Hofkünstler des Königs von Preußen“ hat. Derselbe produzierte viele Stücke, wobei einem der Verstand stille stand.

Sonntags gehe ich gewöhnlich nachmittags ins Kaffeehaus und abends ins Theater, und zwar an der Burg, wo ich schon manches schöne Schauspiel gesehen und dieses für mich der schönste Genuß ist. Mehrere große Opern und Ballette sah ich auch mit völliger Zufriedenheit. Bei schönem Wetter gehe ich nachmittags im Prater in Wagners Kaffeehaus, wo das Musikkorps des Hessianomburger Regiments sich produziert oder auch nach Hitzing oder Oberdöbling, um Strauß und Lanner zu hören. An diesen Orten sieht man die noble Welt Wiens und hat für ein Entrée von 10 Kr. Münze die schönste Unterhaltung.

Rüdorf ist vor vier Wochen von hier fortgereist nach Innsbruck, wo er eine Stelle als Geschäftsführer angenommen, welche ihm gewünscht kam, da er gerade außer Kondition war. Ungern trennte er sich von uns, allein hier spazierengehen und auf einen anderen Platz warten wollte er nicht. Täglich erwarten wir einen Brief von ihm.

Alfred Krupp, auf dessen Besuch wir uns sehr freuen, ist bis jetzt noch nicht angekommen. Der wird uns gewiß viel Neues erzählen.

Über ein halbes Jahr bin ich jetzt schon aus Eurer Mitte. Unbegreiflich rasch ist mir diese Zeit, welche mir bis jetzt nur Angenehmes und Schönes gewährte, vergangen. Schade, daß W. Bovermann diese Reise nicht mitmachen konnte.

Alle Freunde, Verwandten und Bekannten grüßt von mir recht herzlich, namentlich Varnhorst, W. Bovermann und Vogel, welche mir von allen die liebsten sind.

In der Hoffnung, daß es Euch allen recht wohl geht und Ihr das alte Jahr so gut beschlossen und das neue so gut angefangen habt wie ich, grüßt Euch herzlich und bittet um baldige Antwort

Euer

Wilhelm.

⁶³ Die „Schöpfung“, ein Oratorium von Haydn.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Wien, den 12ten April 1840.

Liebe Eltern und Geschwister!

Ende Januar hat sich mein Kopf- und Zahnweh verloren, und ich gab Wilhelms Wunsch nach, auch einmal etwas von den Wiener Faschingsbällen mitzumachen. Der Fasching dauert hier von Dreikönige bis Fastnachtsdienstag, während welcher Zeit alle Tage an 30 bis 40 öffentlichen Orten Ball ist, die unzähligen Hausbälle ungerechnet. Die großprahlerischen Ankündigungszettel blicken einem von allen Straßenecken herausfordernd entgegen. Wir trafen gemeinlich unsere Wahl an der Ecke gegen die Maria-Hilfer-Kirche, welches Haus eine Apotheke ist und Varnhorst gewiß gut kennt, indem dies der Fleck ist, welcher die Goldarbeiterbörse heißt, weil alle Mittage allda gegen 80 bis 90 der edlen Goldarbeiterkunst Beflissene die 1-Uhr-Glocke erwarten, wobei dann über gute und schlechte Konditionen, grobe Prinzipale, dumme Werkführer, offene Plätze und durchgegangene Kollegen konversiert wird. Sonntag, den 2ten Febr., sahen wir „Die Pagenstreiche“ von Kotzebue im Burgtheater und Samstag, den 8ten Febr., gingen wir zum Ball beim Sperl in der Leopoldstadt, eines der beiden schönsten Lokale in Wien. Hier haben wir gesehen und rezensiert, Wein getrunken und Braten gegessen und, wie die Wiener sagen, „uns gut unterhalten“. Mittwoch, den 12ten, ging Wilhelm abends schon um 6 Uhr fort ins Theater der Josefstadt; um halb sieben kam mir der Rappel, und ich ging zum Ball in der „Goldenen Birne“ auf der Landstraße. Hier habe ich dreimal mit einer echten Wienerin getanzt, die mir deswegen nicht mißfiel, weil sie, wie die Wiener sagen, ein sehr sauberes Mädel war (d. h. sehr schönes) und dabei sehr einfach gekleidet. **A b e r n u n v o m T a n z e n:** Je mehr und je schneller die Wienerinnen gerissen werden, ohne auf den Takt der Musik zu hören, je lieber ist's ihnen. Da ich dies wußte, so versuchte ich meine alternden Glieder einmal an diesen rasenden Schnelllauf, den ich schon in Bayern gelernt hatte, und war so glücklich, das Kompliment zu bekommen, daß ich trotzdem besten Wiener tanze, d. h. renne und jage. Sich zu unterhalten, hat man während des Tanzens keine Zeit, denn hört man mit Tanzen auf, so hat man fünf Minuten nötig, um wieder zu Atem zu kommen, ehe man nur ein Wort hervorzubringen imstande ist, und dann fährt den Wienerinnen schon wieder der Tanzteufel in die Beine, und sie wollen wieder herumgerissen sein. Diesen Veitstanz sah ich noch bis 12 Uhr an, dann ging ich noch in ein Kaffeehaus in der Stadt,

las mit Muße die Tagespolitik und schief auf den Schnellauf recht gut. Samstag, den 15ten, waren wir wieder beim Sperl in der Leopoldstadt, wo wir es wieder trieben wie das erstemal, aber beide einigemal tanzten. Sonntag, den 16ten, waren wir in der Nachmittags-Konversation in Dommeyers Kasino in Hitzing, wo wir uns mit einem Buchdrucker und seiner Braut köstlich unterhielten, denn beide waren sehr gebildet und bellesen, und da geht einem der Stoff der Unterhaltung nie aus, so daß wir für diesmal von Strauß' Musik nicht viel profitierten.

Sonntag, den 23ten Febr., waren wir wieder in Hitzing, wo wir zufällig mit zwei Holländern an einem Tisch saßen, eine Seltenheit in Wien. Jetzt waren wir recht inmitten des Faschings, da las ich dann im „Humoristen“, der von Saphir⁶⁴ redigiert wird:

Und es fidelt und trommelt und flötet und geigt,
Und Ball auf Ball ohne Ende sich zeigt
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte der Fasching noch einen Fasching gebären⁶⁵.

Dienstag, den 25ten, waren wir auf dem Ball in Hitzing bei Dommeyer, wo wir dem Tanze bloß zusahen und unsere Augenweide an den süßholzraspelnden, handküssenden Wienern hatten. Samstag, den 29ten, waren wir auf einem Gesellschaftsball in der „Birne“, wo ich schon einmal war und welcher Saal noch schöner als der beim Sperl ist. Hier war ich so glücklich, daß mir mein Hut gestohlen wurde, daß ich mir des anderen Morgens einen neuen kaufen konnte um 4 Gld. Münze. Teurer Ball! Des Abends, ehe wir zum Ball gingen, empfingen wir Euren letzten Brief, der meine üble Laune, die sonst darüber entstanden wäre, noch nachträglich verscheuchte. Fastnachtmontag besuchten wir den brillanten Festball des Tanzlehrers Rabel um 4 Zwanziger Entrée. Viel Geld, aber so etwas sieht man nicht alle Tage, und wenn man's sieht, nur in Wien. Diese Beleuchtung, diese Dekorierung, diesen Putz, diesen Staat, diese Menge Menschen sieht man nur in Wien. Während des Tanzens spielte das Korps des Musikkreditors Lanner, der auf allen Hofbällen spielt, auch hier unter eigener Leitung und während der Pausen das Musikkorps des Regiments Hessen-Homburg, welches das beste in der ganzen österreichischen Armee ist. Selbiges hörte ich auch schon oft an Sonntagnachmittagen in Wagners Kaffeehaus im Prater. Diese Musik erweckt immer angenehme Erinnerungen in mir, ich marschiere noch immer im bunten Rock unter der Muskete. Solche Musik hört man aber nur

⁶⁴ Der Humorist Saphir ist der Begründer der Wortwitzliteratur.

⁶⁵ Eine Parodie auf eine Stelle in Schillers „Taucher“.

in der Kaiserstadt. Die Frauenzimmer mit ihrem Putz sind in Wien schon teure Hausgeräte. Da würden unsere Dämchen schauen. Weiß und rosa Atlaskleider ist ganz gewöhnlich oder weiße Atlasröcke mit rosa oder Samtmiederchen. Dann herrschte eine wahre Wut, überall Blumensträußchen anzubringen: Im Haar, auf der Brust und an den Kleidern. Dies rührte von dem berühmten Taschenspieler Döbler her, welcher von unserem König den Titel „Professor“ erhalten, welchen er mit Bewilligung des Kaisers als geborener Wiener führt. Derselbe gab hier über 50 Vorstellungen im Theater der Josephstadt mit solchem Beifall, daß immer 8 Tage vorher schon Sperrsitze und Logen vergriffen waren. Den Schluß einer jeden Vorstellung machte er immer mit einem Kunststück, welches er Floras Blumenspende nannte. Er kam nämlich mit einem Hut auf die Bühne, welchen er vor aller Augen als leer zeigte. Dann nahm er denselben unter den Arm und brachte jedesmal fast einen Waschkorb voll Blumensträußchen hervor, die er alle eins nach dem anderen unter das Publikum ins Parterre und in die Logen hinaufwarf mit den Worten: „Noch ein Sträußchen“, welches Motto so gang und gäbe in Wien wurde, daß jeder Gassenbub sich beim Applizieren einer Maulschelle desselben bediente. Der Schnitt der Kleider der Wienerinnen ist weniger um den Leib zu bedecken, als um denselben feilzubieten und zu verkaufen. Von diesem letzten Ball entfernten wir uns erst gegen 5 Uhr, besuchten noch ein Kaffeehaus, welche während des Faschings die ganze Nacht offen waren und gingen um 6 Uhr zu Bette. Fastnachtdienstag war frei, und abends besuchten wir noch die berühmte große Maskenredoute im kaiserlichen Redoutensaal in der Burg. 2 Gld. Münze Entrée. Hier war alles, was in Wien nobel ist und nobel zu scheinen vermeint. Saal und Galerie waren zum Erdrücken voll. Dies ist der Hoffnungs-, Schnsuchs-, und Wonnetag aller Liebenden; hier gehen Paare Arm in Arm ungeniert, die das ganze Jahr nicht die Gelegenheit hatten, ein unbelauschtes Wörtchen zu reden. Hier können sie den Vorteil genießen, außer ihren eigenen Händedrücken noch extra hundertmal an dem einen Abend halb tot gedrückt zu werden. Die kaiserlichen Prinzen, Erzherzöge wandern hier so ungeniert herum wie wir. Nach Mitternacht kehrten wir heim und hatten den ganzen Kram also nobel beschlossen. Euch wird's vielleicht vorkommen, als hätten wir viel mitgemacht, in Wien ist das aber noch sehr wenig. Prüfet alles, und das Andenken daran wird uns noch manche Stunde im späteren Leben aufheitern und unterhalten. Sonntag, den 8ten März, war ich wieder in Hitzing, wo ich mich mit zwei Studierenden sehr gut unterhielt, denn wissenschaftlich gebildete Unterhaltung ist in Wien eine Seltenheit. Die glaubten gewiß nicht, daß ich ein Bruder

Borax bin. Mittwoch, den 11ten, sah ich in der Josephstadt das Fest der Handwerker und ein Ballett. Den BerlinerDialekt kann kein Wiener nachahmen, da kann man sagen: „E s t u t's h a i t n i m m e r m a e h r“. Den 12ten sah ich „Die Schreckenstage von St. Pierre“ oder „Der Sklavenmarkt“ im Theater an der Wien. Den 14ten feierten wir eines Kollegen Geburtstag bei Bier, Wein, Punsch, Braten, Schinken, Torten und Kuchen bis nach Mitternacht, welcher außer uns beiden nur noch einen Kollegen nebst anderen Bekannten aus der Stadt eingeladen hatte.

Da ich in den letzten Jahren in der Ferne gar nicht oder doch nur schlecht sehen konnte, so hatte ich mir in Regensburg eine Lorgnette gekauft, welche ich aber vorigen Sommer in Laxenburg verloren hatte. Deswegen besuchte ich diesen Winter das Theater wenig, wo Wilhelm es alle Wochen ein paarmal besuchte. Gegenwärtig habe ich mir auf den Rat eines geschickten Optikus eine Brille gekauft, die mir im Theater treffliche Dienste leistet, denn, wenn sich meine Ohren laben, wollen die Augen auch was haben. Sonntag, den 15ten, sah ich in der Burg „Molly und die unbewußte Liebe“. Sonntag, den 22ten, besuchten wir dasKonzert von Violinspieler Ernst von Brünn, welcher 8 Jahre in Paris war. Er spielte unter anderem jenes berühmte Stück auf der G-Saite von Paganini, worin er denselben noch übertreffen soll. Ach, das Spiel dieses Mannes kann man nicht beschreiben, das kann man nur fühlen. Bei seinem Adagio ricselt es einem so kurios über den Rücken, daß man weinen möchte. Dann seine Allegros, dann diese Doppelgriffe, daß man glaubt, man höre sechs Violinen zugleich, und das Schmelzende, das rührend Klagende und diese Reichheit des Spiels — so etwas kann man nicht beschreiben. Dasselbst hörten wir eine Arie italienisch von der k. u. k. Kammersängerin Dsl. Hoffmann, dann ein Trio von Tenor Haitzinger aus Karlsruhe, begleitet von Klavier und einem der ersten Violoncellisten Wiens. Das wäre etwas für O n k e l N e d e l m a n n. Samstag, den 28ten, sah ich in der Burg „Nathan der Weise“ und Sonntag „Mariana“. Solche Schauspieler trifft man nur in Wien. Da kann man Essen und Trinken bei vergessen. Jeder Schauspieler an der Burg ist gleich einem kaiserlichen Beamten. Er hat seine eigenen Rollen, wie dieser seine Funktionen, und ist er abgenützt, eine beträchtliche Pension. Anschütz, Löwe, Fichtner, La Roche, Wilhelmi und Herzfeld ragen nebst den Damen Rettich, Peche, Müller, Kronser-Fournier, Neumann als Sterne erster Größe hervor. Da wünschte ich schon oft, daß wir M u t t e r hier haben könnten, um ihr auf einem Sperrsitz in der Nähe der Bühne so recht den Genuß aus der ersten Hand zu verschaffen. Da würde sie sich gewiß jener Zeit erinnern, wo sie in Frankfurt „Hamlet, Prinz von Dänemark“ sah, welches hier auch oft gegeben wird.

Das Burgtheater ist das erste Schauspielhaus Deutschlands, denn jeder Spieler bewegt sich nur in seiner Sphäre. Hier liegt den Stücken größtenteils eine reine Moral zugrunde, wo in den Vorstadttheatern nur Zweideutigkeiten, Zoten, Dummheiten und sonstiger Mist aufgetischt wird, woran sich der Wiener Plebs zwar köstlich unterhält, welches aber nur schlechte Wirkungen auf die Sittlichkeit zur Folge hat. Bei allen diesen Unterhaltungen und Vergnügen leben wir einfacher als einer unserer Kollegen. Die meisten, die von Hause her nichts gewohnt sind, finden ihr Vergnügen nur in Essen und Trinken; wir trachten aber nach etwas Höherem, denn: „Wir sind uns mit heiligem Stolge bewußt des Gottesfunken in unserer Brust“. Des Morgens frühstücken wir Butterbrot und ein Glas Wasser um 2 Kr. Münze, mittags um 10 Kr. Münze, nachmittags zur Jause, wie die Wiener sagen, Butterbrot und mitunter Käse oder Wurst dazu, abends nach der Arbeit ein kleiner Kaffee um 5 Kr. Münze, wobei wir alle Journale lesen, als da sind: „Augsburger Zeitung“ und „Österreichischer Beobachter“ und „Adler“ von der Politik, dann den „Humoristen“, die „Theaterzeitung“, die „Leipziger Modenzeitung“, den „Sammler“, den „Wanderer“, den „Zuschauer“, die „Wiener Zeitschrift“ und die „Immortellen aus der österreichischen Geschichte“ in Puths Kaffeehaus „Zum Blumenstöckl“, der Maria-Hilfer-Kirche gegenüber. So fließt ein Tag nach dem anderen dahin. Das Abendessen haben wir ganz verlernt und befinden uns viel wohler als zu Hause bei dem unsinnig vielen Nächstessen. Sonntags lesen wir zu obengenannten Zeitungen in einem Kaffeehaus in der Stadt die „Bohemia Moravia Carniola“, „Österreichisches Morgenblatt“, „Pester Tageblatt“ und die Blätter aus der Gegenwart und das „Frankfurter Journal“. In einem Kaffeehaus der Stadt sind außer den genannten Blättern noch alle österreichischen Provinzialzeitungen, französische, englische, ungarische, polnische, russische, preußische, sogar die „Kölnische Zeitung“, im ganzen 85, sage: fünfundachtzig Journale. Das wäre etwas für Lina! Bei allen diesen vielen Vergnügungen, die einzeln zwar nicht viel kosten, aber im ganzen doch den Geldbeutel erleichtern, habe ich mir in Wien einen Rock um 28 Gld. Münze, eine Weste um 3 Gld. 12 Kr. nebst Reparaturen um 5 Gld. Münze, zwei Hüte um 8 Gld., für 9 Gld. Münze Stiefel und für 13 Gld. 18 Kr. vier neue Hemden, also im ganzen mit für 3 Gld. 30 Kr. Handschuhe für 66 Gld. 48 Kr. Münze angeschafft und alles von meinem Wochenlohn. Das heißt wirtschaften! Von Übrigbehalten kann hier freilich keine Rede sein, denn Wilhelm sagt immer: „Wir müssen alles Merkwürdige sehen. denn es ist fürs ganze Leben“, und da hat er recht. Dabei ist der kaiserliche Tabak sehr teuer und die Zigarren sehr schlecht, und umsonst ist der

Tod, und der kostet noch das Leben. Wegen meines Passes, der gegenwärtig abgelaufen, war ich beim preußischen Gesandten, der sich nicht wenig wunderte über den reisenden Goldarbeiter mit der Qualifikation zum preußischen Landwehr-Offizier⁶⁶. Derselbe sagte mir, auf einen neuen Urlaubsschein vom Major könne er mir hier den Paß verlängern. Vater geht also nach Empfang dieses zum Major Heuser und läßt sich sowohl für mich als auch für Wilhelm noch auf ein Jahr Urlaub erteilen, indem Wilhelm seiner Ende Juni auch aus ist. Wenn er selbiges auf einem Papier täte, d. h., wenn solches kein Fehler gegen die Form ist, da wir doch zwei Brüder sind, in einem Ort, in einer Kondition, so könntet Ihr uns dieses Papier im nächsten Brief mitschicken, denn für Wilhelm ist ein Jahr zu wenig. Varnhorst wird sich schon bewegen lassen, noch ein Jahr bei uns auszuhalten, denn je mehr man lernt, je mehr sieht man ein, daß man noch lernen muß. Und wenn er einmal zu Hause ist, so kommt er wohl nicht wieder fort. Es ist also fürs ganze Leben.

Seit dem 1ten April haben wir hier das schönste Frühlingswetter. Da habe ich denn meinen Mantel abgelegt, der den ganzen Winter die Altersschwächen und die Spuren der Vergänglichkeit zeigte und meinen braunen Frack, der mir, des Morgens angezogen, erst abends, wenn ich von der Arbeit kam, vom Leibe kam, jenen interessanten Frack, der zur Arbeit noch immer dient, der auch von schönen Zeiten reden kann, die er auf so manchen Bällen selbst und ich in ihm verlebte, nebst seinen beiden Schwestern, der schwarzen Hose von Aachener Tuch und der graulichen, welche mir Vater damals nebst meinem braunen Oberrock schenkte, welche beide letzteren ganz aus der Freiredoute des Daseins seit Ende März hinausgegangen sind in die dunkle Sargnacht der Verwesung meines Mantelstockes, wo ihre Gebeine zerfetzt und zerrissen noch eine Zeitlang hängen werden als redendes Beispiel der Vergänglichkeit alles Irdischen und als großer Beweis der noch größeren Vergänglichkeit von allem, was weiblichen Geschlechts ist. Gegenwärtig habe ich für alle Tage jene Hose, die

⁶⁶ Adalbert Ascherfeld hatte in Düsseldorf einjährig-freiwillig gedient und die Qualifikationen zum preußischen Landwehroffizier erworben. Wilhelm hatte in Essen eine dreijährige Dienstzeit bei der Landwehr zu leisten, da er das Gymnasium nur bis zur Quarta besucht hatte. — In Essen stand das Landwehrbataillon Nr. 36, das im Kriegsfall dem 34. preußischen Infanterieregiment zur Seite gestellt wurde, das zu dem in der Provinz Sachsen stehenden 4. Armeekorps gehörte. Das Essener Landwehrbataillon wurde alljährlich zu einer vierzehntägigen Übung zusammengezogen, die auf der nahe gelegenen Heide stattfand. (Siehe Schorn a. a. O. S 112 ff. — Meisenburg: Die Stadt Essen in den Revolutionsjahren 1848—1849. Essener Beiträge 59, 1940. — Zum 100jährigen Bestehen der Gesellschaft Verein Essen 1828—1928. Essen 1928.)

mir damals beim Mantel geschickt wurde, und für Sonntag die feine schwarze. Wenig haben hat auch seine guten Seiten, da wird einem die Wahl doch nicht schwer. Gegenwärtig machen wir alle Mittage einen Spaziergang vom Spittelberg, wo wir zu Mittag essen, über das Glacis bis zum Burgtor, dann zurück über das Glacis zur Leingrube (?), die Maria-Hilfer-Hauptstraße hinauf bis zur Börse der Goldarbeiter, von wo wir durch die Große Kirchengasse bald an unserem Atelier sind. Abends gehen wir, da wir um 6 Uhr aufhören, in die Stadt, auch wohl bis zur Brücke an der Leopoldstadt (welche oben zu sehen ist) und nachher in unserer Vorstadt in unser obengenanntes Kaffeehaus. Ein Spaziergang, fast so weit wie nach Steele und wieder um. Mittags begegnete uns mehrere Male die abgelöste ungarische Nobelgarde zu Pferde. Rote Jacken, silberne Schnüre, rote Hosen, silberne Streifen, silberne Bandolier, Pferddecken mit Silber gestickt, alles strotzend von edlem Metall, heißt nicht umsonst die *Nobelgarde*. Varnhorst wird sie auch oft gesehen haben und kann sie Euch beschreiben.

Die weitere Fortsetzung folgt bei der Harmonika für Theodor⁶⁷.

(Auf der ersten Seite des Briefes befindet sich ein Bild mit der Ferdinandsbrücke; hierzu schreibt Adalbert Ascherfeld:)

Verbindungsbrücke der Stadt mit der Leopoldstadt, auch Schlagbrücke genannt, wo man zu jeder Tageszeit und namentlich an Sonntagabenden eine Idee der Wiener Volksmenge bekommen kann. Von der Brücke aus durch die schöne Straße „Jägerzeile“ in der Leopoldstadt, die Hauptallee im Prater herunter, sieht man Wagen, Pferde und Menschen in unglaublicher Zahl. Da sieht man diese kecken jungen Wiener, die ihre neu-modischen Anzüge spazieren führen, jene Wienerinnen, ausgepolstert und auswattiert von oben bis unten, die in ihrer alles Maß und Ziel übersteigenden Eleganz ihres Anzuges so recht die Kraft- und Saftlosigkeit ihres Kadavers zur Schau tragen. Die ganze weibliche Generation vorzüglich ist im Grund verdorben. Als kaum gehende Kinder zwingt man sie schon in äußere Unbequemlichkeiten der Mode hinein, mit 10 Jahren wissen sie schon, daß sie nicht zum Alleinsein in der Welt sind, mit 14 haben sie schon einen Liebhaber und tanzen wie toll, mit 16 schon mehrere, mit 18 wissen sie schon von der Untreue der Männer ein Liedchen zu singen, mit 20 sind sie schon durch viele Hände gegangen, die Hälfte ihres Blutes ist verdorben, mit einem Viertel haben sie die Erfahrungen und Kenntnisse bezahlt, die sie sich beim Genießen des verbotenen Apfels aneigneten.

⁶⁷ Anscheinend schickten Adalbert und Wilhelm ihrem Bruder Theodor eine Harmonika aus Wien.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Wien, den ..ten April 1840.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Vaters letzten Brief erhielten wir den 29ten Febr. Derselbe machte uns viele Freude, da wir Euer sämtliches Wohlbefinden daraus vernahmen. Seit unserem letzten haben wir wieder manches Schöne in Wien gesehen und gehört. Den 2ten Febr. hörte ich den berühmten Klaviervirtuosen Liszt aus Ungarn, ein Genuß, welcher nicht zu beschreiben ist. Derselbe hat sich hier längere Zeit aufgehalten und viele Konzerte gegeben bei stets vollem Hause. Von Heilige Drei Könige bis Fastnachtsdienstag, die hiesige Faschingszeit genannt, wurde hier fast täglich an 10 Orten getanzt und an Sonntagen wohl an 30. Wir haben auch mehrerem beigewohnt: Zwei Hyazinthenbällen beim Sperl, einem Gesellschaftsball in Domeyers Kasino in Hitzing und zwei Bällen in der „Goldenen Birne“, von denen der letzte am Fastnachtsmontag der glänzendste war. Diese herrliche Ausstattung des Saales war über alle Begriffe schön, so daß ich beim Eintreten in denselben zu Adalbert sagte: „Dieser erste Anblick ist mir schon den Entrée, (welcher 4 Zwanziger ausmachte) wert.“ Dabei das doppelte Orchester, bestehend aus 48 Musicis. Hörte Lanner mit einem schönen Walzer zu spielen auf, so blies das Musikkorps vom Hessian-Homburger Regiment einen Marsch während der Pause, und so ging es die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen um 5 Uhr. Von hier aus gingen wir ins Kaffeehaus und kamen sodann mit Tagesanbruch um 6 Uhr zu Hause an. Desselben Tages besuchten wir die große Maskenredoute im Redoutensaale. Der Saal war gedrückt voll und zählte ungefähr 4000 Menschen. Viele noble Welt, eine Menge Brillanten und kostbare Schmucksachen bekamen wir hier zu sehen. Bis 2 Uhr verweilten wir in diesem fürchterlichen Gewühl, nachdem wir maskiert und unmaskiert gehörig gemustert und viele Bemerkungen gemacht hatten, gingen alsdann nach Hause und beschlossen somit die Fastnachtsfreuden. Auf den Bällen war mir das Tanzen Nebensache, weil mir dazu meine Gesundheit zu lieb war. Man kann es kein Tanzen nennen, sondern nur ein Rennen. Halte ich zwei Tänze hintereinander getanzt, so wußte ich nicht, wo ich den Atem herholen sollte. Merkwürdig, wie die Wienerinnen dieses die ganze Nacht hindurch aushalten können. Viel wurde hierüber in öffentlichen Blättern gerügt, allein dies kümmert sie nicht. Einer hat sogar berechnet, daß eine Wienerin, welche die ganze Nacht hindurch tanzt, drei

deutsche Meilen in gerader Richtung zurücklegen würde. Alles will sich in Wien während des Faschings unterhalten, und denen es an Mitteln fehlt, versetzen und verkaufen, was sie haben, ein Leichtsinnsondergleichen.

Die Lichtarbeit hört mit Fasching auf, und wir arbeiten seit der Zeit nur von 6 bis 6, welches nur bei H. der Fall ist, in allen anderen Kabinetten bis 7 Uhr. Nun kann man auch zuweilen in der Woche ins Theater gehen. An das Burgtheater werde ich in späteren Jahren noch oft denken, denn solches gibt es nur in Wien, diese ausgesuchten Spieler und Spielerinnen findet man nur hier. Auch Sängern wie Dem. Lutzer und Fräulein Hanselt wird man schwerlich anderswo hören. Umsonst beneidet nicht ganz Deutschland Wien um deren Besitz. Die deutsche Oper hat mit Ende März geendet, und die italienische hat mit dem 1ten dieses ihren Anfang genommen. Die ersten Sänger und Sängern aus ganz Italien werden hier zwei Monate verweilen und täglich Vorstellungen geben. Viel wird von denselben gerühmt. Ich selbst habe sie bis jetzt noch nicht gehört, werde sie mit nächstem mal anhören, wenn ich auch vom Italienischen nichts verstehe. Vater glaubte, wir haben im Winter gefroren, allein dies war keineswegs der Fall. In unserem Kabinett wurde oft mehr geheizt als uns lieb war, da Adalbert und ich in der Nähe des Ofens sitzen und unser Kabinettsmeister, ein Fröstling, am weitesten davon entfernt ist. Kamen wir des Abends vom Kaffeehaus und es war uns zu kalt, so heizten wir noch ein und hatten bei dem hier gebräuchlichen Holzbrand in 5 Minuten das Zimmer warm und konnten somit im warmen zu Bette gehen, welches wir zu Hause nicht haben. Zwar haben wir hier in Wien keinen Salat mit Pfannkuchen, kein Kohlruß mit Mettwurst usw., allein diese Zeiten kommen doch wieder, wo man sich an solchem zu erfreuen hat. Unser Mittagessen besteht aus Suppe, Gemüse und Rindfleisch und dabei ein Glas Bier, einen Mittag wie den anderen. Wir befinden uns dabei sehr wohl und lassen es uns recht gut schmecken. Merkwürdig, wie diese einfache Kost bei mir so anschlägt, daß ich jede Woche zum Flickschneider muß, der mir meine zerrissenen Hosen und Röcke reparieren muß, weil mir alles zu eng wird.

Den 22ten März waren wir in einem Konzert, welches der Violinist Ernst aus Brünn im Redoutensaale gab. Derselbe wird mit Paganini gleichgestellt und soll noch besser gefallen haben als jener. Über dies herzergreifende Spiel vermag ich nichts zu schreiben, denn dafür gibt es keine Worte. Die k. k. Hofopernsängerin Dem. Hoffmann sang eine italienische Arie und der großherzoglich badische Kammergesänger Hintzinger, welcher hier gastiert,

ein italienisches Lied, beide mit großem Beifall. Die Kaiserin-Mutter, der Erzherzog Karl und Ludwig wohnten dem Konzert bei. Den 9ten April besuchten wir abends das neue Elysium oder die unterirdische Wanderung durch die Welttheile. Merkwürdig, wie man einen Keller so umwandeln kann! Dieses Unternehmen ist wirklich ein riesenhaftes zu nennen, denn die Eleganz und Pracht in den verschiedenen Weltteilen kann man nur staunend bewundern. Eine sonderbare Überraschung, so aus einem Weltteil in den anderen zu wandern. In jedem Lokal war Musik und verschiedene Unterhaltungen, als in dem einen eine Bühne, worauf Wiener Possen aufgeführt wurden; in dem anderen sah man Taschenspieler usw. (Beiliegende gedruckte Erklärung wird Euch darüber mehr sagen.) Von 7 bis 11 Uhr verweilten wir daselbst, nachdem wir wieder einen genußreichen Abend mehr in Wien verlebt, der unserem Gedächtnis unauslöschlich sein wird. Den 12ten abends hörte ich im k. k. Burgtheater Händels Oratorium „Samson“, wo verschiedene der ersten Sänger und Sängerinnen des Hofopernhauses und der Hofkapelle mitwirkten. Daß mir auch dies gefallen, könnt Ihr schon denken. So sieht und hört man des Schönen, Amüsanten und Interessanten so viel in Wien, und wenn man sich beim Scheiden von hier dieses alles aneinandergereiht denkt, so muß man sagen, daß man dieses für keinen Preis als nicht gesehen, nicht erlebt, nicht mitgemacht verkaufen möchte. Mit dem 1. April änderte sich das Wetter, und wir haben seitdem stets heitere Frühlingstage. Alles ist jetzt gespannt auf den 1ten Mai. Was da im Prater für ein Leben ist, wird Varnhorst Euch schon sagen. Den bevorstehenden Sommer hoffen wir in Wien noch recht angenehm zu verleben, namentlich viele Landpartien mitzumachen, deren es eine Menge gibt, denn die Umgegend von Wien ist zu schön, um nicht auch sie recht zu genießen.

Meine Absicht ist, womit Ihr auch wahrscheinlich einverstanden seid, bis künftiges Frühjahr in der Fremde zu bleiben, denn ein Jahr ist doch zu kurz, namentlich für ein Geschäft wie das unsrige, welches doch so mannigfaltig ist, denn je mehr man lernt, desto mehr sieht man ein, was einem noch fehlt. Varnhorst wird hoffentlich noch den Winter über bei Euch bleiben. Mit dem 27ten Juni läuft mein Paß zu Ende. Ich bitte deshalb, selbigen mit dem von Adalbert auf ein Jahr verlängern lassen zu wollen. Der Herr Major sagte mir damals, als ich ihn um einen zweijährigen Paß ersuchte, ich könne denselben ja nach Ablauf des einen Jahres verlängern lassen. Ob wir aber die fernere Zeit in Wien bleiben werden, darüber sagt Adalberts Extrablatt an Vater Näheres. Mit dem Geschäft geht es jetzt hoffentlich wieder besser, und wenn der Mai so ausfällt wie der vorjährige, seid Ihr gewiß völlig

zufrieden. Lina⁶⁸ wird es bei Vetter Falkenberg noch wohl gut gefallen, Ihr habt lange nichts darüber geschrieben, ich bitte deshalb mit Nächstem. Emilie und Luise werden gewiß ihr Möglichstes tun, ihre Schwester Mathilde zu einer tüchtigen Haushälterin heranzuziehen, die zweifelsohne deren gute Meinung und Anleitung anerkennen wird. Theodor ist in diesem Jahre militärpflichtig; es wird wohl nichts zu bedeuten haben, er wird jedenfalls ein Jahr zurückgesetzt. Arnold ist doch noch immer der Lebensfrohe, dem man aus seinen Augen liest, daß er mit seinem Lose zufrieden ist. Für Robert wird sich auch wohl eine Stelle finden. Derselbe scheint mir ein tüchtiger Tuchfabrikant zu werden. Alfried kann nicht mehr der Mißmutige, Verdrießliche sein; ist dieses aber, wie ich nicht hoffe, noch der Fall, so schickt ihn aus auf einige Tage nach Wien, dann wollen wir schon unser Möglichstes tun, um Mißmut in Frohsinn umzuwandeln. Karl wird wohl mit dem Militärdienst nichts zu schaffen bekommen, und dann fehlt es ihm gewiß an nichts, denn was für einen Vorzug man hat, wenn man sein eigener Herr ist und nach eigenem Gutdünken schalten und walten kann, sieht man erst dann ein, wenn man Untergebener ist. Eure letzten Briefe erhielten wir den 17ten, also gut, daß wir unsere angefangenen noch nicht fortgeschickt hatten, weil es jetzt mit der Sendung an Theodor eins ist. Mit Bedauern vernahmen wir, daß Alfried Krupp, den wir schon solange schnlichst erwarten, in Berlin erkrankt, weshalb sich seine Reise nach Wien noch in die Länge ziehen kann und wir deshalb auch auf die vielen Briefe, welche gewiß noch manches Interessante für uns enthalten, vorläufig verzichten müssen.

Sämtliche Verwandten, Freunde und Bekannten bitte von mir herzlich zu grüßen, und in der Hoffnung, daß Ihr bei Empfang dieses so gesund und vergnügt seid wie wir jetzt, verbleibe ich stets

Euer

Wilhelm.

W. Rüdorf schrieb uns neulich aus Innsbruck, daß er mit seiner Kondition gut zufrieden sei. Er verdiene bei freier Kost, Logis und Wäsche wöchentlich 4 Gulden Münze, er wird schon wohl von dort seinen Eltern geschrieben haben, sonst bitte ich selbigen dieses zu berichten.

Randbemerkung zu der am Briefkopf befindlichen Abbildung des Burgtores: Dieses die Ansicht des neuen Burgtores, erregt

⁶⁸ Über Lina Ascherfeld und die weiteren im folgenden erwähnten Geschwister Wilhelms (Emilie, Luise, Mathilde, Theodor, Arnold, Robert, Alfried und Carl) siehe oben S. 9 f.

immer angenehme Gefühle beim Anblick desselben. Verlassen wir um 6 Uhr abends das Kabinett, so geht es bei diesem schönen Wetter gleich in die Stadt, denn die Vorstadt kommt einem im Verhältnis zur Stadt nur wie ein Bauerndorf vor. Hat man das Burgtor erreicht, so geht das Leben, das Wagengerassel der Herrschaftswagen, Fiaker usw. los, so daß man sein eigenes Wort fast nicht mehr hört. Das Burgtor hat, wie Ihr seht, fünf Tore. Das mittlere ist nur für den Kaiser und das Kaiserliche Haus, die zunächst daran stoßenden für sämtliche Equipagen und die zwei äußersten für die Fußgänger. Ein schöner Anblick, wenn man so einen kaiserlichen, mit Gold verzierten Wagen heranrollen sieht, mit sechs Schimmeln bespannt und am Abend zwei Vorreiter mit brennenden Fackeln voraus, ein herrlicher Anblick! Das wäre etwas für Robert zu sehen. Diese Menschenmasse, welche immer zu diesem Tore ein und auswandelt, ist ungeheuer, und man könnte in einigen Minuten tausende zählen.

Adalbert und Wilhelm Ascherfeld an ihren Vater.

Extrablatt

Lieber Vater!

Beikommend für unsere Geschwister drei der neuesten Walzerpartien und die Porträts von Strauß und Saphir. Unseren Urlaub haben wir durch Bröker erhalten. Ich bin jetzt drei Jahre und Wilhelm ein Jahr von Hause fort, das ist viel und doch im Grunde sehr wenig. Unser Aufenthalt in der Fremde ist fürs ganze Leben berechnet. Je mehr wir sehen und erfahren, je mehr können wir mitsprechen und je besser schicken wir uns nachher an einem kleinen Ort, denn nur das, was man nicht kennt und gesehen, kann einen reizen. Ist man aber durch Kenntnisse und Erfahrungen bereichert, so besitzt man die herrlichsten Eigenschaften zum tüchtigen Hausvater und guten Ehemann. Wie habe ich mich gesehnt, hinauszukommen in die ferne Weite, wie habe ich mich im tiefsten meiner Seele geärgert, als Hermann Krupp⁶⁹ damals von seiner Reise von Genf zurückkehrte und so vieles zu erzählen wußte, wo ich beisitzen konnte und Maul halten. Etwas haben wir freilich schon gesehen, aber noch lange nicht genug. Ausgangs des Sommers beabsichtigen wir nämlich einen Abstecher auf der Eisenbahn nach Preßburg zu machen, welches man um einen Spottpreis kann, um auch sagen zu können, wir waren in Ungarn.

⁶⁹ Hermann Krupp (1814—1879) war ein jüngerer Bruder Alfred Krupps. Er wurde der Begründer der Metallwarenfabrik in Berndorf bei Wien.

Dann werden wir Ende August von hier über Grätz nach Triest reisen, wo uns dann die Markustürme von Venedig wohl den Weg per Dampf übers Adriatische Meer zeigen werden und später der Geruch der Zitronen und Pomeranzen uns wohl den Weg über Padua, Vicenza, Verona, Mantua, Cremona, Pavia nach Mailand. Von da am Lago Maggiore vorbei durch Savoyen, über den Simplon in die Schweiz, die Hauptstraße über Brig, Visbach, Leuck, Sierra Sion, Riddes, Martignis, St. Maurice nach Gingolph längs dem Genfer See nach Genf, von wo wir dann nur einen Katzensprung bis Paris haben, zwischen welchen beiden letzteren Orten wir aber noch nicht gewählt haben, um zu überwintern. Ob wir dann im Frühjahr beide nach Hause kommen oder Wilhelm allein, ist unbestimmt, denn der Mensch denkt, und Gott lenkt. Daß hierzu etwas Geld erforderlich ist, wirst Du natürlich finden, daß aber niemand eine solche Reise billiger machen kann als wir, ist auch klar. Zwar sind wir beide mit unserem Verdienst bis jetzt ausgekommen, wovon wir wohl hätten sparen können, wenn Sparen der Zweck unserer Reisen wäre. Aber Wilhelm, der doch sonst so ökonomisch ist, sagt oft: „Jede merkwürdige Sache, die wir sehen, jede Erfahrung, die wir machen, welche uns hier einen Kreuzer kostet, ist uns nachher in der Erinnerung einen Gulden wert, und was machen“, sagt er, 50 Thlr. oder auch 100 Thlr. auf jeden von uns beiden aus, wenn wir sie wirklich in Zukunft weniger hätten, wenn wir sie zu solchen Zwecken angewandt haben?“

Zwar sind Wilhelms 50 Gulden Münze, die er noch mit nach Wien brachte, noch unversehrt erhalten, und ich habe noch etwas mehr für den Fall der Not, aber, vorgesehen, denn Vorsichtigkeit ist die Mutter der Weisheit. Deswegen sehen wir, wenn Theodor wieder Geld für die Harmonika schickt, einer Extrabeilage nach S i c h t, zahlbar bei C. Gerold in Wien, entgegen.

Mit 100 Gulden Münze werden wir wohl ausreichen, aber je mehr, je besser.

Besten Gruß von uns an alle.

Gegeben am 14ten des Monats Mai 1840, Sonntag nachmittags bei einer Pfeife Bataviatabak, welchen Bröcker mitgebracht hatte.

Deine Dich und all die Ihrigen liebenden Söhne

Adalbert

Wilhelm.

Adalbert Ascherfeld an seinen Vater.

Wien, den 20ten April 1840,
Ostermontag, morgens halb 6 Uhr.

Lieber Vater!

Karfreitag nachmittags empfing ich Deinen und Theodors Brief und nicht, wie Theodor glaubte, spätestens den 15ten. Schon den 24ten März hatte ich einen Brief an Euch angefangen und schon einen halben Bogen voll geschrieben, welches ich nachher wieder verwarf, weil die Tinte zu schlecht und es zu unleserlich geschrieben war. Da kam denn auf einmal der April und mit ihm das schöne Wetter, wo wir zum Schreiben keine Zeit finden konnten, denn wenn man abends von der Arbeit kommt und es noch hell ist, da kann man sich doch nicht gleich zum Schreiben hinsetzen, da muß man einen Spaziergang in die Stadt machen, teils zur Gesundheit, teils, um auch zu wissen, daß man noch in Wien ist. So ein Spaziergang ist aber ungefähr, als wenn ich nach Steele gehe und wieder um. Wenn ich da um 8 oder halb 9 Uhr wieder in meine Vorstadt komme, so ist das noch sehr früh. Dann habe ich aber nichts eiligeres zu tun, als ins Kaffeehaus zu gehen und die Journale zu lesen. Dies ist bei mir durchaus B e d ü r f n i s, denn nur, wenn ich dieses befriedigt, weiß ich abends so recht, daß ich wieder um einen Tag älter, um einen Tag mehr erfahren und um einen Tag mehr in der Welt war, wo im entgegengesetzten Falle mir jeder Tag als verloren wäre, ich einen ungeheuren Riß in meinem Kopfe hätte, der gar nicht wieder auszufüllen wäre, indem hier in Wien nur immer die Blätter vom selbigen Tage zu lesen, wenn man sich nicht mit Bruchstücken behelfen will. Daß mir da wenig Zeit zum Schreiben bleibt, ist klar. Wilhelm geht manchmal vom Spazierengehen schon gleich zu Bett. Ich kam schon gegen 10 oder um halb 11 Uhr aus dem Theater und ging doch noch ins Kaffeehaus, um meine tägliche Lektüre nicht zu versäumen. Donnerstag, den 9ten April, machten wir in Daums neuerrichtetem Elysium im Anna-Keller eine unterirdische Reise durch die vier Welttheile, deren nähere Beschreibung beiliegt. Um Lokale zu sehen, zur vielseitigen Unterhaltung vieler ausgestattet und eingerichtet, muß man doch nach Wien kommen, und hierin steht vor allem Herr Daum an der Spitze. Er besitzt das erste Kaffeehaus, die brillianteste Weinhandlung nebst Restauration und ist der Stifter des recht für den gemüthlichen Wiener geschaffenen Kolosseums in der Brigittenau, dessen wir ebenfalls in unserem ersten Briefe erwähnten. „Was wäre unsere Hand ohne einen Daum“, sagt der berühmte Witzling Saphir, „und was wäre Wien

ohne Daum?" Am ersten Tage der Eröffnung hat er allein an 6000 Menschen zu einem Gulden Münze unter die Erde gebracht. Später wurde es herabgesetzt zu 30 Kr. Münze und war jedesmal zum Erdrücken voll, denn die Wiener müssen sich unterhalten, ohne dies geht's nicht. Karfreitag besuchte ich außer mehreren anderen Kirchen auch die beiden protestantischen, welche aber eine Stunde vorher schon vollgepfropft waren, daß ich wieder umgehen mußte. Da besuchte ich für 20 Kr. Münze Entrée den Kunstverein für weibliche Handarbeiten, welcher von adeligen Damen zur Beförderung dieses Faches errichtet ist. Aus einer großen Anzahl verschiedener Stickereien in Seide, Stramin, Perlen, Gold und Silber erhielt den ersten Preis ein Korb mit Blumen, ungefähr 2 Fuß groß und breit, von Chenille gestickt. Die Ausarbeitung im einzelnen, die Zusammenstellung des Ganzen, die Kolorierung und Schattierung der Blumen und Geflechte des Korbes sind so naturgetreu, daß man glaubte, es lebe, und man könne es greifen, erhielt allgemeine Anerkennung und war des ersten Preises von 10 Dukaten würdig. Der zweite Preis von sechs Dukaten und der dritte von vier Dukaten waren Arbeiten zuerkannt worden, welche adlige Damen gemacht hatten, welche daher die Dukaten zweien der ärmsten Arbeiterinnen überwiesen. Besondere Bewunderung erregte noch ein Bild, das Portrait der Jungfrau Maria, welches noch so nahe betrachtet, doch nur ansah wie Kupferstich in Punkto Manier oder wie Lithographie, öffnete man es aber hinten, so sah man, daß es mit feinsten Fäden, wie Haar so fein, auf weißem Grunde gestickt war. Selbst der Name des Kupferstechers vom Original war in staunenerregender Deutlichkeit, nur durchs Vergrößerungsglas leserlich, nicht vergessen worden. Samstag nachmittag, wo wir um 3 Uhr aufhörten, waren wir bei der Feier der Auferstehung in der Kaiserlichen Burg, welche darin besteht, daß das Sanktissimum wieder in feierlichster Prozession aus der Burgkapelle über den Burghöf in die Burgkirche zurückgebracht wird. Hier sah man so ungefähr die ganze Größe und Pracht des kaiserlichen Hofes. Vorne die ganze Dienerschaft nebst allen Hausoffizianten, die sogenannte Schweizer Garde in roten Röcken mit all ihren Hellebarden, die ganze ungarische Nobelgarde, die deutsche Garde in roten Röcken mit Gold bestickt, die aus lauter gedienten Oberoffizieren besteht, dessen geringster Hauptmann in der Armee war und deren Kapitän den Rang eines Feldmarschallleutnants in der Armee hat. Dann die gesamte Generalität Ungarns und Österreichs; die letzten sahen aber in ihren weißen Röcken aus wie Müllerknechte. Dann noch der sämtlich hier anwesende Adel aus allen Nationen, die dem Hause Habsburg untertan sind, im Nationalkostüm, als da sind: Pole, Ungar, Siebenbürger, Galizier, Kroat und weiß der

Kuckuck, was noch für wilde Nationen! Hinter dem Sanktissimum ging der Erzherzog Franz, Karl und Stephan, Sohn des Palatinus von Ungarn in Uniform. Der Kaiser selbst, der unwohl war, stand mit der Kaiserin am Fenster und sah zu. Nachher defilierte sämtlich aufgestelltes Militär, wovon sich die ungarischen Grenadiere durch ihre edle, schöne und stolze Haltung, woran man den geringsten Ungarn gleich erkennen kann, besonders auszeichneten, nach der schönen Musik des schon mehrfach erwähnten Musikkorps des Regimentes Hessen-Homburg.

Sonntag, den 3ten Mai.

Ostersonntag war schönes Wetter, und ich vertauschte daher mittags meinen Winterrock mit meinem Frack. Ostermontag waren wir nachmittags in Oberdiebling, wo wir von Lanners Musik profitierten. Donnerstag nach Ostern waren wir in dem Konzert des blinden Künstlers, des Klavierspielers L. Balzar aus Brünn. Derselbe wohnt mit uns in einem Hause. Den ganzen Winter haben wir ihn alle Mittage abgeholt und zum Essen geführt, wo wir ihm tranchieren mußten wie einem Kinde. Daher lud er uns zu seinem Konzert ein, welches wir nicht ausschlagen konnten. Er fand allgemeine Anerkennung und Beifall. Sonntag, den 26ten April, brachte ich den größten Teil des Nachmittags in Stierböcks Kaffeehaus in der Leopoldstadt zu, wo ich das lebenslustige Wjener Völkchen wie eine Woge ohne Anfang und Ende an mir vorbei zum Prater paradieren ließ. Gegen 6 Uhr lenkte ich mein Ich auch dahin. Der ganze Weg von der Leopoldstadt durch die Jägerzeile, die eine halbe Stunde lange Hauptallee des Praters herunter, war, wie man sagt, tout plein. Die Erzherzöge Franz, Karl und Ludwig in Zivil mitten darunter. Die guten Leute sind zu bedauern, die können vor unaufhörlichem Hutabnehmen nicht zu Verstand kommen. In der mittleren Allee war eine Equipage an der anderen in zwei Reihen, die eine herunter, die andere herauf. Die kaiserliche Equipage mit dem Ferdinand und seiner Hälfte mitten darunter. Es konnte nur Schritt für Schritt gefahren werden, alles offene Wagen, wo die Damen die herrlichsten Frühlingsmoden zur Schau trugen. Wären die Wienerinnen so schön wie ihre Kleider, so wäre man versucht, bei solchen Gelegenheiten Wien für ein Mahometisches Paradies zu halten, „a b e r d a h o t's e n F o d e n“, wie der Wiener sagt, „noch länger als von Wien nach Boden (Baden)“. Von dem ungeheuren Luxus hier in Wien kann man sich keinen Begriff machen. Den 1ten Mai waren wir schon um 5 Uhr im Prater und sahen den Wettlauf der herrschaftlichen Läufer. Varnhorst wird das auch gesehen haben. Nachmittags waren wir im Augarten und später bei der üblichen Praterfahrt. Wagen und Menschen in Masse,

aber der unausstehliche Wiener Wind verleidet alles und war Ursache, daß man wenig Eleganz sah. Sonntag, den 3ten Mai, besuchten wir die Kunstausstellung, welche heuer in der k. k. Polytechnik sehr zweckmäßig aufgestellt war. Zwei Stunden vergingen hier mit Anschauen sehr schnell. Mich fesselten besonders zwei Fruchtstücke mit Weintrauben und Pflaumen, welche so natürlich gemalt waren, daß man glaubte, sie greifen zu können, und welche auch gleich an die Anekdote von Apelles und Zeuxis erinnerten. Wenn ich übrigens Passion auf dergleichen hätte, der Mund hätte wässrig darnach werden können. Als wir uns entfernen wollten, begegnete uns ein junger Mann im blauen Frack, der den Gardékürassieren keine Schande machen würde, in welchem Wilhelm nach bedächtigem Anschauen den Albrecht Ahrens⁷⁰ erkannte, der uns recht freundlichbe willkommnete. Donnerstag, den 7ten, suchten wir ihn in seinem Logis auf, welches in einem Gasthause nebst Garten ist, der sogenannten „Wage“ der Waggasse auf der Wieden, welches Varnhorst kennen wird, und wo wir an einer Abendunterhaltung teilnahmen, wobei die Sängerrinnen Volkert, welche Varnhorst gewiß auch kennt, figurierten und sich produzierten. Mehrere Freunde von Ahrens, alle Zöglinge der Polytechnik, waren auch dabei, mit welchen wir uns köstlich unterhielten, denn wissenschaftlich gebildete junge Leute trifft man in Wien selten. Sonntag, den 10ten, lag ich mittags auf dem Bett und blies so recht behaglich die Rauchwolken aus meiner türkischen Pfeife in die Luft und machte Pläne, wie wir den Nachmittag hinbringen sollten, als der Briefträger eintrat und uns recht freudig überraschte mit einem Briefchen.

(Der Briefkopf zeigt den Liechtensteinschen Palast im Bilde, daneben schreibt Adalbert Ascherfeld:)

Die Aufschrift über dem Eingangstor dieses Palastes sagt schon, was darinnen ist. Wir besahen denselben sogleich nach der Ankunft Wilhelms hieselbst und haben dessen auch in unserem ersten Briefe erwähnt. Die Aufschrift ist: „Der Kunst, den Künstlern, Johann, Fürst von Liechtenstein“. Der Palast an und für sich ist ein Prachtgebäude von Bauart. Als Aufgang zur Gemäldegalerie und Kupferstichsammlung, zu welcher alle Zimmer des ganzen Palastes benutzt sind, führt eine marmorne Treppe, die hier in Wien ihresgleichen nicht hat. Die Gemälde sind von Malern aller Nationen, ungefähr 1200 an der Zahl. Alle wie jedes einzelne erhielten durch ihren Kunstwert ihren Platz hieselbst. Die wertvollsten sind sechs Originale von Rubens, die Geschichte des Römers Decius Mus vorstellend, für welche der Fürst 80 000 Gld. Münze bezahlt hat. Außerdem sind 358 Stücke

⁷⁰ Albrecht Ahrens war ein früherer Schulfreund von Wilhelm.

aus dem Fache der Bildhauerkunst nebst den vielen Kupferstichen.

Die letzten Tage vor Pfingsten regnete es. Pfingsten selbst hatten wir herrliches Wetter. Da strömte alles hinaus zu Landpartien; in Baden und der Brühl, welches Varnhorst kennt, waren an beiden Tagen 3000 Wagen und 30 000 Menschen. Den zweiten Pfingsttag machten wir mit unserem Prinzipal eine Landpartie, 10 Arbeiter und seine Familie und einige Freunde, 23 Personen zusammen in drei großen Gesellschaftswagen. Morgens um 5 Uhr hinaus nach Weidlingenu, dem Gute des Feldmarschalls Laudon⁷¹ vorbei, wo auch sein Monument steht mit den für Österreich vorwurfsvollen Worten: „Nicht der Fürst, nicht das Vaterland, sondern die Gattin setzte es dem Andenken desselben.“ In Weidlingenu Frühstück, bestehend in Wein, Bier, Rostbraten und Schweinernem, dann ein schöner Weg zu Fuß durch und über Berge und Waldungen nach Haimbach und von da nach Steinbach, wo unsere Tafel, am vorigen Tage bestellt, schon gedeckt war. Zwei Stunden dauerte dieselbe, nachdem wir uns vorher durch Kegelschieben Appetit gemacht hatten, wo unser Prinzipal eine Meerschaumpfeife von 8 Gld. Münze zum Ausspielen gab, die einer von uns gewann, Kellner mit Namen, aus Bonn. Das Essen war köstlich im Vergleich gegen unsere gewöhnliche Wirtshauskost. Herrliche Suppe, Rindfleisch mit Sauce, Schweinebraten mit Zuspise, Kalbsbraten und dann Backhähnchen und Wein und Bier vollauf. Außerdem waren noch Hunderte von Menschen da, die aber mit einem Platz im grünen Gras vorlieb nehmen mußten. Wir als Hauptpersonen wurden am besten bedient. Über unsere Tafel im Garten war eigens ein Laubdach gemacht worden, kurzum, wir lebten ganz ländlich und gemütlich. Auf der Rückfahrt, nachdem wir eher tüchtig Kaffee zum Nüchternwerden eingenommen, stiegen wir im Kasino in Hütteldorf ab, wo wir uns wieder an Wein, Bier und kalter Küche gütlich taten; um 9 Uhr waren wir zu Hause. Der ganze Kram kostete unserem Herrn 120 Gld. Münze, das war sehr honnett. Unser Prinzipal gibt's schon nobel; aber daß wir es auch können, haben wir ihm denn Donnerstag nacht gezeigt, wo wir ihm eine Nachtmusik vom Musikkorps des Erzherzog-Carl-Regiments veranstalteten, welche uns über 20 Gld. Münze kostete. Das hat ihn mehr gekitzelt als Gott weiß was. Er bildet sich ein, er ist der Erste in Wien, und die Sache hat Aufsehen gemacht, wie in der ganzen Nachbarschaft, so unter allen Goldarbeitern in Wien. Nur nobel muß man's geben, das macht Effekt. Eine schöne Sache,

⁷¹ General Laudon war 1760 bei Liegnitz von Friedrich dem Großen besiegt worden. Im Kriege gegen die Türken 1782—1792 hatte er jedoch erfolgreich für die Österreicher gekämpft und 1789 Belgrad erobert.

daß wir um 6 Uhr aufhören. Die Abende sind immer zu kurz. Ein Spaziergang nach dem Wasserglaci und dem Volksgarten, wo es alle Tage hergeht, als wenn bei uns Schützenfest ist. Doch Varnhorst kennt das, wie sich die nobele Welt da bewegt. Da ist es denn auf einmal 9 Uhr abends, und ich will dann auch noch meine Lektüre im Kaffeehaus nicht versäumen. Ich habe alleweile zu wenig Zeit, d. h. mittags von 12 bis 1, des Abends und des Sonntags. Von Morgens 6 bis Mittag dauert uns mitunter lange, und wenn wir nachmittags eine halbe Stunde gegessen, da wird gegenseitig gefragt, ob's noch nicht 6 Uhr sei, und das bißchen Sonntag ist auch gleich dahin, doch das ist der Lauf der Zeit. Der Samstag läßt mitunter lange auf sich warten, wo hingegen der Zinstag alle Monate zu früh kommt. Den Sonntag weiß man manchmal nicht, wo man hin soll, weil man zuviel Auswahl hat, und ich möchte gern an sechs Orten zugleich sein. Doch wann und wo ist der Mensch zufrieden? Glücklich ist der, der noch viel zu wünschen hat, denn der kann immer noch gewinnen.

Ein Freund von mir, Ernst Meyer aus Linz, der sich jetzt etabliert, den ich in München zum Kollegen hatte, wird Kruppen eine Walze bestellen. Die mögen sie ihm unverzüglich schicken, ich sage für ihn gut. Franz Tuttmann kennt ihn auch. Wollen sie sich aber erkundigen, so mögen sie's bei F. Blanck, Doktor Tuttmanns Schwiegersonn, erstem Bankier in Linz, tun, ist aber überflüssig.

„Von allerhand.“

(Geschrieben von Adalbert Ascherfeld.)

Wien, den 20ten Mai 1840.

Den 30ten April sah ich ein neues Stück in der Burg: „Das milde Urteil“ von Halm.

Samstag, den 16ten Mai, sahen wir bei über dreifach erhöhten Eintrittspreisen die Taglioni, erste Tänzerin des Kaiserl. Balletts in Petersburg und zugleich erste Tänzerin der Welt gegenwärtig, auf dem letzten Platz der 5. Galerie, „Das Paradies“ genannt, um 48 C. M. über 16 Sgr. nach unserem Gelde. Was im Tanzen zu leisten ist, sahen wir hier; aber daß ein ganzes Haus voll Menschen über eine Tänzerin zum Narren werden kann, sahen wir auch. Bei ihrem letzten Hiersein wurden ihr von den Kavalieren, die hier besonders empfänglich für weibliche Schönheit sind, beim Zuhausefahren nach der Vorstellung die Pferde ausgespannt, und sie wurde nach Haus gezogen, was Saphir zu dem

bon mot veranlaßte: „Die Pferde wurden ausgespannt, und die Esel spannten sich an“. Dieselbe Narrheit geschah jetzt wieder. In dieser Vorstellung sangen ein Herr und eine Dame von der hier anwesenden italienischen Operngesellschaft ein Duett. Wer Gesang hören will, der zum Herzen spricht, der höre eine Italienerin. Diese fühlt selbst, was sie singt, und dringt eben dadurch verbunden mit ihrer südlichen Glut bis in das Innerste unseres geistigen Ichs hinein. Man wird angezogen, gefesselt und festgehalten, ohne daß man ein Wort davon versteht. O Land, wo die Zitronen blühen, nach dir hin möchte ich ziehn!

Montag, den 18ten, sah ich „Die schlimmen Frauen im Serail“, die auf beiliegendem Walzer in Paradeaufstellung um 1 Gulden C. M. zu haben sind. Die Handlung des Stückes heißt nichts, aber fürs Auge war's köstlich. Die militärischen Exerzitien, als alle Griffe, Aufmärsche, Schwenkungen, Deployieren, Avancieren mit gefälltem Bajonett, nebst Ladung und wirklichem Feuern werden trefflich ausgeführt. Das Schönste darin war der Abschluß: der Sturm dieser schlimmen Frauen auf eine von Männern verteidigte Festung. Geschossen wurde, daß die Mauertrümmer wie in natura herunterfielen, Sturmleitern wurden angesetzt, worauf diese Amazonen wie die Katzen die Mauern hinankletterten, dabei Trommelwirbel und Schießen, daß einem fast Hören und Sehen verging, bei einer Beleuchtung, daß man glaubte, die ganze Bühne stände in Brand. So etwas muß man sehen!

Samstag, den 23ten Mai.

Vorigen Sonntag mußte ich arbeiten, um ein Bracelet fertigzumachen, zu fassen, woran ich 22 Tage gearbeitet. Sonst hat der Alte, wie wir ihn nennen, meine Sachen von Bedeutung gefaßt, welches mir sehr lieb war, indem das Fassen eine undankbare Arbeit ist, namentlich die Smaragde, welche brachen wie Eierschale. Hier hatte ich 66 Rubine, 10 Smaragde und 3 Brillanten, welches mir selbst auf die Kappe kam. Bei meiner eigenen Arbeit ließ ich mir's noch gefallen, aber die Arbeit eines anderen zu fassen, dafür dank ich. Das Wetter im Monat Mai ist hier sehr rauh, windig und kalt, deswegen kostete mir der Sonntag kein großes Opfer, da er bis halb 4 Uhr von meiner Seite für einen ganzen Tag gerechnet wird.

Wie weit man in Wien in der Rechtschreibung ist, davon hier einige Proben: Auf den Schildern sieht man: Harmonica-Erzeuger, Verfertiger von Blas-Bälke, eine Appetur-Anstalt, dann Kaffehhäuser, dann Leute, die mit Vornamen sich Josef schreiben, dann sogar in der Stadt am Graben: Neueste Sommer-Gillé, dann Gilc, dann Sommer-pique (piquet), dann Servieten und Servietn, dann Chanillien (Chenille)-Tücher, dann ein Gasthaus „Zu den zwei

Jägerhorn“ und eins „Zu die zwei Freiwillige“. Nun solltet Ihr aber erst die kannibalischen Fehler im Sprechen hören! Da fragt einer: „Wie befinden Ihnen? I hob Inc schon den Morgen gesehen. Wo werden's Ine unterholten heute, und Lossens Ine wos sogen.“ Ich sage immer, wenn ich so etwas höre: „Wir sind ja nicht in Deutschland, sondern in Wien, und mit dem Deutschreden, d. h. was unter Deutsch verstanden wird, hat's bei den Wienern einen unsumigen Foden. Auch werden in Wien Kleider zum butzen angenommen, auch gibt es Handlungen von Belzwaren. Dann ist hier die Butter männlichen Geschlechtes. Dann sind die Wiener eigentlich nach ihren eigenen Worten keine Menschen, denn ihre Köpfe heißen Schädel, Hände heißen Bratzen, Füße Haxen, der Mund die Goschen, und mit einer Nase sind sie nie zufrieden, denn es heißt die Nosen in der Einzahl.

Dienstag, den 26ten, waren wir im Theater an der Wien, wo Schillers „Räuber“ gegeben wurden zum Besten der Abgebrannten in Gänserndorf, mit den beiden ersten Schauspielern hierselbst vom k. k. Burgtheater, den Herren Löwe und La Roche als Karl und Franz und der Mad. Dahn, königl. bayrischen Hofschauspielerin, als Amalia. Sowohl des edlen Zweckes als des wahren Kunstgenusses wegen, dessen man voraus versichert sein konnte, war es so voll, daß wir schon um halb 5 Uhr kaum noch Plätze und nur zum Stehen bekamen. Solch ein Spiel, namentlich das von Franz, ist nicht zu beurteilen, m a n m ü ß e s s e h e n. Die drei Hauptpersonen leisteten Außerordentliches. Das Stück brachte über 2500 Gld. C. M. ein.

Mittwoch, den 27ten, wurde ich nachmittags herausgerufen, und wer war da? W. Bröker, den ich so bald noch nicht erwartet hatte. Wir quartierten ihn bei uns ein. Er schlief in Wilhelms Bett und wir beide zusammen. 14 Tage ist er spazieren gegangen, ehe er durch meine Vermittlung Arbeit bekam, welche er benutzte, um Wiens Merkwürdigkeiten zu sehen und kennenzulernen, wovon er auch schon mehr gesehen als ich. Merkwürdig fand er im k. k. Mineralienkabinett ein Stück Steinkohle aus Essen in Westfalen. Wir haben doch eine merkwürdige Vaterstadt. Auf dieses Stück Steinkohle bin ich so stolz, als wenn ich von Ritter Bayard⁷² abstammte.

⁷² Bayard, Ritter ohne Furcht und Tadel, 1524 gefallen, der, wie Ranke schreibt, „die rühmlichen Eigenschaften des Rittertums zur Bewunderung der Freunde und Feinde noch einmal in sich vereinigt“.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern.

Wien, am Pfingstsonntag 1840.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Den 27ten Mai wurden wir freudig überrascht von der Ankunft des W. Bröker. Wie angenehm uns dieses war, könnt Ihr leicht denken, da er der erste ist, welcher uns als Landsmann aufsuchte und direkte Nachrichten von Euch überbrachte. Da gab es mal wieder viel zu lesen. Emilie hat ihre Sache gut gemacht, daß sie uns soviel geschrieben, denn je mehr, desto besser.

Um eine Kondition für Bröker zu bekommen, haben wir uns an einen Kölner gewendet, der hier als Schlosser etabliert ist und sich ein Vergnügen daraus macht, Landsleuten einen Platz zu verschaffen. Morgen will er ihm Nachricht geben, wo etwas los ist. Bröker logiert vorläufig bei uns; er schläft in meinem Bett, und Adalbert und ich schlafen zusammen. Himmelfahrt waren wir nachmittags im Prater, um die Fahrt anzuschauen, vorigen Sonntag im Kasino zu Landgut. Hier war Harmonie-Musik und nachher Ball. Abends machen wir Promenaden im Volksgarten und auf dem Wasserglaci. Bröker benutzt die Zeit, welche er spazieren geht, um die Merkwürdigkeiten Wiens anzusehen.

Den 3ten Mai besuchten wir nachmittags die Kunstausstellung. Hier trafen wir Albrecht Ahrens, früheren Schulfreund von mir. Derselbe war nicht wenig erstaunt, uns daselbst zu finden. Nachdem haben wir ihn noch mehrere Male besucht.

Den 12ten Mai sah ich die italienische Oper „Lucretia Borgia“. Obgleich ich vom Ganzen kein Wort verstand, war ich doch ganz entzückt von dem Gesang des Signor Moriani und Roconi und der Signora Unger. Diese übertreffen nach meinem Erachten die deutschen Sänger noch bei weitem. Den 16ten wohnten wir der letzten Vorstellung der Dem. Taglioni, ersten Ballettänzerin des Kaiserlichen Theaters in Petersburg und zugleich ersten Tänzerin der Welt bei. Daß dieselbe schön und einzig in ihrer Art tanzt, ist anerkannt; aber närrisch kommt es einem vor, wenn man sieht, wie die Wiener enthusiastiert sind, wie ihr Beifallklatschen kein Ende nimmt. Wenigstens zwanzigmal wurde sie herausgerufen. Die Taglioni bekam für jede Vorstellung 800 Gulden Münze, und der Ertrag der letzten Vorstellung war für sie allein. Sie reiste von hier nach London. Den 26ten sahen wir „Die Räuber“ von Schiller im Theater an der Wien. Dieses Stück wird jährlich einmal gegeben. Der Ertrag war für die durch Brand verunglückten Bewohner von Gänserndorf, welches vier Stunden von Wien liegt. Es wirkten die ersten Spieler vom Hof-Burgtheater

mit, Herr Löwe und La Roche als Karl und Franz Moor und Madame Dahn, bayrische Hof-Schauspielerin, welche hier gastiert, als Amalie. Dies Spiel war wirklich etwas Vollkommenes zu nennen. Dabei qualifizierte sich die an diesem Theater so große Bühne so einzig zu dem Stücke. Die Dekoration war ausgezeichnet. Um 4 Uhr, also drei Stunden vor Anfang des Stückes, wurde die Kasse geöffnet. Wir kamen um $\frac{1}{2}5$ Uhr, da war schon alles gedrückt voll, und wir waren froh, daß wir noch einen Platz zum Stehen bekamen. Dieses Stehen von $\frac{1}{2}5$ bis $\frac{1}{2}11$ Uhr ließen wir uns gern gefallen, da das schöne Spiel alles hinreichend ersetzte. Gestern nachmittag begleiteten wir einen Kollegen aus Kopenhagen, der längere Zeit im Spital krank war, zur Gruft. Sein Plan war, jetzt zu seinen Eltern nach Hause zu reisen; aber das Schicksal hat es nicht gewollt.

Theodors Plan, uns hier in Wien zu besuchen, kann ich ihm nur abraten, denn 240 Stunden wollen zurückgelegt sein. Er muß bedenken, welche Reisekosten und wieviel man an den Kleidern ruiniert. Dann sieht Theodor das Reisen nur von der angenehmen Seite an. Tritt z. B. Regen ein und man kann nicht weiter, wie sieht es dann aus! Daß man auf der Reise zuweilen durch kleine Orte kommt, wo man weder Belt noch etwas Warmes zu essen haben kann und man sich in solchem Falle mit Bier und Brot und einem Strohlager behelfen muß, weiß Theodor wohl auch nicht. Dazu fehlt noch, daß man vom Gehen wunde Füße bekommt, welches den meinen passiert. Einen Tag zu gehen, kann man schon aushalten, aber acht Tage hintereinander täglich 8 bis 10 Stunden zurückzulegen, ist etwas anderes. Dies ist mein wohlmeinender Rat. Zu dem Ende ist Theodor noch jung und wird anderswo noch genug Gelegenheit haben, die Welt zu besehen.

Den 10ten Juni. Am ersten Pfingsttage war ich nachmittags mit W. Bröker und einem Kollegen in Ungers Kaffeehaus nächst der Herrnsalser-Linie. Hier produzierte sich das Musikkorps des Erzherzog-Carl-Regiments. Abends gingen wir nach Neulerchenfeld, nahe dabei gelegen, sahen hier die Dummheiten der Harfenisten an. Hier kann man so recht das Wiener Volksleben studieren. Varnhorst wird diesen Ort gewiß kennen.

Für den zweiten Pfingsttag waren sämtliche Arbeiter unseres Kabinetts von Herrn Hofstätter zu einer Landpartie eingeladen. Dieserhalb versammelten wir uns morgens um 6 Uhr im Hause des Hofstätter, drei Gesellschaftswagen warteten unser. An der Partie nahmen außer Hofstätter dessen Frau und zwei Kindern, noch dessen Schwiegermutter und drei Schwäger und noch mehrere Bekannte Anteil, an der Zahl ungefähr 24. So fuhren wir denn bei dem schönsten Wetter fort zur Marienhilfer Linie hinaus. Wir zehn Arbeiter saßen in einem Wagen zusammen und sangen und

jubelten, was nur immer möglich. Über Hütteldorf fahren wir bis Weidlingenuau, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Wien entfernt. Hier wurde ausgestiegen, und ein frugales Frühstück, bestehend aus Rostbraten, Kalbsschnitzeln und Krehenfleisch nebst Wein und Bier wartete unser. Hier setzte sich die ganze Gesellschaft an einen langen Tisch und ließ sich's gut schmecken. Nachdem wir hier eine Stunde verweilt, fahren wir weiter bis Heimbach. Hier wurde ausgestiegen, und wir gingen auf angenehmen schattigen Wegen durchs Gebirge bis Steinbach. Dies war unser Bestimmungsort für diesen Tag. Um 10 Uhr hier angekommen, brachten wir die Zeit bis zum Mittag mit Kegeln herum. Um $\frac{1}{2}1$ Uhr wurde zur Tafel geschritten, und die ganze Gesellschaft setzte sich unter einem Zelte, welches eigens für diese Partie erbaut worden war, nieder. Jetzt wurden die Gerichte aufgetragen. Zuerst gab es eine herrliche Ganssuppe, dann Rindfleisch mit Sardellensauce oder Gurkensalat, dann Schweinsbraten mit Kohl, dann einen Mehlschmarren, weiter Kalbsbraten und zuletzt die in Wien so beliebten Backhähndel, dabei Bier und Wein im Überfluß. Alles war aufs köstlichste präpariert, und ein jeder ließ sich's gut schmecken. Bei diesem Mahle dachte ich an zu Hause, einmal wieder etwas Gediegenes zu essen, denn mit dem Essen in Gasthäusern heißt es nicht viel. Um $\frac{1}{2}3$ Uhr wurde die Tafel aufgehoben, und mein Herz sehnte sich jetzt nach nichts als etwas Ruhe. Ich suchte mit mehreren Kollegen ein schattiges Grasplätzchen im Gebirge auf, wo wir uns eine Stunde lagerten. Nachdem ging's zum Kaffee; hierauf wurden noch verschiedene Streifzüge durchs Gebirge gemacht, bis um $\frac{1}{2}6$ Uhr zum Rückmarsch geblasen wurde. So verließen wir dann Steinbach, nachdem wir hier recht ländlich gelebt hatten. Besonders wohl fühlte ich mich, fern von dem Gewühl der Stadt. Wir verließen jetzt Steinbach und gingen eine halbe Stunde durchs Gebirge einem angenehmen Pfad nach, der uns wieder auf die Hauptstraße führte. Hier warteten die Wagen unser, wir stiegen ein und fuhren bis Hütteldorf. Hierselbst im Kasino abgestiegen, wollte H. noch von allerhand aufischen lassen, aber auf allgemeines Verlangen, da wir schon des Guten genug genossen hatten, ließ er es bei Bier, Wein, Butter, Brot und Käse bewenden. Um 8 Uhr wurde aufgebrochen, und wir fuhren in einer Reihe von mehreren hundert Wagen der Mariahilfer Linie zu, bis wir um 9 Uhr vor dem Hause des H., also auch vor unserer Wohnung, da wir ihm gerade gegenüber wohnen, ausstiegen und somit die Unterhaltung für diesen Tag beschlossen. Alles ging auf die Rechnung des H. und mag ihm wohl 50 Thlr. gekostet haben. Solche Partien gibt auch nur er.

Den 14ten. Um uns einigermaßen erkenntlich zu zeigen, ließen

wir H. am 10ten von 12 Mann des Musikkorps des Erzherzog Carl-Regiments ein Ständchen bringen. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr kam H. mit seiner Frau aus dem Gasthause nach Hause. Durch die Lehrlinge mußte nun berichtet werden, wann sie im Bette seien. Gleich nachdem wurden Tische mit vier großen Leuchtern auf der Straße gerade unter ihrem Schlafzimmer aufgestellt. Die Musicis, welche schon in einem benachbarten Wirtshause bereit standen, fingen jetzt an, einen schönen Marsch zu spielen, daß die ganze Straße lebendig wurde. Nicht lange dauerte es, so saß H. mit seiner Frau am Fenster. Wie sehr ihnen dieses gefiel, sah man ihnen zu deutlich an. Viele Menschen hatten sich daselbst versammelt, um dieses mit anzuhören. Die Musik dauerte von $\frac{3}{4}$ 11 Uhr bis $\frac{1}{4}$ auf 1 Uhr. Nachdem wurde den Musicis im Gasthause noch 4 Maß Bier und 6 Maß Wein zum Besten gegeben. Es kostete uns über 1 Thlr. jedem. W. Bröker hat Kondition in der Stadt. Heute nachmittag gehen wir zusammen aus. Wohin, ist noch unbestimmt. Künftigen Donnerstag, am Fronleichnamstage, wird's hier viel zu sehen geben, obgleich der Hof wegen des Todes unseres Königs⁷³ in Trauer erscheinen wird. Fröhlich und wohlgenut leben wir einen Tag wie den anderen. Ihr werdet ein Gleiches tun. Dies wünscht

Euer

Wilhelm.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern.

Wien, den 15ten Juni 1840.

Liebe Eltern!

So hätte ich denn einen Beweggrund, an Euch einige Zeilen insonderheit zu schreiben. Adalberts und mein Plan ist, Ende August Wien zu verlassen und durch Oberitalien, die Schweiz nach Paris zu reisen, um daselbst den Winter über zu bleiben. Ich für meine Person werde dann künftiges Frühjahr nach Hause reisen. Was Adalbert weiter macht, weiß er noch nicht, er wird wahrscheinlich in Vaters vorgeschlagenen Plan einwilligen. Wie man in Wien lebt, wissen wir. Nun möchten wir auch gern mit dem Pariser Leben einige Bekanntschaft machen und dabei noch etwas von der schönen Welt profitieren. Varnhorst schrieb mir, daß er gesonnen sei, sich baldigst zu etablieren, weshalb ich meine Zurückkunft beschleunigen möchte. Dieses kann doch nicht gut

⁷³ König Friedrich Wilhelm III. von Preußen starb im Jahre 1840.

gehen, denn nur ein Jahr von zu Hause zu sein, ist doch zu kurze Zeit für mich. Daß Varnhorst sich etablieren will, kann ich ihm keineswegs verdenken, denn er ist doch mal alt genug dazu. Es wäre also Eure Hauptsorge, an Varnhorsts Statt einen zuverlässigen Gehülfen zu bekommen. Wenn Varnhorst bis zum Herbst bleibt und ich künftiges Frühjahr nach Hause komme, dann handelte es sich nur um den Winter, und der würde meiner Meinung nach schon herumgehen. A. Ahrens hat im vorigen Jahre die Reise durch Oberitalien und die Schweiz gemacht und uns alles so schön geschildert, daß wir dieses schöne Gegend auch so gern sehen möchten, denn dies ist doch eine angenehme Rück-erinnerung fürs ganze Leben. Zu dieser Reise, wozu Ihr hoffentlich Eure Einwilligung gebt, müßten wir, wie die hiesige preuß. Gesandtschaft uns sagte, eine Einwilligung vom Bürgermeisteramt haben, Oberitalien und Frankreich zu bereisen. Dieses wird dann nur ein Kleines sein, da W. Bröker uns sagte, daß einem das Reisen nach Frankreich nicht mehr so schwierig gemacht werden würde wie früher. Heimatscheine müssen wir in Frankreich jedenfalls haben, die bitte ich, dann uns mitzuschicken. Die Adresse des C. Erkener⁷⁴ in Paris bitte nicht zu vergessen. Ihr werdet unseren Plan vielleicht etwas großartig nennen, allein wir haben ihn nun einmal gefaßt, und es sollte uns leid tun, wenn er nicht ausgeführt würde. Es steht uns ja nichts im Wege. Reise-geld haben wir zwar schon; ob es aber hinreichen wird, ist die Frage. Deshalb wäre unsere Bitte an Euch, uns einiges zu übersenden. Dies dürften 100 Gulden Münze sein, womit wir dann unseren Plan gewiß ausführen werden. Ihr werdet hier auch sagen: „Das geht nicht so, 100 Gulden Münze wird nicht so schnell verdient.“ Allein was macht es für uns aus, wenn wir dann auch dereinst jeder 50 Gulden weniger bekämen? Warum sollen wir die Zeit, welche wir noch in der Fremde sind, nicht so gut als möglich anwenden, um uns Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln? Bin ich mal wieder zu Hause, dann hört dies alles auf, dann werdet Ihr gewiß einsehen, daß ich stets der Eurige war und in Zukunft sein werde, um für das allgemeine Wohl nach Kräften zu arbeiten. Unser Wunsch wäre deshalb, uns ungesäumt zu schreiben, daß Ihr mit dem Plan einverstanden seid; mit der Sendung des übrigen hat es dann noch einsteuilen Zeit. Grüßt alle, die sich meiner crinnern, von mir. Hoffentlich werdet Ihr alle noch recht gesund sein, wie wir es immer sind. Schreibt uns recht bald, damit wir wissen, woran wir sind. Dies ist der Wunsch

Eures Sohne

Wilhelm.

⁷⁴ Erkener entstammte einer alten Essener Familie.

Wien, den 29ten Juni 1840. Peter und Paul.

Heute vor 364 Tagen fing ich hier in Wien an zu arbeiten. Damals war ich nicht besonders guter Laune, noch ermüdet von der Reise, gebräunt von der Sonne wie ein Mulatte, vom schlechten Wasser in Wien war ich schon seit drei Tagen mit dem Übel behaftet, welches die Preußen im Jahre 1792 in der Champagne so mitnahm wegen der vielen Weintrauben, die sie gegessen. Dann waren mir die Wege überall hier so weit, ich wurde so müde, kurzum, die erste Zeit war mir schon recht schlecht zumute. Doch die Zeit lindert und heilt alles, und ich schrieb damals erst, als ich Wien schon von der angenehmen Seite kennengelernt hatte und in Wahrheit nur Annehmlichkeiten zu berichten wußte. So soll man es immer machen, nie auf den ersten Augenblick eine Sache beurteilen, da ist man ungerecht, jeder Sache muß man suchen die angenehme Seite abzugewinnen. Da ist man nicht allein gerecht, sondern l e b e n s k l u g. Wilhelm gefiel es hier anfangs auch nicht recht, Bröker auch nicht, aber das gibt sich peu à peu. Jetzt denke ich manchmal, wie wird uns sein, wenn wir einmal nicht mehr in Wien sind, dann werden wir noch oft an seine Theater, an seine Konzerte, seine Bälle, seine Reunionen, seine Konversationen, seine Abendunterhaltungen, seinen Volksgarten, seine Wasserglacs, an seine Kaffeehäuser, seinen Prater, seinen Augarten, sein Kolosseum, sein Schönbrunn, sein Hitzing und wie die hunderte Orte alle heißen, zurückdenken. Da werden wir noch oft sagen: „O Wien, o Wien, so leb denn wohl, du Wiener Stadt, wo's mir so gut gefallen hat! Und fänd' ich auch das größte Glück, denk ich doch oft an dich zurück.“ Des Tages vor Fronleichnam, wo wir im Begriff waren, das Kistchen mit der Harmonika zu versiegeln, kamen Kruppen, welches uns recht überraschte. Friedrich ist ein tüchtiger Kerl geworden. Ich hatte ihn seit fünf Jahren nicht gesehen, wo ich zum erstenmal von Düsseldorf auf Urlaub war und ihn wieder mitnahm nach Kettwig. Alfried sieht einem englischen Lord gleich. Unsere Hausleute haben Augen gemacht. Vor uns haben sie schon Respekt genug, aber solche Vettern, denn ich muß sagen: „Alfried ist nobel, und er weiß es nobel zu geben.“ Sie logierten im „Goldenen Lamm“ der Leopoldstadt, dem ersten Gasthof in Wien. Jetzt haben sie ein Sommerlogis in Unter St. Veit unweit von Schönbrunn. Da kann Alfried die freie Natur genießen, der liebe Hitzing so nahe mit seinem Kasino, wo die Elite Wiens im Sommer wohnt und immer bei Strauß' melodischen Walzerklängen sich so zahlreich versammelt, der nahe Schönbrunner Garten mit seinen großartigen schattigen Alleen und Laubgängen, seinen köstlichen Bassins mit Tausenden von Goldfischen, die einen an die Märchen aus Tausendundeiner Nacht erinnern, oh, es ist doch was Schönes

um das Schöne in dieser Welt. So etwas muß man sehen; empfinden, genießen und fühlen.

Fronleichnam ging ich schon um 5 Uhr morgens mit Wilhelm zur Stadt, um einen guten Platz zu bekommen und alles recht sehen zu können. Diesen fanden wir im Eckfenster in Haidvogels Kaffeehaus am Graben im ersten Stock. Hierselbst trafen wir einen Italiener der nur französisch und italienisch sprach. Diesem nannte ich auf französisch die verschiedenen Korporationen, Notabilitäten, Zünfte und Gewerke, welches ihm sehr angenehm war. Über den Zweck und die Dauer unseres hiesigen Aufenthalts von ihm befragt, sagte ich, daß wir eine Reise durch Oberitalien nach Frankreich beabsichtigen, worauf ich ihm unsere Namen aufschreiben mußte, und er sich erbot, uns einen Brief mitzugeben nach Verona, woselbst er her sei. Wäre er selbst noch nicht wieder auf Retour, so lautet dieser Brief an den Maire von Verona, seinen Freund, welcher uns behilflich sein würde, alle möglichen Merkwürdigkeiten daselbst zu sehen. Durch mein bißchen Französisch hatte ich den ganzen Morgen eine angenehme Unterhaltung mit einem gebildeten, hochgestellten Manne, und welch freundschaftliches Anerbieten, welches ich mit den Worten: „Vous êtes bien honnête Monsieur, je vous serai bien obligé“ für den Augenblick beantwortete.

Wien, den 16ten August 1840.

Dienstag bekamen wir Eure Briefe, und ich habe Sonntag, den 2ten August, darauf gleich gekündigt. Unser Prinzipal machte große Augen, denn ich verdiente seit zwei Monaten 9 Gld. Münze, das ist alle Tage 1 Thlr. 1 Sgr. nach unserem Gelde. Keiner im Kabinett verdiente mehr. Der Prinzipal hatte es mir von selbst zugelegt, verdient hätte ich's schon längst. Wilhelm verdiente 7 Gld. Münze. Am Freitag, dem 14ten August, haben wir aufgehört, weil gestern Feiertag war. Wir sind also unsere eigenen Herren jetzt und rüsten uns zur Abreise, die wir noch bis zum 25ten hinauszuschieben gedenken, um noch die Merkwürdigkeiten zu sehen, die mir noch unbekannt sind, indem ich damals bei meiner Ankunft gleich anfangen mußte zu arbeiten. Das Theater haben wir in der letzten Zeit noch oft besucht. In der Josephstadt sahen wir den „Pariser Taugenichts“, wo Herr Kunst et Sohn gastierten, einer der ersten Schauspieler Deutschlands, dann daselbst den „Verschwender“ von dem verstorbenen Raimund, worin Herr Kunst die Titelrolle spielte. Dann sah ich in der Burg „Griseldis“ von einer Dem. Enkhaus, die von Hamburg aus hier engagiert ist und damit zuerst auftrat, dann von derselben „Die Jungfrau von Orléans“. Tief durchdachtes Spiel, herrliches Organ, schöne

Figur, feurigem begeistertes Wesen mit einem durchaus klaren richtigen Auffassen der Rolle sahen wir in beiden Stücken einen Stern erster Größe und Klarheit vor unsern Augen walten. Dann sah ich in der Burg noch „Die Fremde“.

Über den oben bemerkten Fronleichnam möchte ich noch vieles schreiben, aber so etwas muß man sehen. Zuerst kamen die Zünfte und Innungen, 52 an der Zahl, mit ihren Fahnen und Standarten vorauf jedesmal, wenn ein anderes Sortiment kam, die Goldschmiede waren die letzten. Dann die Kinder aus dem Waisenhause, die Knaben alle egal und die Mädchen auch egal in Kleidern, Schürzen und Hüten, einige Hundert zusammen. Dann sechs Sorten Klosterpfaffen. Dann kamen die Pfaffen von 26 verschiedenen Pfarren, alle mit eigenen Fahnen. Dann folgten die Offiziere der Bürgerregimenter, der Magistrat, das Alumnat, die Chorgeistlichkeit, die k. k. Hoflivrée, Hofsänger, Hoffouriere, Edelknaben, Kammerfouriere, Truchsesses, Kämmerer, Geheimen Räte und Minister mit Windlichtern, die Ritter des Goldenen Vließes mit Windlichtern, mit dem im Kirchenornat gekleideten Domkapitel, Ordensritter und Ordensgroßkreuze, darunter der regierende Fürst Liechtenstein, dann der Fürst Tokkowitz als der Erste im Berg- und Hüttenwesen, in Bergmannsuniform, und eine Unzahl ungarischer Magnaten in Nationaltracht. Dann die Dekane der Universität mit dem Rektor Magnificus, begleitet von der Hofburgwache, der apostolische Nuntius, die k. k. Hoheiten, Erzherzöge mit ihren Obersthofmeistern.

Der Fürsterzbischof mit dem Sanktissimum mit der gewöhnlichen Pfaffenbegleitung unter dem Himmel; k. k. Kämmerer trugen die Quasten desselben, Bürger des Rates den Himmel selbst, zu beiden Seiten Edelknaben mit Wachsfackeln nebst Leibwachen und allerhöchsten Herschaften. Unmittelbar dahinter der Kaiser, dieses Männchen wie im Taschenformat, behangen mit verschiedenen Orden, dann die Kaiserin, geführt vom Obersthofmeister, fast ermüdet von der Last der Brillanten und ihrem Diadem, eine große, stattliche Frau voll Majestät in ihrem ganzen Wesen, umgeben und gefolgt von Oberhofmeisterin, Edeldamen und Hoffräulein voller Brillanten alle zusammen, daß man glauben sollte, die müßten hier recht billig sein. Ausgezeichnet durch nobeles, freundliches Wesen war die Fürstin Kinsky, eine Vierzigerin. Alle trugen Schleppen von Seide in allen Couleuren, von drei Personen jedesmal getragen. Dann kam die deutsche Nobelgarde zu Pferde und die ungarische Nobelgarde zu Pferde, jede an 60 Mann stark, in Gala, strotzend von Gold und Silber, die letzteren wahrhaft prächtvoll und imposant, das Schönste, was man in der Art in der ganzen weiten Welt sehen kann, alle

weiße Pferde, Uniform Rot mit Silber über und über gestickt, mit Tigerfell umhangen. Doch so etwas muß man sehen und anstaunen.

Den 26ten August. 12 Tage sind wir jetzt schon spazieren gegangen, die ich zum Beschen von Merkwürdigkeiten, als Naturalienkabinett und Mineralienkabinett, diese Tausende von Vögeln, diese unermessliche Zahl von Bewohnern der Lüfte aus allen Zonen, diese Fische, Schlangen, Vipern, Kröten, kurzum dieser Unzahl von Amphibien, dieser Insekten und erst der großen vierbeinigen Viecher benutzt habe. Es geht in die Tausende an der Zahl. Wer die Millionen hätte, die hierzu verwandt und ausgegeben sind! Die Mineralien, diese Steinarten, diese Metalle, unter wieviel tausenderlei Art dies alles gefunden wird. Das merkwürdigste für mich war ein dickes Stück Fettkohle aus der berühmten Stadt Essen in Westfalen, unter mehreren hundert Steinkohlenarten oben stehend.

(Schluß des Briefes fehlt.)

Wilhelm und Adalbert Ascherfeld an ihre Eltern
und Geschwister.

Wien, den 25ten August 1840.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Eueren letzten Brief erhielten wir am 30ten v. Mts., gerade zur rechten Zeit, denn am 1ten August kündigten wir H. schon, so daß wir am 15ten zu arbeiten aufhörten. Diese 10 Tage bis heute sind wir spazirengegangen, haben noch verschiedene Merkwürdigkeiten Wiens gesehen und kommen auch oft mit A. und Fr. Krupp, sowie mit Ahrens, welcher ihnen den ganzen Tag zeichnen hilft, zusammen und verleben manche vergnügten Stunden.

Den 28ten Juni machte ich mit noch fünf Kollegen eine Landpartie. Morgens 5 Uhr fuhren wir zur Favoritenlinie hinaus nach Laxenburg, drei Stunden von Wien entfernt, frühstückten dort und besuchten nachdem das kaiserliche Schloß, besahen hier die noch vorhandenen alten Rüstungen, Gemälde und überhaupt Merkwürdigkeiten älterer Zeit, wovon das ganze Schloß angefüllt ist. Nachdem nahmen wir einen Kahn und fuhren drei Stunden auf dem See herum, welches uns ein köstliches Vergnügen gewährte. Um 11 Uhr gingen wir in die nahe dabei gelegene kaiserliche Meierei und ließen uns die Milch recht gut schmecken. Von hier gingen wir um 12 Uhr nach Baden, welches noch 2½ Stunden

von Laxenburg entfernt ist. Die Sonne brannte stark, weshalb wir mehrere Male eins auf die durstige Leber gießen mußten, bis wir um 4 Uhr in Baden ankamen. Baden ist ein Badeort, welcher von einer Menge Gäste besucht wird. Wir besahen die Stadt, gingen nachdem in dem Park spazieren und von da auf die einen Berg hinaufführende Aussicht, welche einen herrlichen Ausblick gewährt. Von hier gingen wir um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr hinunter durch das wunderschöne Helenental, welches der tägliche Ausflug der Badegäste ist. Hier gingen wir über eine Stunde fort bis nach der Krainer Hütte. Hier um 8 Uhr angelangt, ließen wir uns das Abendessen, welches zwar nur in einer Eierspeise bestand, gut schmecken und begaben uns sodann zur Ruhe, d. h. für sechs Personen waren 2 Betten vorhanden, so daß zwei und zwei zusammen schlafen mußten und die übrigen zwei mit einem Strohlager fürlieb nehmen mußten. Am anderen Morgen waren wir um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr schon wieder mobil, tranken Kaffee, zahlten unsere Zechen, welche sehr billig ausfiel und gingen dann weiter einen schönen Weg durchs Gebirge bis Heiligenkreuz, welches wir um 6 Uhr erreichten. Hier besahen wir die Kirche und Schatzkammer. Um 8 Uhr von hier fort die Rückreise antretend aber einen anderen Weg, als den wir gekommen, nämlich durch die Brühl, welches die schönste Gegend um Wien ist. Zwei Stunden durchs Gebirge gegangen, kamen wir in Sparbach an, aßen hier zu Mittag und gingen um 11 Uhr weiter durch die schöne Gegend, kamen an mehreren Ruinen alter Burgen vorbei bis zum Husarentempel, welcher auf dem höchsten Berg in der Brühl ist. Zu diesem führte ein steiler Weg, welchen wir mit Mühe erstiegen, so daß uns einige Male der Atem ausging. Die Aussicht war wundervoll und belohnte die Mühe hinreichend. Nachdem wir uns hier satt gesehen hatten, gingen wir den Berg hinunter auf Mödling zu, wo wir um 3 Uhr ankamen. Hier hielten wir uns noch zwei Stunden auf und fuhren dann wieder nach Wien zurück, nachdem wir uns diese zwei Feiertage köstlich unterhalten hatten. Die ganze Tour kostete noch keine 3 Gulden Münze.

Mehrere schöne Theaterstücke habe ich seit meinem letzten Schreiben gesehen, als: „Die Ahnfrau“, „Hamlet“, „Die Jungfrau von Orléans“, Opern: „Die Puritaner“, „Robert der Teufel“, „Die Welfen und Ghibellinen“; im Theater an der Wien sah ich „Die Belagerung Wiens durch die Türken und Schweden“, worin wirkliches Kavalleriegefecht auf der Bühne vorkam.

W. Bröcker erhielt am 17ten von seinen Verwandten einen Brief, als er schon seine Sachen zur Abreise von hier nach München dem Speditour übergeben hatte. B. hatte zwei Konditionen, aber nicht für einen jungen Mann, der ein ordentliches Leben gewöhnt ist, passend. Am 18ten morgens haben wir ihn zur Mariahilfer Linie

hinaus begleitet, nachdem wir tags vorher zum Abschied noch einen Tokayer tranken. B. wird den Seinigen, die er sämtlich grüßen läßt, von München, wo er Kondition zu erhoffen hat, ein Näheres schreiben.

Den morgigen Tag haben wir für unsere Abreise bestimmt, unsere Koffer schon dem Spediteur zur Besorgung nach Gent übergeben, wo sie uns alsdann von dort nach Paris, weil wir diese Strecke fahren werden, kein Porto tun. Von Mailand aus schreiben wir jedenfalls auch. A. Krupp war so gut, uns einige Empfehlungen an gute Konditionen in Paris mitzugeben. Aus dem Reisebuch des A. Ahrens, welcher dieselbe Reise gemacht hat, welche wir machen werden, habe ich einen Auszug gemacht, welches uns von großem Nutzen sein kann. Alfred wird in der nächsten Woche eine Vergnügungsreise mit Ahrens nach Steiermark machen, welches seiner Gesundheit zuträglich sein wird. Heute nachmittag waren wir bei Krupps und nahmen Abschied von ihnen. Besonders haben wir heute abend noch viel zu laufen gehabt, um von Freunden Abschied zu nehmen. Überhaupt ist es ein eigenes Gefühl, sich von einem Orte, wo man so manches Vergnügen gehabt, sich mit einem Male trennen zu müssen. Wien wird uns auf der Reise selbst, wenn wir noch so viel Vergnügen haben, gewiß noch recht oft fehlen. Adalbert bedauert schon, daß ihm den Abend im Gasthause die (hiesigen) Zeitungen fehlen werden. Unseren Kollegen war es unangenehm, uns zu verlieren, indem wir mit allen in freundschaftlichem Verhältnis standen. An den 5ten Sept.⁷⁵, liebe Mutter, habe ich oft gedacht, allein es ließ sich nicht tun, Dir hier etwas zu machen, muß deshalb bitten, diesmal mit der bloßen Gratulation fürlieb zu nehmen. Es ist bereits 1 Uhr vorbei, weshalb ich schließe, um vom Schlaf noch etwas zu profitieren.

Lebt alle recht wohl, und wenn es dem Himmel gefällt, schreiben wir Euch von Mailand aus recht viel. Grüßt alle Freunde und Bekannte von mir recht herzlich und denket recht oft an

Eueren Sohn und Bruder

Wilhelm.

Nachtrag von meines Vaters ältestem Sohne:

So lebt denn wohl, alle, die Ihr unserem Herzen teuer und wert seid! Ich trenne mich schwer von Wien, denn ich lernte hier in der letzten Zeit auch ein weibliches Wesen kennen, dem ich als der einzigen von ganz Wien meine volle Achtung schenken konnte,

⁷⁵ Der 5. September war der Geburtstag der Mutter Wilhelms.

die mich, eine junge Witwe von 24 Jahren, trotz meiner rauhen'schroffen, abstoßenden Außenseite doch auf den Grund erkannt hat und band. Doch „Vom Mädchen reißt sich los der Knabe“, sagt Schiller. Ich tue es als Mann, denn das Vaterland winkt mir aus der Ferne und alle die Lieben, die ich da zurückgelassen. Der Drang nach Erfahrungen treibt mich in die Welt hinaus, aber die Heimat behauptet ihre Rechte. Ist's auch schön in fremden Landen, doch zur Heimat zieht es mich hin. Nochmals, lebt alle wohl zusammen!

Adalbert.

Wenn Ihr diesen Brief bekommt, haben wir der Jungfrau Maria in Maria-Zell schon einen Besuch gemacht und sind nicht weit mehr von Venedig. Doch von dort aus und von Mailand näheres und mehreres.

Den 27ten August, morgens 10 Uhr.

Adalbert.

Fred Krupp bringt Perlmutterknöpfe für Lampferhoff mit.

Fortsetzung.

Noch merkwürdiger jener berühmte Blumenstrauß von der Kaiserin Maria Theresia, an welchem von allen bekannten edlen Steinen Gold und Emaillé, alle Arten Blumen und die sich an denselben aufhaltenden Insekten und Käfer zu sehen sind.

Dann sahen wir noch die kaiserlichen Krönungswagen, an zwölf Stück, ganz vergoldet. Diese Goldtressen, dieser Samt, diese Gemälde darauf, so etwas existiert in der Welt nicht mehr; dann jene kostbaren Schlitten, worin die Monarchen während des Kongresses hierselbst gefahren, jenen Schlitten, den unser guter verstorbener König, die Herzogin von Oldenburg an seiner Seite, selbst kutscherte, jenen Schlitten, worin der Kaiser Alexander entweder die schöne Fürstin Bagration oder die noch liebenswürdigere Gräfin Auersperg an seiner Seite hatte, die ihm diese Ehre nachher auf andere Art lohnten, jenen Wagen, worin Napoleon und Eugénie Beauharnais in Mailand gekrönt, jenen Krönungswagen, der mit nach Mailand war vor einigen Jahren, der allein sechs andere Wagen braucht, um seine verschiedenen Brocken zu transportieren, indem er ganz vergoldet ist. Solche Sachen werden heutzutage nicht mehr gemacht, durch diese außerordentliche Pracht glaubt man sich auf einmal in das Märchen aus Tausendundeiner Nacht versetzt.

Hier heißt's schon sehen und bewundern!

Dann war ich in „Figaros Hochzeit“ im Theater am Kärntner Tor. Oh, diese Lutzer mit ihrer Nachtigallenstimme, worüber man diesen Sommer in Breslau fast toll wurde! Diese Hasselt, die erste dramatische Sängerin Deutschlands, dieser Staudigl, dieser „Figaro“, diese Baßstimme! Ach, so etwas muß man hören! Dann sah ich „Welfen und Ghibellinen“, welche Oper, hier in ein anderes Gewand gebüllt, durchaus den Text eingearbeitet, jene Musik von Meyerbeer zu den „Hugenotten“ hat, welche von der Bartholomäusnacht in Paris handelt. Der Ersatz für das Original, welches man aus guten Gründen hier änderte, beruht auch auf geschichtlichem Grunde, ich freue mich darauf, dies in Paris zu sehen. Diese gräusliche Musik, welche zur Bartholomäusnacht wie zur Sizilianischen Vesper gleich gut paßt und dann wiederum der herzerhebende Anfang der Ouvertüre, welcher die Melodie zu Dr. Martin Luthers schönem Liede „Ein feste Burg ist unser Gott“ ist. O Musik, o Musik; wer für dich kein Gefühl hat, der ist zu bedauern!

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Seume.

So werden wir also Wien verlassen. Unsere Koffer sind schon gepackt und zum Speditcur. Wien ist mir lieb und wert geworden, ich habe mich hier heimisch gefühlt. Es ist etwas Eigenes um die Trennung. Unsere Zimmerfrau, Waschfrau, Schneider und Schuster lassen uns am ungernesten ziehen. So Brüder wie wir hat man noch nicht gekannt, wenn wir beide doch in all der Zeit auch nur mit dem tausendsten Teil eines Buchstabens uns entzweit hätten! Der Wilhelm ist ein guter Junge. Alle Kollegen haben ihn vorzugsweise gern. Bröker ist am 19ten nach München abgereist. Er hatte zwei Konditionen, die schlecht waren; überhaupt ist es hier nichts für einen Schlosser. Wir haben ihn behandelt nicht bloß wie einen Landsmann, sondern wie einen Freund und Bruder. Über vier Wochen hat er unentgeltlich bei uns gewohnt, und als er verdrießlich war über die schlechte Kondition hier, haben wir alles getan, um ihn aufzuheitern. Jeden Sonntag seines Hierseins war er mit uns aus und die letzten zehn Tage mehrere Male im Theater zu Abendunterhaltungen und alles mögliche auf unsere Kosten, damit er dereinst sagen kann: „Meines Vaters Söhnne sind Leute, die ein deutsches preußisches Herz haben comm il faut“. Ein paar Gulden weniger machen mich nicht arm, die tragen schon reichlich Zinsen. Einem Kollegen, der verheiratet und mir noch 4 Gulden C.M. schuldig ist, habe ich, statt ihn zu mahnen, noch gedankt für seine mir und uns bewiesene Freundschaft und Hilfe im Kabinett, da er der

beste war. Er erinnerte selbst daran und wollte sie später an Kruppen zahlen, ich sprach aber darüber hinweg.

Wilhelm hatten zwar alle lieber, so was man von Herzen nennt; unserer beiderseitigen Handlungsweise lassen aber alle, die uns kannten, volle Gerechtigkeit widerfahren. Fünf Wochen war ich hier, da zeigte ich dem ganzen Kabinett an einem dummen Schwaben, wie ein Preuße sonder Glimpf rächet seines Namens Schimpf mit einer Ohrfeige von meiner linken Hand, die derart war, daß keiner je Verlangen getragen hat, davon einen Ableger zu bekommen.

Tue recht und scheue niemand!

Alles verloren, nur die Ehre nicht.

Kruppen hat sich recht lieb gegen uns benommen. Einen Teil des Geldes erbat ich mir in einem Wechsel auf Genf in 20-Fr.-Stücken zahlbar. Außerdem hat mir Alfried eine Empfehlung nach Genf gegeben an Herrn Favre Baudit daselbst, daß ich en cas de besoin mir auf seine Rechnung bis zu 400 Fr. auszahlen lassen kann. Dies ist sehr honnett; wir werden's aber sicher nicht brauchen. Von Alfried empfing ich 120 Gld Convent. Münze, nach unserem Gelde 82 Thlr. 8 Sgr. 7 Pf., denn das Verhältnis ist 20 Gld. convent, sind 24 Gld. rheinisch und 1 Gld. rheinisch sind 4 Thlr. courant; er hätte sonst Schaden. Dann noch für Lampferhoff 2 Gld. 18½ Kr. conv. Münz. oder 1 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf., welches Dir Lampferhoff zahlen wird.

Summa für Alfried 83 Thlr. 26 Sgr. 11 Pf.

Adalbert und Wilhelm Ascherfeld an ihre Eltern
und Geschwister.

Venedig, den 15ten Septbr. 1840.

Liebe Eltern und Geschwister!

Am 27ten August, mittags waren unsere letzten Briefe in Wien fertig. Ich wäre gern den Nachmittag noch daselbst geblieben, um ihn mit der so spät gefundenen Freundin daselbst zu verplaudern, aber Wilhelm wollte durchaus noch fort. Ich schenkte unserer Zimmerfrau noch eine Brosche, die sie mir immer gern hatte abkaufen wollen, ihrem Manne schenkte Wilhelm noch eine Brustnadel, welche ich noch zu Hause gemacht, den beiden böhmischen Lehrbuben die Überbleibsel vom blauen Überrock, vor 11 Jahren gemacht zur Pariser Reise, den braunen Frack, eine graue Hose, schwarze Hose und hellgelbe Hose von Onkel Theodor selig, drei alte Hüte, alles voll redender

Spuren der Vergänglichkeit alles Irdischen, noch zwei Torchlüssel, auf unsere Rechnung gemacht, für 1 Gld. C.M. und eine Gitarre, die ich für Wilhelm gekauft. Ils en étaient bien contents und ließen uns tränenden Auges scheiden. „Solche Herren bekommen wir nie wieder!“ sagten sie beim Abschied. Kurz vor der Abreise hatte ich mir noch einen schwarzen Überrock machen lassen und noch mehrere Paare Glacéhandschuhe angelegt, uns recht nobel zu geben, denn Ende gut, alles gut. Mehrere Halsbinden ließen wir von Varnhorsts Freundin überziehen, die uns durchaus nur die Seide berechnete. Um ihr nicht wehe zu tun, mußten wir das Machen umsonst annehmen. Überall gibt's doch gute Menschen.

R e s u l t ä t: In Wien gelebt, während einem Jahr und acht Wochen, eingenommen 462 Gld. C. M., angeschafft Winterrock, Sommerrock, zwei Sommerhosen, zwei seidene Westen, vier Hemden, seidenes Halstuch und Taschentuch, drei Paar Stiefel vorgeschuht und mehrere gesohlt nebst verschiedenen Flickereien, dann unterhalten, getanzt und amüsiert, zuletzt beinahe noch geliebt, dem Rüdorf 5 Gld. C. M. zur Reise nach Innsbruck gegeben, 4 Gulden an einen Kollegen geschenkt, die er mir schuldig war vom Wochenbette seiner Frau her, noch einem Kollegen 1 Gld. C. M. geschenkt zur Reise, dieses alles von meinem Verdienst bezahlt und noch 1 Gld. C. M. übergehalten, also immer noch Profit. Unter hunderten geht kein einziger Goldarbeiter so aus Wien. Recht tun, niemand scheuen und arbeiten und alle Tage Rechnung führen, dann muß alles gut gehen.

Um $\frac{1}{2}$ Uhr gingen wir zum letzten Male zum Burgtor hinein. . . . Wilhelm nahm zwei Billetts zur Fahrt nach Baden und wartete bis 4 Uhr zur Abfahrt im „Erzherzog-Karl-Gasthof“, und ich eilte zum letzten Male über die Ferdinandsbrücke in die Leopoldstadt zu meiner Freundin . . . Scheiden tut weh! Des vorigen Tages hatte ich versprochen, noch einen Tag zu bleiben, und jetzt ging's doch fort. Kaum gefunden, und so bald wieder verloren, doch das ist das Los des Schönen auf der Erde. Den Kaffee schenkte sie mir zum letzten Male unter Tränen ein, eine in den letzten Tagen gemachte Zigarrenbüchse gab sie mir zum Andenken. Ich drückte den letzten Kuß auf ihre Lippen, und fort war ich.

Punkt 4 Uhr stiegen wir ein im „Erzherzog Karl“ in der Kärntner Straße und en avant nach Baden: 9 Personen waren wir, ein Student mitten zwischen uns, recht gute Unterhaltung. Er begleitete uns noch im Dunkeln durch Baden, um den Weg zu zeigen nach Gainfahren eine Stunde weit, wo wir wohlfeil übernachteten. Von hier beschreibt Wilhelm die Reise weiter.

Adalbert.

Mailand, den 23ten Septbr. 1840.

Den 28ten morgens frühstückten wir in Gainfahren Milch und Brot und gingen dann weiter durch einen Fichtenwald nach Pottenstein. Hier kehrten wir ein und gingen nachdem weiter eine kurze Strecke, wo wir einen Fuhrmann einholten, der damit zufrieden war, daß wir unsere Tornister auf seinen Wagen legten, und so gingen wir drei Stunden neben diesem her bis Pernitz. Der Weg führte über einen steilen Berg, der Hals genannt, wo die Gegend unsren Augen manches schöne Panorama darbot. Von hier gingen wir noch $1\frac{1}{2}$ Stunden bis Gutenstein, welches wir um $\frac{1}{2}$ Uhr erreichten und somit für diesen Tag beschlossen, weil es bei längeren Fußreisen nicht zweckmäßig ist, sich anfangs zu überlaufen. Den 29ten morgens $\frac{3}{4}$ Uhr verließen wir Gutenstein, nachdem wir beim „Schwarzen Bären“ zwar gut zahlen mußten, aber auch gut bedient waren. Wir gingen den Mariahilfer Berg hinauf eine halbe Stunde zu dem Kloster Gutenstein, frühstückten hier und besahen nachdem die schöne Aussicht. Vor sich sieht man ein schönes Tal und rund herum schöne Bergpartien, unter diesen den Schneeberg hervorragend. Hier fing es plötzlich an zu regnen, weshalb wir ins Gasthaus retirieren mußten. Erst nach 8 Uhr klärte sich das Wetter auf, und wir gingen an der anderen Seite des Berges hinunter einen steilen Weg durch die Felsen, bis wir auf die Hauptstraße gelangten. Nachdem gingen wir vier Stunden einen angenehmen Weg, immer an beiden Seiten von Bergen umgeben, bis wir um Mittag im Gasthaus „Zum Höchbauer“ ankamen. Wir aßen zu Mittag. Unterdessen fing es stark zu regnen an, welches uns nötigte, bis 3 Uhr hier zu verweilen. Nun gingen wir weiter und kamen über einen steilen Weg um 6 Uhr beim „Waldbauer“ an, wo wir übernachteten. Den 30ten, morgens 6 Uhr, nachdem wir Milch und Brot gefrühstückt hatten, gingen wir von hier fort einen steilen Weg den Berg hinan, um zum sogenannten Durchschlag zu gelangen. Oben auf einem Berge angekommen, glaubten wir, irre zu sein, weil der Weg sich gänzlich verlor, gingen deshalb wieder den Berg hinunter, sahen aber doch nach vielem Ratschlagen, daß kein anderer Weg als dieser der richtige sein konnte, mußten deshalb nochmals den Berg hinauf, welches nicht sehr angenehm war. Wir gingen jetzt den Berg an der anderen Seite hinunter, wo wir mehrere Häuser erblickten. Auf diese zugehend, kamen wir am Durchschlag an. Wir gingen eine Strecke in den Durchschlag hinein, welcher ein langer Gang, durch den Berg gebrochen, ist. Von hier aus traten wir den Weg in die Freyn an, nachdem wir uns danach befragten. Eine halbe Stunde gingen wir einen schönen Weg fort, bis derselbe zu unserem Erstaunen plötzlich vor einem dichten Walde endete und weiter keine Spur von einem Weg zu sehen war.

Was war hier zu tun? Nichts anderes als die Strecke wieder zurückzugehen. Hier befragten wir uns nochmals nach dem Wege und gingen dann an einem Kanal vorbei, wo wir zufällig einen kleinen Knaben sahen. Dieser ging eine halbe Stunde mit uns und führte uns über Wege, die wir allein sicher nicht gefunden hätten, durch steinige gefährliche Wege, wo man genug zu tun hatte, um nur auf den Beinen zu bleiben. Nachdem kamen wir in einen Wald, wo wir eine Spur von einem Weg sahen. Diesen verfolgend, sagte der Knabe, würden wir Freyn nicht verfehlen. Wir gaben ihm 6 Kr. Münz., und er küßte uns als Zeichen des Dankes die Hand, wie es in Oesterreich Sitte ist und gingen so diesem Wege nach. Bergauf und -ab ging's jetzt durch Schlamm, über Baumwurzeln, welche im Wege lagen, einen solchen Weg, daß ich trotz aller Vorsicht zweimal ausglitt und darniederfiel. Solches darf einen nicht genieren und gehört auch zum Reisen. So gingen wir zwei Stunden fort, nachdem es manchen Schweißtropfen gekostet. Jetzt öffnete sich die Gegend, und wir hatten eine wunderschöne Aussicht in ein Tal, welches wir in einer halben Stunde, nachdem wir noch einen steilen Weg den Felsen hinunter mußten, erreichten. Wir kamen hier an mehreren Häusern vorbei, wo wir hörten, daß der Weg in die Freyn noch $1\frac{1}{4}$ Stunden dauerte, fanden deshalb für zweckmäßig, unsere Tornister, welche in sechs Stunden nicht vom Rücken gewesen, abzulegen und uns im Gras einige Zeit auszuruhen. Nachdem gingen wir weiter und erreichten um $\frac{1}{2}$ Uhr das Gasthaus in der Freyn. Hier wurde gehörig gegessen und getrunken; Suppe, Fleisch und Wein schmeckten vorzüglich. Nach dem Essen ging ich zu dem eine halbe Stunde entfernten „Toten Weib“, einem Wasserfall, der oben aus dem Felsen in eine Höhe von 40 Fuß sich in die Tiefe stürzt. Das Wasser sieht milchweiß aus und ist merkwürdig zu sehen. Der Weg hierher führt durch steile Felsen, welche die Mürz voneinander trennt. Ein Fußpfad ist in Art einer Brücke an der einen Felswand vorbei gemacht, so daß man über die Mürz geht. Adalbert hat dies nicht gesehen, indem er zu müde war und lieber der Ruhe pflegen wollte. Von dort mußte ich wieder zum Gasthaus zurück. Um $\frac{1}{4}$ Uhr traten wir den Weg nach Maria-Zell an, gingen eine kurze Strecke der Straße nach, bis uns ein Handweiser einen näheren Fußweg zeigte. Der Weg war abwechselnd bergauf und -ab, oftmals herrliche Aussicht. $2\frac{1}{2}$ Stunden gegangen, kamen wir wieder auf die Hauptstraße, gingen dann noch $1\frac{1}{2}$ Stunden und kamen so um 8 Uhr, nachdem es eine halbe Stunde vor Maria-Zell zu regnen anfang, um 8 Uhr ziemlich durchnäßt im Gasthaus „Dengler“ an, aßen zu Abend und begaben uns, nachdem wir den Tag über viel ausgestanden, baldigst zur Ruhe.

Den 31ten morgens gingen wir in die Kirche, welche uns ausgezeichnet gefiel. Sie ist ganz in alter Art gebaut, hat eine Kanzel ganz von Marmor, dann einen Altar mit großen marmornen Säulen, woran auch eine große Weltkugel von übersilbertem Metall angebracht ist, welche wohl fünf Fuß im Durchmesser hat. Um dieselbe windet sich eine Schlange. Besonders sehenswert ist die Schatzkammer, welche eine Menge Merkwürdigkeiten zeigt, viele kostbare Sachen von Gold und Silber, unter diesen eine goldene Monstranz, ganz mit schönsten Brillanten, Smaragden, Rubinen, Saphieren und anderen kostbaren Edelsteinen besetzt. Maria-Zell ist ein Wallfahrtsort, welcher jährlich wohl von 100 000 Wallfahrern besucht wird, von Wien allein 40 000. Nachmittags 3 Uhr gingen wir von hier fort eine Stunde weit zu der k. k. Eisengießerei, welche für jeden sehenswert ist. Wir blieben hier bis $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, um das Gießen noch zu sehen. Hier hörten wir, daß es bis zum nächsten Gasthaus nur eine Stunde weit sei. Wir schritten an und kamen um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr beim „Franzbauer“ an. Auf die Frage, ob wir übernachten könnten, antwortete man „ja“ mit dem Bemerken, daß keine Betten vorhanden seien. Was war zu tun? Im Dunkeln weiterzugehen noch eine halbe Stunde bis zum nächsten Gasthaus war nicht ratsam, deshalb entschlossen wir uns zu bleiben. Wir bekamen Milch und Brot zum Abendessen und begaben uns nachdem auf den Heuboden, bekamen eine Decke zum Zudecken und schliefen dann bis zum anderen Morgen, den 1ten Septbr. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr ging's weiter einen Fußpfad über einen Berg, eine Stunde weit bis Reith. Hier frühstückten wir und gingen nachdem weiter $2\frac{1}{2}$ Stunden durchs Gebirge nach Weichselboden. Hier kehrten wir beim Gastwirt, welcher auch zugleich Schullehrer war, ein. Von hier aus kann man den Hochschwab, den höchsten Berg Steiermarks, in vier Stunden besteigen. Wir unterließen dieses, um keine Zeit zu verlieren und gingen weitere $1\frac{1}{2}$ Stunden bis ins Gescheder, aßen Käse und Brot und tranken dazu ein Glas Bier zu Mittag und gingen um 2 Uhr fort, bis wir um 6 Uhr in der Wildalpe im Gasthaus ankamen. Hier blieben wir die Nacht und gingen den 2ten, nachdem wir gefrühstückt hatten, den mühsamen und steilen Weg über die Eisenerzer Höhe nach Eisenerz. Dieser Weg ist fünf Stunden lang, wenn man immer fort geht, ohne auszu-ruhen. Wir brauchten acht Stunden dazu. Die erste Stunde geht's von Wildalpe aus in einer Ebene fort; nachdem beginnt das Steigen, welches zwei Stunden dauert, und zwar so, daß man jede viertel Stunde einige Minuten ruhen muß, um wieder zu Atem zu kommen. Erstlich geht der Weg steil bergan, und dazu muß man diesen schlechten Weg in Anschlag bringen, wo es immer über Steine geht, welche einen oder zwei Fuß hoch aus

der Erde stehen. Dabei muß man immer besorgt sein, daß man nicht ausgleitet. So gingen wir fort und erreichten um 10 Uhr nach vielen Anstrengungen und bei starker Sonnenhitze die Eisenerzer Höhe. Diese Aussicht, welche man hier hat, ersetzt alles reichlich: Vor sich sieht man ein wunderschönes Tal, um sich herum die ungeheuer hohen Berge, teils mit Bäumen bewachsen, teils ganz nackte Felsen. Solches läßt sich nicht beschreiben, das muß man selbst sehen. Hier legten wir unsere Tornister ab und ruhten eine Weile aus. Nachdem ging's weiter, drei Stunden immer bergab, welches zwar zum Gehen nicht angenehm ist, aber nicht so anstrengt wie das Steigen. Die Aussicht war immer schön, auch kamen wir zuweilen an Quellen vorbei, woran wir uns erquickten konnten. An ein Wirtshaus ist hier nicht zu denken; höchstens alle zwei Stunden begegnet einem mal ein menschliches Wesen. Um 2 Uhr sahen wir mit einemmal Eisenerz in einem wunderschönen Tal vor uns liegen, das schönste Tal, welches ich bis dahin gesehen. Wir gingen weiter und kamen um 3 Uhr in Eisenerz hungrig, durstig und müde an. Ich ließ mir ein Maß Bier mit einem Stück Rindfleisch und Brot dazu recht gut schmecken. Nachdem kleideten wir uns um, gingen noch durch Eisenerz spazieren, und nachdem aßen wir zeitig zu Abend und gingen zu Bette. Den 3ten, morgens, nachdem wir recht gut geschlafen und uns gehörig erholt hatten, gingen wir zum Bergwerksverwalter, welcher uns die Erlaubnis erteilte, das Eisenerzbergwerk zu besuchen⁷⁶. Derselbe gab uns einen Knaben zum Begleiter mit. Wir bekamen jeder einen schwarzen Mantel und eine Lampe in die Hand und gingen dann mit diesem einen langen Gang in das Bergwerk hinein bis zu einer Stelle, wo das schon in kleine Stücke gehauene Eisenerz durch eine Öffnung vermittelst Aufheben eines Brettes in einen Wagen fällt und dann hinausgefahren wird. In solchem Wagen fahren auch wir, nachdem wir dieses geschen, wieder hinaus. Jetzt gingen wir weiter den Berg hinan durch verschiedene Gänge, bis wir zur sogenannten „Schatzkammer“ gelangten, wo man über sich die Eisenblüte, welche ganz weiß und ungefähr wie Tropfstein aussieht, bemerkt. Von hier gingen wir wieder hinaus und weiter den Berg hinan bis da, wo das Eisenerz gefunden wird. Dasselbe wird bei hellem Tage wie Steine aus dem Felsen gehauen. Nachdem begaben wir uns wieder zu unserem Logis, frühstückten noch etwas und begaben uns um 11 Uhr auf die Weiterreise nach Leoben. Die erste Stunde war mühsam zum Gehen, indem die Chaussee steil bergan

⁷⁶ Der bei Eisenerz gelegene rotbraune Erzberg von 1516 m Höhe ist reich an Spateisenerzen. Schon im Altertum war der Eisenerzer Bergbau bekannt. Heute gehört der Berg der Österreichisch-Alpinen Montangesellschaft. (Siehe Karl Baedeker, Österreich ohne Tirol und Vorarlberg, 31. Aufl. 1931, S. 389.)

geht, nachdem noch zwei Stunden bergab nach vor dem Berg. Hier blieben wir eine Stunde und gingen dann um 2 Uhr immer einer schönen Chaussee nach, bis wir um 7 Uhr in Leoben im Gasthaus des Kindler ankamen. Hier recht gut bewirtet, fuhren wir den 4ten morgens $\frac{1}{2}6$ Uhr mit einem Gesellschaftswagen nach Graz. Gut war es, daß die Fußreisen jetzt einstweilen eingestellt wurden, denn mit meinen Füßen sah es nicht zum besten aus. Anfangs waren außer uns nur ein junges Mädchen im Wagen, welches seine Schwester in Graz besuchen wollte. Dies hatte seine Freude an zwei solch fidelen Passagieren; später kamen noch mehrere hinzu. Die Chaussee läuft immer der Mur entlang, mal am rechten, mal am linken Ufer derselben, so daß man viermal über eine Brücke fuhr. Um 2 Uhr fing es an zu regnen und hörte nicht auf, bis wir um $\frac{1}{2}6$ Uhr in Graz ankamen. Wir logierten in der „Goldenen Sonne“, wo es uns gut gefiel, gingen abends noch in ein Kaffehaus, wo wir zum erstenmal seit unserer Abreise von Wien eine Zeitung zu Gesicht bekamen. Den 5ten blieben wir in Graz, akkordierten mit einem Kutscher für die Fahrt von hier bis Cilli à Person um 4 Gulden, sahen uns in Graz gehörig um. Weil zur Zeit Markt war, war es sehr lebhaft. Nachmittags gingen wir auf den nahe bei Graz gelegenen Schloßberg, von wo aus man eine schöne Aussicht auf die Stadt und Umgegend hat, nachdem in mehrere schöne Kirchen. Abends ging ich zum Theater, wo vorher ein Lustspiel und nachdem „Die Räuber in den Pyrenäen“, ein großes Spektakelstück, aufgeführt wurde. Hier kam eine Kompagnie Infanterie und zwei Offiziere zu Pferde auf die Bühne. Nachdem kam ein Gefecht vor zwischen Räufern und Kavalleristen zu Pferde, welches mir über alle Erwartungen gefiel. Die Pferde nahmen zuweilen Sprünge, wenn sie einen Berg hinan liefen, daß einem angst und bange dabei werden konnte. Den 6ten, morgens $\frac{3}{4}6$ Uhr, fuhren wir in Begleitung eines älterlichen Herrn und zweier Grazer Stubenmädchen von Graz fort. Wir waren bald bekannt mit diesen und unterhielten uns recht gut. Von hier verlieren sich die Berge immer mehr, und die Gegend wird mehr flach. Auf den Feldern sieht man außer Buchweizen und türkischem Weizen auch Kürbisse von ungeheurer Dicke, mit denen man hier die Schweine füttert. Das Wetter war den ganzen Tag schön, und so kamen wir um 7 Uhr in Marburg im Gasthaus „Zur Sonne“ an, wo wir es uns bei Wein und Braten recht wohl sein ließen. Den 7ten, morgens 6 Uhr, fuhren wir von Marburg über die Drau weiter dem Weg nach Cilli zu, welches wir abends 6 Uhr, ohne daß uns des Tages etwas Besonderes begegnete, erreichten. Wir logierten in der „Stadt Triest“ und gingen den 8ten, morgens 6 Uhr, weil sich keine Gelegenheit zum Fahren fand, weiter der Straße nach Laibach zu. Es war schönes Wetter, und da gerade

Feiertag war, begegnete uns eine Menge Bauernmädchen, welche zur Kirche gingen. Sie trugen alle weiße Kleider und schön gestickte Kopftücher dazu. Was uns hierbei auffiel, war, daß sie sämtlich barfuß gingen. So marschierten wir weiter und kamen um 12 Uhr in einem Gasthaus in Franz an. Hier trafen wir einen Bauern mit einem leeren Wagen, welcher nach Laibach fahren wollte. Mit diesem akkordierten wir für uns beide um zwei Zwanziger, und so fuhren wir um 1 Uhr, nachdem wir zu Mittag gegessen hatten, weiter. Der Himmel war den ganzen Tag heiter, und am Abend konnten wir von diesem offenen Wagen den Sonnenuntergang recht beobachten. Der halbe Horizont war mit roten Wolken überzogen, welche sich bei dem immermehrigen Sinken der Sonne veränderten. Die Berge, welche uns zur Rechten lagen, schienen wie mit einem Flor überzogen, ein herrlicher Anblick. Später beschien uns der Mond recht freundlich, und so kamen wir um 8 Uhr in einem Gasthaus noch zwei Stunden vor Laibach an. Hier hörte es mit einem Male mit der deutschen Sprache auf, denn der Wirt antwortete uns auf die Frage, was wir zu essen haben könnten: „Nichts deutsch“. Nun war es gut, daß der Bauer, welcher uns gefahren, etwas deutsch sprach. Dieser mußte jetzt zwischen uns und dem Wirt den Dolmetscher spielen. Wir bekamen Suppe, frikassierte Ente, Schinken und dabei ein gutes Glas roten Wein, wofür wir mit dem Nachtlager, welches aus einer Streu in der Stube bestand, zwei Zwanziger zahlten. Den 9ten, morgens 5 Uhr, fuhren wir weiter und kamen um 7 Uhr in Laibach im Gasthof „Zum schwarzen Adler“ an. Wir frühstückten hier und sahen uns nachdem nach einer Fahrgelegenheit nach Triest um. Ein Kutscher wollte von uns à Person 4 Gulden haben, und da uns dies zu viel war, gingen wir um 11 Uhr weiter der Straße nach Triest zu. Kaum eine Stunde gegangen, holte uns ein Kutscher ein, dieser fuhr uns für 30 Kr. bis Ober-Laibach. Hier trafen wir wieder Gelegenheit und fuhren für 30 Kr. bis Lahitsch. Von hier gingen wir weiter ungefähr eine halbe Stunde, bis ein leerer Postwagen uns einholte, mit dem wir für 15 Kr. bis Planina fuhren, welches wir um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr erreichten. So hatten wir für ein billiges Geld schon den halben Weg zwischen Laibach und Triest zurückgelegt. In Planina fragten wir in mehreren Gasthäusern um Logis, aber überall war entweder kein Platz, oder man verstand uns nicht. Zuletzt nahm uns noch eine Wirtin am Ende des Dorfes auf. Sie sagte uns von vornherein, daß sie keine Betten habe, welches uns wenig genierte. Zum Abendessen bekamen wir Erdäpfel mit einer Sauce und dazu ein Glas Bier, Fleisch war nicht vorhanden. Nachdem wir uns im Gastzimmer eine Streu gemacht, bekamen wir dazu noch ein Kopfkissen und eine Decke, so daß wir recht gut schliefen. Den 10ten, morgens

6 Uhr, von hier fort, in 1½ Stunde bis Adelsberg. Hier kehrten wir in einem Kaffeehause ein, wo wir einen guten Kaffee bekamen. Nachdem besuchten wir mit noch mehreren Herren die berühmte Adelsberger Tropfsteinhöhle. Wir mußten, wie jeder andere, zum Besuch dieser Höhle einen Gulden Münz zahlen. Was man aber hier für Naturschönheit sieht, läßt sich nicht beschreiben. Drei Führer mit Fackeln begleiteten einen in dieselbe. Durch eine geöffnete Pforte geht man, seinem Führer folgend, hinein. Was man hier um und über sich sieht, ist alles Tropfstein. Besonders merkwürdig ist unter diesen so verschiedenartigen Figuren, welche die Natur so gebildet, eine Mutter Gottes mit ihrem Kinde, dann die Vereinigung zweier Herzen, der sogenannte „Stock im Eisen“, dem in Wien ganz ähnlich, dann weiter gelangt man in den sogenannten Tanz- und Turniersaal, welcher auch ein unterirdisches Naturwunder ist, er mißt 15 Klafter in der Breite und 25 Klafter in der Länge. Bis hierher wird alljährlich am Pfingstmontag die Grotte erleuchtet und im Tanzsaal die Hauptversammlung gehalten, wo sich häufig 400 bis 500 Fremde einfinden. Von hier gelangt man weiter zur sogenannten „Glocke“ und hört schon von fern von einem vorausgeeilten Grottdiener durch Anschlagen mit einem Klöppel den dumpfen Ton einer Metallglocke. Weiter kommt man zum „Springbrunnen“, wo aus einer blendend weißen Masse eine rote Säule, einem Wasserstrahle ähnlich, emporsteigt. So sieht man noch eine Menge Sachen in dieser Grotte, welche man nur staunend bewundern kann. Zum Hineingehen in dieselbe brauchten wir eine Stunde und ebensoviel zum Herausgehen. Um 11 Uhr fuhren wir von Adelsberg fort mit einem kleinen Bauernwagen, der uns zusammen für 1 Gld. 40 Kr. M. bis Opschina, eine Stunde von Triest, fuhr. Hier um 5 Uhr angekommen, nahmen wir unseren Tornister auf den Rücken und gingen von Opschina einige 100 Schritt, bis wir mit einem Male zu unserem größten Erstaunen das Meer vor uns hatten mit Triest und all seinen Schiffen. Wie überraschend dieser Anblick war, könnt Ihr leicht denken, zum ersten Male das Meer in unabsehbaren Fernen zu erblicken. Jetzt schlugen wir rechts einen Fußweg ein, um auf diesem nach Triest zu gehen. Hier kam ein Herr hinter uns hergegangen, welcher uns auf deutsch anredete. Derselbe führte uns noch einen näheren Weg durch seine Weingärten und bot uns noch Trauben und Feigen an. Um 1½7 Uhr kamen wir im Gasthose „Zum weißen Rössel“ an in Triest. Hier wurden wir recht gut aufgenommen, und es gefiel uns besonders, weil es ein deutscher Gasthof war. Den 11ten, morgens, gingen wir zuerst in ein Kaffeehaus, nachdem ans Meer, besahen den Hafen mit der Masse von Schiffen, überhaupt das Tun und Treiben der Matrosen. Später gingen wir durch die Stadt spazieren, kauften uns

auf dem Markt Feigen, Melonen, Trauben, welche hier sehr billig sind. Abends war ungeheures Leben auf den Straßen, wo wir mehrere Stunden herumgingen und die schöne Welt Triests in Augenschein nahmen. Den 12ten, morgens, zuerst ins Kaffeehaus. Nachdem besah ich mehre schöne Kirchen, unter diesen auch die griechische, gingen nachdem noch am Hafen spazieren, welcher in Triest das interessanteste ist und packten nachmittags unsere Tornister, um am Abend um 10 Uhr nach Venedig zu fahren. Was uns von hier ferner begegnet, wird Euch Adalbert ausführlich beschreiben. Heute ist der dritte Tag, daß wir hier in Mailand sind. Es war immer trübes Wetter und regnete viel in diesen Tagen. Mailand ist eine schöne Stadt, hat viele schöne Paläste; ein Leben ist hier wie in Wien. Merkwürdig ist der Dom, den wir diesen Nachmittag, wenn das Wetter sich etwas aufklärt, besteigen werden, von wo man eine schöne Aussicht auf die lombardische Ebene haben soll. Vorgestern waren wir im „Theatre della Scala“, welchem an Größe sowie an Pracht und Schönheit kein Theater in Deutschland gleichkommt. Gestern im Theater „Carcano“, auch ebenfalls schön. Heute werden wir wahrscheinlich noch in ein drittes gehen. Morgen, als am 26ten, treten wir unsere Rückreise ins Vaterland an, denn hier sind wir noch immer gleich weit von Hause als in Wien. In zwölf Tagen denken wir in Genf zu sein, wo wir uns dann einige Tage aufhalten und Euch nochmals schreiben. In der Hoffnung, daß unsere Schreiben Euch in völliger Gesundheit antreffen, verbleibe ich stets

Euer Sohn und Bruder

Wilhelm.

Alle Freunde und Bekannten bitte ich herzlich von mir zu grüßen.

Mailand, den 25ten Septbr. 1840.

Adalbert Ascherfeld an seinen Vater.

(Der Anfang des Briefes fehlt).

Mailand, den 24ten Septbr. 1840.

Fortsetzung

Von hier fuhren wir immer längs dem Gardasce nach dem 12 Miglien von Castel nuovo entfernten Desenzano. Von da gingen wir über Lonato, welches einem früheren italienischen Satrapen gehört haben muß, indem es ein Dorf gegenwärtig an einem hohen Berge gelegen, mit Mauern und Türmen versehen, ist, noch bis zum 8 Miglioli entfernten Ponte St. Marco. Hier übernachtet,

gingen wir am Montag, dem 21. Septbr., 12 Miglioli nach Brescia. Hier hielten wir um 11 Uhr erst unser Frühstück, trafen einen Herrn Professor vom Lyzeum daselbst, der mit uns von Triest nach Venedig gefahren war. Derselbe zeigte uns den Dom, das Musei Patriae, welches noch vor fünf Jahren unter Schutt an einem Berge begraben lag. Durch eine herausragende Säule aufmerksam gemacht, grub man nach und fand ein ganzes Palais voll römischer Brustbilder von Kaisern, Münzen und eine schöne bronzene Viktoria mit Flügeln, die man zum Modell genommen hat für die Viktoria auf dem Monumente des Schlachtfeldes bei Kulm. Mittags wanderten wir weiter, 2 Miglioli halbwegs Ospedaletto holte uns ein Lohnkutscher ein, der uns für 7 Zwanziger nach dem 30 Miglioli entfernten Bergamo mitnahm. Eine wahre Freude, dieses Fahren in Oberitalien! Die Chausseen schnurgerade und so eben, daß man von je 8 zu 8 Miglioli die Wasserradgondole darauf setzen könnte. In Bergamo übernachtet, besuchten wir am anderen Morgen einige Kirchen und wanderten um 10 Uhr mit einem Italiener, Optikusgesellen, nach dem 10 Miglioli entfernten Vaprio. Hier gingen wir über die Adda, trafen auf dem Kanal eine Kalkbarke, die uns 14 Miglioli weit mitnahm, alle $\frac{3}{2}$ Zwanziger. Um 6 Uhr packten wir auf und machten in fürchterlichem Regen im Dunkeln noch 6 Miglioli bis Milano, wo wir um 8 Uhr ankamen und im Gasthof „Zu den drei Schweizern“ einkehrten. Den ganzen Tag fast nichts gegessen per Zufall, ließen wir uns Suppe, Kalbsbraten und Erdäpfel gut schmecken. Am anderen Morgen kauften wir einen Plan von Mailand. Zu Hause angekommen, setzten wir uns gleich zum Schreiben nieder bis 4 Uhr, wo wir zum ersten Male auf der ganzen Reise Table d'hôte speisten. Fast lauter Deutsche am Tisch. Nachher promenierten wir und besuchten ebenfalls das Theatre della Scala Opernhaus, das schönste Theater, welches wir bis jetzt sahen. Diese Pracht an Vergoldung von innen, diese Dekorationen von innen! Diese Dekorationen sind selbst in Wien nicht. Sechs Stockwerke hoch. Es dauerte von 8 bis 12 Uhr. Die Oper „Der Tempel“ wurde gegeben, die ich schon kannte.

Mailand, den 25ten Septbr. 1840.

Gestern morgen besuchten wir jene berühmte Arena (Amphitheater), die 40 000 Zuschauer faßt, geeignet für Kunsttreiterei. Sie kann ganz unter Wasser gesetzt werden, daß man Seegefechte darin aufführen kann, dann jenen prachtvollen marmornen Friedensbogen, dessen weitere Beschreibung ich auf spätere Zeiten verspare. Derselbe ist ein Tor, oben darauf die Siegesgöttin auf einem Wagen, von sechs Pferden gezogen, von Bronze, halbmal über Lebensgröße nach allen

vier Ecken, ein Friedensbote zu Pferde, den Lorbeerkranz in der Hand. Die Pferde und den Siegeswagen ließ Napoleon gießen, um sich, d. h. seine Statue, hineinzustellen, und seine Triumphe zu versinnbildlichen. Gegenwärtig dient das Ganze, um den Triumph über ihn, den Friedensstörer, vorzustellen. Zum Guß der Pferde brauchte man volle sieben Jahre. Über 30 verschiedene Gegenstände und Tableaux sind am Tor meisterhaft in Marmor ausgehauen, die ich mündlich dereinst beschreiben werde. Abends besuchten wir das Theatro Carcano (Schauspielhaus), auch ein sehr schönes Theater. Wir verstanden wenig vom Ganzen; aber interessant ist die Deklamation der Italiener, wie sich da Liebe, Zorn, Haß und Verachtung in der Miene und den Gebärden so deutlich zeigen. In der Mimik mögen die Italiener wohl die Ersten sein. Es dauerte von 7 bis 10 Uhr. Heute morgen sitzen wir schon wieder am Schreiben. Was sonst noch in Mailand zu sehen, namentlich eine ausführliche Beschreibung des Domes, der ganz aus Marmorquadersteinen gebaut ist, nächstens. 28 Tage sind wir heute auf Reisen. Davon waren wir von Wien bis Mailand 17, auf der Landstraße per pedes und im Wagen, wie Ihr aus der Beschreibung seht, einen Tag in Mariazell, einen in Graz, zwei in Triest, vier in Venedig, einen in Verona, einen halben in Eisenerz.

Und wenn man eine Reise tut, so kann man was erzählen. Steiermark und oberösterreichische Hochgebirge kosteten viel Mühe und Schweißtropfen zu übersteigen. Wege, was gar keine Wege waren, wo es aussah, als wenn nie ein menschlicher Fuß dahingekommen wäre, namentlich am dritten Tage unserer Reise übers sogenannte Messel nach der Freyn. Die Partie verlange ich in meinem Leben nicht wiederzumachen. Drei Stunden ohne Weg und Steg über abgerissene Felsenstücke zwischen umgestürzten Bäumen sich durchwinden, immer an steilen Felsen vorbeiklettern, das ist so kommode nicht. Durch manche schöne Aussicht wurden wir für unsere Mühe belohnt. Dann die Tour über die Eisenerzer Höhe. Bei jedem Schritt, den man tat, einen Fuß hinaufsteigen über lauter Steine und Felsentrümmer. Man rechnet fünf Stunden, brauchte aber sieben dabei. Oben keinen Tropfen Wasser, führt der Weg über die höchsten Gipfel der Berge, wo man zwei Schritte von sich in schaudererregende Abgründe hinuntersieht. So was muß man sehen und die Allmacht Gottes anstaunen. In Steiermark, Kärnten und Krain wächst viel türkischer Weizen. Mit tausenden Kürbissen waren die Felder eingefaßt, drei Köpfe dick. In Steiermark meinte ein Bauer, Wilhelm könnte nicht so gut deutsch sprechen wie ich (weil ich den österreichischen Dialekt immer nachmache). Tiefer nach Süden gefiel allen Leuten unsere schöne Aussprache. Vor Triest ist die Gegend nackt und

leer, die letzte Tagereise fast gar nicht angebaut, lauter Steingrund, wo einem die Sonne gehörig den Pelz braten kann. Bis Opschina fahren wir, dann gingen wir vielleicht eine viertel Stunde und sahen vor uns nur den Himmel. Einen und noch zwei Schritte standen wir auf der Höhe des Berges und vor uns das unermeßliche Adrialische Meer, die Stadt Triest mit ihrem Hafen voller Schiffe, alles herrlich von der Abendsonne vergoldet. Solch ein Anblick läßt sich nicht beschreiben. Er entschädigt tausendfach für alle Mühen und Unannehmlichkeiten. Von da war's noch eine Stunde, immer Triest und das Meer vor uns den Berg hinunter. Es schien so nahe, daß man glaubte, mit einem Stein hineinwerfen zu können. Triest ist schön, noch immer im Aufblühen, viel Handel und Wandel, Schusterwerkstätten mit 20 Gesellen. Schon recht italicisches Leben ist hier. Des Mittags liegen die Hafearbeiter auf dem Steinpflaster an allen Ecken und schlafen. Aber abends ist ein Leben, ein Wogen, ein Treiben in den Straßen wie bei uns höchstens bei der letzten Kirme. Schöne Fraucnzimmer sahen wir hier. Haare schwarz wie poliertes Ebenholz, Augen voll Sehnen und Verlangen, voll Glut und Feuer, daß die Straßenbeleuchtung fast unnötig war, nach allen Seiten Blitze ausstrühend, um gefühlvolle, verwandte, empfindsame Wesen anzuziehen und zu entzünden mit ihrer sinnlichen Glut, um weltliche Lust und vergängliche Freude zu kosten. Schon drei Tage, die wir in Mailand sind, regnet es immer fort. Zu unserem Schreiben, womit wir bis jetzt schon zehn Stunden zugebracht, schadet's zwar nichts. Fürs Geld möchte ich um keinen Preis solche Briefe schreiben, wenn ich's nicht gern täte, weil es Euch Freude macht, geschähe es gewiß nicht. Von Genf aus werden wir wieder schreiben. In Mailand wie in mehreren Städten der Lombardei sind gepflasterte Straßen, die Trottoire und die Stellen, wo die Räder der Wagen gehen, mit großen Steinplatten belegt, da geht man sich die Füße nicht wund, und die Wagen stoßen nicht. In Mailand ist viel Leben, schöne Gewölbe, viel Handel, der Zentralpunkt von Oberitalien. 11 Uhr schlägt's jetzt. Ich habe noch nicht gefrühstückt, und unsere Briefe sollen zur Post.

Mein Schreiben zu lesen wird Mühe kosten, aber die Federn wollen schlecht parieren. Je länger Ihr leset, je mehr Mühe Ihr daran habt, je länger ist die Unterhaltung daran. Jedes Übel hat immer etwas Gutes.

Wie wir gesund und wohl sind, nur etwas mager geworden von den Strapazen und dem Schwitzen, hoffe ich, daß Euch alle diese Zeilen auch gesund und wohl antreffen werden.

Milano, den 25ten Septbr. 1840, morgens 11 Uhr vorbei.

Adalbert.

Ich habe Hunger zum Déjeuner à la fourchette.

Visbach, den 30ten Septbr. 1840.

Nr. 1.

Briefbogen mit Bild: Palazzo Ducale in Venedig. Daneben schreibt Adalbert Ascherfeld: Seite des herzoglichen Palastes nach dem Wasser zu. Alles daran ist Marmor, oben über den Säulen lauter viereckige Marmorstücke wie die Ziegelsteine. Fortsetzung der ersten Briefe.

Nachdem wir in Mailand unsere Briefe zur Post gebracht, besuchten wir den Dom. Dieses Gebäude, welches man mit Recht eine Galerie von Statuen und merkwürdigen Produkten der Architektur nennen kann, ist eines der berühmtesten Bauwerke nicht allein in Italien, sondern in ganz Europa durch die edle Masse, woraus es besteht, als auch durch die Sonderbarkeit seiner Bauart. Im Jahre 1386 legte man den Grund dazu. Die Chronik sagt, mehrere Mailänder hätten aus Patriotismus der Hauptstadt der Lombardei eine würdige Zierde mit dieser Kirche machen wollen. Andere behaupten, sie verdanke ihr Entstehen einem Gelübde des Herzogs Jean Galeace Visconti. Henri Lamodia, ein Deutscher, leitete den Bau zuerst. Alles am ganzen Dom ist von weißem Marmor, selbst das Dach und die Treppen, die bis in die höchste Kuppel hinaufführen. Zwei Jahrhunderte wurde nach dem ersten Plan fortgebaut, aber der Bischof Charles Barromäi vertraute die Fortsetzung dem berühmten Pellegrino Pellegrini an. Diesem Bischof, der an den Bau der Kirche Millionen wandte, wurde sie nach seiner Heiligsprechung geweiht. Unter dem Chor ist eine unterirdische Kapelle, die ganz mit biblischen Bildern aus massivem und getriebnem Silber übergoldet ausgeschlagen ist, welche allein 4 Millionen Franken kostete. Dann sind bemerkenswert außer dem vielen Marmor die Glasmalereien hinter dem Chor, welche die schönsten sind, die ich bisher gesehen, und vielleicht die schönsten der ganzen Welt. Die Kirche hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Ihre Länge ist 248 Klafter, die Breite 96 Klafter, auf der Stelle der Kreuzarme aber 128 Klafter. Jetzt überlegt Euch, wieviel Flächenraum sie einnimmt. Die höchste Höhe im Innern im Mittelpunkt ist 127 Klafter. Von außen auf der Kirche sieht man nicht mehr als 2020 Statuen, deren 3500 werden sollten. Wir bestiegen den Dom bis zur höchsten Kuppel ganz kommode vermittelt 500 und einiger Stufen. Über das ganze Dach, wo alles, was man sieht, weißer Marmor ist, kann man spazieren gehen, indem es sehr wenig schräg ist. Oben auf der höchsten Höhe hatten wir eine herrliche Aussicht über die ganze Lombardei oder lombardische Ebene. Wenn ich mal wieder zu Hause bin, will ich über den Dom noch vieles erzählen. Die drei Tage, die wir in Mailand waren, hatte es fast unaufhörlich geregnet. Am Samstag, dem 25ten, marschierten wir weiter bei sehr

günstigem Wetter über Pitto und noch verschiedene kleine Nester bis Gallarate, 24 Migl. von Mailand, also 9 deutsche Stunden. Unterwegs begegnete uns ein ungarisches Husarenregiment, von denen uns mehrere „Guten Morgen!“ zuriefen. In Gallarate trafen wir in der „Córona D'oro“ ein sehr gutes Hotel, großes Zimmer mit einem Bett, in dem vier Mann Platz gehabt hätten, nebst Kanapée, die Nacht zusammen 1 Mailänder Lire, 6 Sgr. nach unserem Gelde. Die übrige Zeche war auch billig und eine besonders freundliche, schöne Wirtin. Sonntag, den 27ten, marschierten wir weiter, 4 Migl. halbwegs Sesto Calende, tranken Kaffee in einem Kaffeehaus, wo ich Kaffee mit Milch auf italienisch, Wasser auf französisch verlangte und deutsch beantwortet wurde. Der Kaffeetier hatte als Kammerdiener eines Grafen fast die halbe Welt durchreist und war auch in Köln und Düsseldorf gewesen; wir unterhielten uns also sehr gut. Um 11 Uhr waren wir in Sesto Calende, wo wir das letzte österreichische Visum bekamen, schifften uns in einer Barke auf dem Ticino ein, fuhren denselben hinauf in den Lago Maggiore hinein. Links ließen wir Arona liegen, wo in der Nähe auf einem Felsen eine Statue zu bemerken war, die so unsinnig groß sein soll, daß in ihrer Nase ein Mann Platz hat. Weiter fuhren wir noch 6 Migl. über Belgirate hinaus, wo der See zur Linken weiter ins Land hineintritt. Hier stiegen wir auf piemontesischer Erde ans Land, gingen noch 2 Migl. bis wir Isola Bella, der schönsten der Borromäischen Inseln, vis à vis waren, nach welcher wir uns übersetzen ließen, nachdem wir uns mit mehreren italienischen Halunken über den Preis disputiert hatten. Sie verlangten 2 Franks und fuhren uns für 10 Soldi, ungefähr 40 Pf., welches noch der dreifache Tarifsatz ist. Auf Isola Bella übernachteten wir, besuchten am anderen Morgen den schönen Garten daselbst, wo man alles, was die Natur nur auf einem Fleck der Erde hervorbringt, vor Augen sah, eine Zeder vom Libanon, einen 200jährigen Lorbeerbaum, mehrere Palmen, ein Orangenwäldchen, Zitronen am Spalier und tausend ausländische Gewächse, deren Namen ich vergessen habe. Gegen 8 Uhr fuhren wir in einer Fischerbarke, die gerade abfuhr, nach dem Lande, ohne vorher zu akkordieren. Nachdem wir unsere Sachen aufgeschnallt, gab ich dem Schiffer freiwillig den fünf-fachen Tarifsatz, und doch sagte der Halunke noch „poco“ d. h. wenig; ich sagte aber „multo troppo“, zeigte ihm meinen Ziegenheiner⁷⁷, und wir gingen weiter. So große Halunken die Italiener sind, so feige Kanaillen sind's zugleich. Auf der Insel waren wir mit der Zeche auch um ein paar Franks geprellt worden. 2 Migl. von da in Baveno tranken wir guten aber teuren Kaffee, für uns

⁷⁷ Der Ziegenheiner ist ein harter Knotenstock, nach der Stadt Ziegenhein bei Kassel benannt.

beide $1\frac{1}{2}$ Franks. Von da führte der Weg immerfort durch lauter Weinfelder, wo man mit der Sense beschäftigt war. Mehrere Male boten uns Frauenzimmer unentgeltlich Trauben an, die wir nicht verschmähten. Überhaupt sah man hier wie in der ganzen Lombardei nur türkischen Weizen und Weintrauben. Gleich hinter Venedig hängt an der ganzen Chaussee entlang bis zum Simplon ein wahres Übermaß an Trauben. Von Baveno geht die Chaussee immer eben fort bis Vogogna, wo ich in Kaffee und Wilhelm in Wein und Käse lebte, auch wieder geprellt. Hinter Vogogna führt die Straße quer durch ein allmächtig langes Tal wie ein Damm hindurch. Durch die vielen Gebirgswässer war sie an mehreren Stellen durchbrochen. Gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr abends erreichten wir Dome d'ossola, eine kleine Stadt, wo wir übernachteten. Von hier gingen wir am anderen Morgen, dem 29ten, weiter in Begleitung eines jungen schlesischen Gutsbesizers auf der berühmten napoleonischen Simplonstrabe. $1\frac{1}{2}$ Migl. in Crevola, wo die erste Brücke über 100 Fuß hoch ist, tranken wir drei Kaffee, drei Tassen. Weil uns aber zum ersten Male Butter vorgesetzt wurde, so aßen wir drei zwei Stuten dazu, deren jeder an 4 sogenannte Micken groß war. Dafür hatten wir das Vergnügen, zum letzten Male in Italien geprellt zu werden und dazu ganz infam, denn wir mußten 3 Franks zahlen. Von hier ging die Straße allmählich hinauf, immer zwischen himmelhohen Steinmassen hindurch und vorbei. An vielen Stellen war sie leicht beschädigt, an mehreren Stellen durch die Gebirgswässer durchbrochen, an vielen demoliert, an manchen sogar ganz verschüttet, daß man die eigentliche Straße, wie sie war, gar nicht erkennen konnte. In Jasella grüßten die sardinischen Grenzbeamten sehr höflich, ehe sie unsere Pässe abforderten, was uns noch nirgends passiert war. Etwas weiter zog der Schweizer Grenzgendarm im blauen Frack mit roten wollenen Epaulets auf französische Art ebenfalls seinen Dreimaster à la Bonaparte über die Quere auf dem Kopf ganz höflich herunter. Hergestellt war die Straße überall, daß man sie mit dem Wagen passieren konnte, von welchen uns auch mehrere begegneten. An einer Stelle war ein Lawinensturz über die Straße herübergeschleudert von der Größe eines Hauses, eine dichte kompakte Masse ohne Bruch. An vielen Stellen waren herabgestürzte Felsblöcke untermauert, damit sie nicht weiter fortrollen konnten und die Straße sperrten. Daß viele Millionen darauf gegangen sind, sieht man im ganzen. An mehreren Stellen ist die Straße mit unsäglicher Mühe durch den Steinfelsen durchgebrochen und an 264 Stellen durch Brücken verbunden. Die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Berge, die wir schon in Mailand bemerkt, sahen wir hier ganz in der Nähe. Je höher wir hinauf kamen, je kälter und schärfer wurde die Luft. Gegen 4 Uhr waren wir

im Dorf Simpehn, wo wir für drei Tassen Milch mit Brot $\frac{3}{4}$ Franks zahlen mußten. Matt und müde, durchgeschwitzt von unten bis oben, ging's immer höher hinauf, bis wir um 6 Uhr jenes weltberühmte Hospiz erreichten, wo man freie Zechen hat. Vom Klosterdiener wurden wir in ein großes Zimmer geführt, wo mehrere Reisende niederer Qualität schon saßen. Ich fragte aber bald nach einem Zimmer und gab zu verstehen, daß wir Leute von Distinktion seien. In ein herrliches Schlafzimmer mit zwei Betten für uns drei geführt, fragte ich, ob wir zum Speisen in jenes Zimmer wieder herunterkommen sollten; er versprach, uns aber schon zu rufen. NB.: Hier spricht man nur französisch. Eine halbe Stunde später führte uns der Diener ins Refektorium, wo uns zwei Mönche bewillkommneten, die ich für uns drei als der redeführende Teil begrüßte. Freundlich unterhielt man sich mit uns wie mit lieben Freunden. Die Tafel wurde gedeckt, an der noch drei Personen teilnahmen. Erstens Wein vollauf, Suppe, Rindsbraten, Erdäpfel, Reis, Kalbsbraten, Salat, Brot, Käse, Weintrauben, Nüsse und Äpfel, alles comme il faut, wie in einem Familienzirkel. Um 9 Uhr gingen wir zu Bett, wo es uns so kalt vorkam wie bei uns im Dezember. Um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr erwacht, regnete es. Gegen 7 Uhr kam der Diener und meinte, quand nous aurions déjeuné würde der Regen schon aufhören. Um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr rief er uns zum Déjeuner, nachdem wir nach dem Marsch von 8 Schweizer Stunden, wozu wir 11 gebraucht, köstlich geschlafen. Im Refektorium waren wir fünf Minuten allein mit einem der gestrigen Mönche, dann wurde die Glocke gezogen, und es erschien eine Art von Prior und noch vier Nonnen, dann noch der zweite Mönch von gestern und noch drei fremde Schweizer, alles um eine Tafel bei herrlichem Kaffee, Zwieback und Butterbrot. Nach dem Frühstück sagten wir „Bien merci pour l'hospitalité“, was man mit „Ce n'est rien Monsieur“ erwiderte, und wir schickten uns an, um den Simplon nach der Schweizer Seite hinunterzusteigen. Unser Gefährte gab dem Klosterdiener einen halben Frank, wir aber zusammen 1 Gld. Münze oder drei Zwanziger. Wir gaben uns für Leute von Distinktion aus, wurden als solche behandelt und mußten uns als solche zeigen.

Während ich hier in Visbach meine Stiefel sohlen ließ, wußte ich die Zeit nicht besser als mit dem Schreiben dieses zuzubringen.

Adalbert und Wilhelm Ascherfeld an Arnold Ascherfeld Essen.

Nr. 2

Genf, den 6ten Oktbr. 1840.

Fortsetzung.

So verließen wir denn gegen 8 Uhr das Hospiz, wo wir so freundlich aufgenommen und als honnette Leute behandelt wurden.

Für mich war diese Nacht die erste meines Lebens, welche ich außer dem elterlichen Hause frei logierte. Der Regen hatte zwar aufgehört, aber ein kalter schneidender Wind blies uns unangenehm entgegen. Wir schritten tapfer aus und kamen so, weil es fortwährend bergab ging, rasch weiter. Unser Reisegefährte nahm bald Abschied von uns, indem er bis zum dritten schon in Genf sein wollte, welches für uns nicht pressierte; er eilte uns deshalb voraus. An dieser Seite des Simplon hatte die Straße lange nicht so viel gelitten wie an der entgegengesetzten. An drei Stellen war sie eine Strecke durch den Felsen gebrochen. Gegen 11 Uhr, nachdem wir schon vier Stunden (Schweizer) zurückgelegt hatten, kehrten wir in ein Gasthaus ein und ließen uns Milch und Brot recht gut schmecken. Dann ging's weiter. Der dichte Nebel, worin wir den ganzen Morgen marschiert, verlor sich allmählich, und in einer Stunde sahen wir das schöne Rhônetal vor uns liegen. Ein schmaler Fußweg führte uns jetzt den Berg hinab in das Tal und lief nachdem wieder auf die Hauptstraße aus. Brigue ließen wir zur Rechten liegen und kamen so, nach zwei Stunden im Tale fortmarschiert, um 3 Uhr in Visbach an. Hier tranken wir einen Schoppen Wein, aßen Käse und Brot dazu und hörten unterdessen, daß wir bis zum nächsten Wirtshaus noch drei Stunden hätten. Dieses war uns zu weit, da wir ohnehin schon acht Stunden zurückgelegt, weshalb wir uns kurz entschlossen, hier zu übernachten. Abends nach dem Essen verlangten wir die Rechnung und mußten für zwei Portionen Kalbsbraten mit Erdäpfeln, zwei Schoppen Wein, etwas Käse und Brot und nur ein Bett für uns beide 3 Franken zahlen. Dieses fanden wir über die Maßen geprellt, denn ein Schoppen Wein kostet hier ungefähr, wie ich noch bemerken muß, 1 Sgr. 8 Pf. Wir glaubten, in der Schweiz im allgemeinen mehr mit ehrlichen Wirten zu tun zu haben, hatten aber bis jetzt noch keine Probe davon. Am 1ten Oktbr., morgens $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, verließen wir Visbach und gingen im Rhônetal weiter fort. Es war schönes Wetter, und dabei hatten wir einen angenehmen Weg. Nachdem wir $1\frac{1}{2}$ Stunde gegangen, frühstückten wir in einem Gasthaus Milch und Brot, und dann ging's weiter. Bald kam ein Kutscher mit leerem Wagen hinter uns her. Mit diesem akkordierten wir für die Fahrt bis Sion zusammen um 4 Franken. Dieses war für den Weg von sieben Stunden billig. Vorläufig führen wir nur eine Stunde bis Turtmann. Hier stiegen wir aus, weil die Pferde gefüttert wurden. Diese Zeit benutzten wir und besuchten den eine viertel Stunde von hier entfernten Wasserfall, welcher von einem hohen Felsen sich herunterstürzt. Nachdem wieder nach Turtmann zurück, tranken wir Wein und aßen Butterbrot dabei für billiges. Um 11 Uhr führen wir weiter von hier. Bald wurde die Gegend

schöner, und wo man bisher nur steinigen, unfruchtbaren Boden im Tale gesehen, sah man jetzt schöne Gärten mit Obstbäumen, grüne Wiesen und an den Bergen alles voll Wein, welches sich besonders schön ansah, als wir über eine Brücke vom linken Ufer der Rhône zum rechten fuhren und so hart an den Weinbergen vorbeikamen, wo die Bauern gerade mit der Lese beschäftigt waren. Alle grüßten uns freundlich, und ich muß den Schweizern zum Ruhme nachsagen, daß sie höflicher sind als ich noch irgendwo ein Volk gefunden. So fuhren wir in dem schönen Tal fort und kamen gegen 4 Uhr in Sion, der Hauptstadt vom Kanton Wallis, an. Hier stiegen wir aus, wollten rasch eine Tasse Kaffee trinken und dann weitermarschieren. Im Kaffeehaus hörten wir, daß keine Milch vorhanden sei, welches uns nicht wenig wunderte. Wir gingen jetzt, ohne etwas zu uns zu nehmen, weiter. Das Marschieren war uns nach dem mehrstündigen Sitzen im Wagen angenehm. Wir machten noch zweieinhalb Stunden und kamen gegen $\frac{1}{2}7$ Uhr im Dunkeln in St. Pierre im Gasthaus an. Das Abendessen, bestehend aus einer delikaten Suppe, Hammelbraten mit Erdäpfeln und einem Schoppen Wein, schmeckte vortrefflich: Am anderen Morgen, dem 2ten Oktobr., zahlten wir unsere Zeche, welche für die Person nur einen Franken ausmachte, also nicht halb so viel wie die vorhergehende Nacht, wo wir nichts besseres bekamen und ein jeder ein Bett hatte, wo wir uns dort mit einem behelfen mußten. Nachdem tranken wir hier noch einen guten Kaffee mit Honig und Butter zum Brot. Von hier gingen wir um 7 Uhr weiter im Rhönental fort. Bald führte uns eine Brücke wieder vom linken zum rechten Ufer des Flusses. Die Chaussee ging von hier drei Stunden in schnurgerader Richtung bis Martigni fort, welche Stadt wir bei immer schönem Wege und herrlicher Aussicht gegen 11 Uhr erreichten. Hier kehrten wir ein, nahmen einen Schoppen Wein mit Butterbrot zu uns und ruhten noch eine Weile aus. Von hier aus gingen wir nicht die gerade Straße auf Genf zu, sondern schwenkten links, um nach Chamonix zu kommen und dort den Mont Blanc zu sehen. Der Weg führte eine halbe Stunde eben fort. Nachdem ging's bergauf und dazu sehr steil, welches bei dem fortwährend steinigen Wege und starker Sonnenhitze nicht die angenehmste Partie war. So erreichten wir nach oftmaligem Ausruhen um 3 Uhr die Höhe des Berges Forclas. Von hier aus hatten wir eine schöne Aussicht auf die umliegenden Berge; Trient, wo wir übernachten wollten, lag vor uns in einem Tale. Wir gingen jetzt einen steilen Weg den Berg hinab und kamen gegen $\frac{3}{4}4$ Uhr in Trient an. Unser Logis nahmen wir hier, wie man uns angeraten, in einem Privathause, weil man in dem einzigen Gasthause des Dorfes sehr geschnitten wurde. Freundlich aufgenommen von der Frau des Hauses, ließen

wir uns Milch und Brot geben. Nachdem spielten wir zum Zeitvertreib auf der Klarinette. Dieses gefiel den Leuten, und bald hatten wir eine Menge Kinder des Dorfes um uns versammelt. Zum Abendessen bekamen wir Erdäpfel mit Butter, Milch und Brot, welches vortrefflich schmeckte. Nachdem wies man uns ein gutes Bett an. Am 3ten morgens standen wir zeitig auf, frühstückten Milch und Brot und zahlten dann für alles zusammen jeder $\frac{3}{4}$ Frank, womit wir gewiß nur Ursache hatten, zufrieden zu sein. Von Trient führen zwei Wege über die Berge nach Chamounix, der eine über Tête noire, der andere über Col de Balme; letzteren, den kürzeren, aber schwierigeren, beschlossen wir zu machen. Gegen $\frac{1}{2}7$ Uhr verließen wir Trient. Die angenehme Arbeit des Bergsteigens ging wiederum vor sich. Als wir den hohen Berg so vor uns liegen sahen, schien uns das Besteigen desselben unmöglich, allein es ließ sich doch tun. Anfangs war es uns sehr kalt im Tale; aber bald brach der Schweiß aus. Der Weg zog sich schlangenförmig den Berg hinauf, und wir durften nur Schritt vor Schritt und mit der größten Vorsicht gehen, denn ein Fehltritt würde uns sicher nicht gut bekommen sein. An mehreren Stellen war der Weg ganz verschüttet, an anderen hatten sich Bäume, vom Sturm aus der Erde gerissen, kreuzweise über denselben gelegt. So hatten wir manchen schwierigen Tritt zu tun und kamen in $1\frac{1}{2}$ Stunden auf den Berg. Hier war alles gefroren, und wir gingen fortwährend übers Eis. Der Weg zog sich jetzt noch eine Stunde lang in ziemlich gerader Richtung und bei geringem Steigen bis zum höchsten Punkte von Col de Balme, den wir um 9 Uhr erreichten. Hier sahen wir das schöne Chamounixtal vor uns liegen, eingeschlossen von ungeheuer hohen mit ewigem Schnee bedeckten Bergen, unter diesen den Mont Blanc als den höchsten. Wir kehrten in einem Wirtshaus ein, tranken einen guten Schnaps und ließen uns vom Wirt noch mehreres über die Berge erklären. Dann schrieben wir unsere Namen in das Fremdenbuch ein und gingen nachdem den Berg hinab, dem Tal zu. Gegen $\frac{1}{2}11$ Uhr kamen wir in demselben an. Von hier aus sahen wir erst die Höhe der Berge recht, welche uns von Col de Balme aus nicht so hoch schienen. Wir gingen jetzt noch drei Stunden im Tale fort. Der Weg war schön, und die zu beiden Seiten liegenden Berge sowie die grünen Wiesen um uns herum gewährten einen köstlichen Anblick. Gegen $\frac{1}{2}2$ Uhr kamen wir in Chamounix im „Hôtel de l'Union“ an. Adalbert ließ sich eine Portion Kaffee und ich mir eine Flasche Wein mit Butter und Brot dazu geben, welches uns beiden köstlich schmeckte. Hier wäre freilich wieder der Ort gewesen, um sich einige Tage aufzuhalten und mehrere Bergpartien zu machen; aber die Zeit sowohl wie das teure Zehren in Chamounix, welches größtenteils nur von

reichen Engländern besucht wird, mahnten uns zur Weiterreise. Unser Zweck war, den Mont Blanc zu sehen, und der war erreicht. Wir zahlten, was wir verzehrt, jeder mit einem Franken und gingen um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr weiter. Desselben Tages machten wir noch drei Stunden und kamen gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr in Servoz an. Hier blieben wir die Nacht und gingen am 4ten, morgens $\frac{1}{2}$ 7 Uhr, eine Stunde weiter bis Chede. Von hier zog der Weg sich wieder links in ein schönes Tal. Hier gingen wir immer zwischen Obstbäumen und kamen um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr in St. Martin an. Wir ließen uns Kaffee machen, welcher nach dem dreistündigen Marsch vortrefflich schmeckte, dann akkordierten wir von hier aus für die Fahrt nach Bonneville, 6 Stunden weit, zusammen um 2 Franken. Um 11 Uhr fuhren wir weiter. Die Straße ging immer in demselben Tale fort. Alles war Obst, was man um sich herum sah. An drei schönen Wasserfällen kamen wir vorbei. In Cluse, welches der halbe Weg ist, wurde eine Stunde gehalten. Nachdem fuhren wir weiter und sahen, wie die Berge sich von hier aus immer mehr verlieren und die Gegend mehr flach wird. Bonneville hatten wir um 4 Uhr schon erreicht, gingen deshalb noch $1\frac{1}{2}$ Stunde bis Comtamine, wo wir um 6 Uhr ankamen. Am 5ten gingen wir um 7 Uhr von hier weiter. Um 10 Uhr passierten wir den letzten sardinischen Ort Annamasse, wo unsere Pässe gefordert wurden. Nachdem ging's in die Schweiz hinein, welche wir von Col de Balme aus verlassen. Um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr kamen wir, nachdem wir noch mehrere Orte passiert hatten, in Genf im „Hôtel Archevêque“ an.

Am 5. Oktober 1840 waren Adalbert und Wilhelm Ascherfeld in Genf angekommen. Nachdem Adalbert Erläuterungen über die Simplontour und die Sehenswürdigkeiten Genfs gegeben, beschließt Wilhelm den Brief unterm 15. Oktober 1840 wie folgt:

Nr. 3.

Unsere Briefe aus Genf habt Ihr wahrscheinlich früher erwartet, allein die Lage, worin wir uns befanden, machte es uns unmöglich, früher zu schreiben. Schon in Wien sagte uns der preußische Gesandte, daß er unsere Pässe nicht nach Frankreich visieren dürfe, indem unser Bürgermeister hierin nichts zu erlauben habe und hierzu durchaus die Erlaubnis vom Kriegsministerium nötig sei. Er schrieb deshalb in dieselben: „Gültig zum Wandern innerhalb sämtlicher k. k. österreichischer und deutscher Bundesstaaten“. Wir ließen dies gut sein und reisten fort. In Mailand wollte uns das Polizeiamt nicht nach der Schweiz visieren, weil davon im Paß nichts erwähnt sei. Wir zeigten nachdem das Schreiben vom Bürgermeister, und man visierte uns sogleich dahin. So kamen wir ohne Mühe in die Schweiz und glaubten, auch auf diese Weise nach Frankreich zu kommen. Nachdem

wir uns in Genf drei Tage umgesehen, gingen wir auf die Polizei, um nach Paris visieren zu lassen. Hier sagte man uns, ohne das Visum eines französischen Gesandten ginge dies nicht. Wir waren jetzt in einer unangenehmen Lage, erkundigten uns vielseitig, und allgemein riet man uns, die Pässe nach Bern zum französischen Gesandten zu schicken. Am 9ten schickten wir unsere Pässe mit dem Schreiben vom Bürgermeister nach Bern, bis zum 12ten erwarteten wir Antwort. Am 10ten kamen unsere Koffer an. Der 12te, 13te und 14te kamen, und jedesmal gingen wir vergebens zur Post. Die Lage, worin wir uns befanden, war wirklich peinlich. Kurz entschlossen wir uns, als am 14ten morgens nichts gekommen war, in Genf Kondition anzunehmen. Wir gingen deshalb zu Krupps Geschäftsfreund Favre Baudit. Dieser schrieb uns mehrere Bekannte von ihm auf.

Beim zweiten, den wir besuchten, bekamen wir beide einen Platz! Nachdem mieteten wir ein Logis und zogen nachmittags schon ein. Heute morgen sollten wir anfangen, gingen aber vorher zur Post, und siehe da, unsere Pässe waren angekommen. Der französische Gesandte hatte dieselben zum preußischen geschickt und dieser darin bemerkt: „Auf Grund einer vorgewiesenen Erlaubnis der Bürgermeisterei zu Essen vom 14. Juli cr. wird dem Inhaber gestattet, die Rückkehr in die Heimat durch Frankreich anzutreten. Der fernere Verbleib in der Schweiz kann ihm dagegen nicht gestattet werden.“ Hierunter schrieb der französische Gesandte sein Visa, und uns stand weiter nichts im Wege, nach Paris zu reisen.

Wir gingen jetzt zu unserem Prinzipal in spe, sagten ihm den Vorfall und empfahlen uns. Es blieb also beim alten Plane. Unser zehntägiger Aufenthalt im Gasthof zu Genf hatte unsere Kasse, womit wir sonst bis Paris gekommen wären, dermaßen angegriffen, daß wir in die unangenehme Lage versetzt waren, uns von Favre Baudit 150 Frank geben zu lassen. Unser Plan war, Euch in der Fremde nichts mehr zu kosten, allein dieser Vorfall machte dies unmöglich. Unser Aufenthalt in Genf kostete inkl. der Fracht für die Koffer 160 Frank. Das Postgeld beträgt für uns beide zusammen 133 Frank. Wir haben jetzt freilich noch einiges Geld über, allein ganz ohne dieses in Paris anzukommen, ist auch nicht angenehm, indem wir nicht wissen, ob wir gleich Kondition bekommen. Morgen früh um 6 Uhr fahren wir mit der Diligence von hier fort und kommen am 19ten, also gerade auf der Essener Kirchmeß, in Paris an. Sobald wir hier eingerichtet, schreiben wir Euch. Lebt alle recht wohl, grüßt alle und verkauft recht viel auf der Kirchmeß!

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Paris, den 21ten Oktbr. 1840.

Liebe Eltern und Geschwister!

Unsere Briefe aus Genf werdet Ihr hoffentlich erhalten haben! Daß wir uns daselbst zehn Tage wegen unserer Pässe aufhalten mußten, wodurch wir unser Reisegeld nach Paris teilweise verzehrten, dann mußten wir für unsere Koffer von Wien bis Genf 44½ Frank zahlen, uns also genötigt sahen, zur Fortsetzung unserer Reise bei Alfrieds Freund M. Favre Baudit 150 Frank aufzunehmen, werdet Ihr also wissen.

Freitag, den 16ten Oktbr., fuhren wir von Genf ab mit der Messagerie Royale längs dem Genfer See durch Coppet und Nyon im Kanton de Vaux. Hinter Nyon schlängelt sich der Weg mühsam das Juragebirge hinauf, wo wir mit sämtlichen Herren ausstiegen und 1½ Stunden zu Fuß direkt das Gebirge hinaufgingen. Obenauf hatten wir eine himmlische Aussicht über den Genfer See und alle ihn begrenzenden Gebirge nach der Seite von Savoyen zu. Auf der Höhe des Juragebirges, welches recht nackt und kahl ist, wurde in einem Dorfe Mittag gemacht, wo die Table d'hôte 3 Frank kostet. Wir aber zogen vor, in einem nebenan stehenden kleinen Wirtshaus für ¾ Frank uns mit Wein, gutem Brot und schöner Butter zu begnügen. Nachmittags ging's in vielen Windungen und Krümmungen den Jura hinunter, wo wir um 3 Uhr in les Rousses, der französischen Douane, anlangten. Durchsucht wurden die Koffer bis auf den Grund, alles mußte man auspacken, jedes Schächtelchen öffnen. Am ganzen Leibe wurde man befühlt, alles wegen der vielen Bijouterie, die von Genf her hereingeschmuggelt wird. Die Franzosen blieben sich aber selbst gleich, sie waren höflich mit Anstand, ließen mir 60 Zigarren und ein viertel Pfund Tabak ungehindert passieren, indem ich's gleich vorzeigte, so daß wir nach zwei Stunden Aufenthalt weiterfuhren. In Morey bekamen wir französische Pässe, was auch zwei Stunden aufhielt. In St. Lorent passierten wir die zweite Douanelinie. Wir brauchten nichts zu öffnen, da wir an der ersten unsere Sachen hatten plombieren lassen. Hier nahmen wir Abendbrot ein, aber wieder nicht Table d'hôte à 3 Frank, sondern daneben zu 15 Sous. Jetzt ging's weiter in die dunkle Nacht hinien über Maison neuve, Champagnol, le Montrond, Poligny. In Mont sous Vaudrey sahen wir morgens, daß die Deichsel während der Nacht gebrochen war, deren Reparatur von vier Stunden wir glücklich verschlafen hatten. Gegen 9 Uhr waren wir in Dolc, wo wir bis Mittag auf den Wagen von Besançon warten mußten, der uns

später aufnahm. Hier hielten wir Déjeuner und Diner zusammen, aber wieder neben der Table d'hôte in einem geringeren Hause für Billiges. In Gesellschaft von zwei Damen, deren eine noch bedeutende Spuren früherer Schönheit besaß und zwei Herren fuhren wir im Intérieur des Wagens, der im ganzen 17 Personen faßte, weiter durch Auxonne, Genlis nach Dijon, wo wir mit der Dämmerung ankamen. Schöne Stadt, prächtige Gewölbe, die Plätze voll Militär, viele Rekruten. Hier wurde eine Stunde gehalten (hier hörten wir, daß man schon wieder auf den König geschossen⁷⁸), dann ging's weiter über Val de Puzon, St. Seine, Chancenaux, Villeneuve, Montbard. Morgens frühstückten wir in einem Dorfe, wo das Schloß des Naturforschers Buffon liegt. Über Aisy, Ancyle Franc, Tonnere, Flogny, St. Florentin langten wir Sonntag abends in Joigny an, wo wir Mittags- und Nachtmahl zugleich einnahmen. Unterwegs hatten wir große Felder mit Burgunder Wein passiert. Von hier ging's weiter in die Nacht hinein durch Villerallier, Villeneuve le Roi, Sens, Pont sur Yonne, Villeneuve la Guiard, Fossard, Panfour, Chatelet, Melun, Lieur Saint, Villeneuve St. Georges, wo wir fragten, wie weit noch von Paris. Da hieß es „Huit lieues“. Einige Zeit später sahen wir schon die Türme vom Panthéon, von Notre Dame und andere. Bei Charenton fuhren wir auf das linke Ufer der Seine, und in raschem Trabe ging's auf die Hauptstadt der Welt zu. Unsere letzten Relais waren fünf Schimmel, die man hier sehr häufig sieht. So hielten wir am 19ten Oktbr., morgens 9 Uhr, durch die Barriere de la Gare im großen vierrädrigen Wagen, 17 Personen stark, von fünf tüchtigen Schimmeln gezogen, unseren und namentlich meinen schon vor vielen Jahren ersehnten Einzug in Paris. Durch meinen Reisegefährten, einen jungen sehr höflichen Mann, der bei der Belagerung Antwerpens mitgewirkt hatte, wurden wir auf mehreres aufmerksam gemacht. Rechts ließen wir die Pont de Berci und fuhren am Quai d'Austerlitz vorbei, links die Jardins des Plantes, köstliche Anlage mit unabsehbaren Alleen zum Promenieren. Weiter rechts der Pont de Constantin vorbei, links die ungeheure Halle aux Vins, dann die Pont de la Tournelle vorbei. Dann fuhren wir über eine Brücke auf die Insel de la cité, mitten in der Seine, wo wir die Kirche Notre Dame sahen, über die Insel durch die Rue d'Areole und über die Pont d'Areole aufs rechte Ufer, wo wir das große „Hôtel de Ville“ sahen. Dann ging's am rechten Ufer weiter hinunter, wo wir auf der Insel Cité das Palais de Justice sahen. Dann bogen wir in die Stadt ein, am Louvre vorbei, wo wir nach langem Winden durch Straßen, Gassen, Karossen und Menschen um 10 Uhr auf dem

⁷⁸ Es handelt sich um ein Attentat auf den französischen König Louis Philipp (1830—1848).

Platz „Place de Notre Dame des Victoires“ anlangten. Unsere Koffer wurden geöffnet, war aber bald geschehen, und wir folgten einem Commissionaire, der uns deutsch ansprach und mit welchem ich ein Zimmer für 30 Sous täglich akkordierte, ins „Hôtel de Cadran“. Auf dem Zimmer wollte der Garçon, der unsere Koffer getragen, mehr haben als den verakkordierten Frank; ich ließ ihm aber alle französischen und italienischen Flüche und Schimpfwörter, die ich nur wußte, so schnell in die Ohren sausen, daß er es für gut befand, sich augenblicklich wegzustreichen. So waren wir jetzt in Paris, nachdem wir drei Tage und drei Nächte an einem Stück im Wagen gesessen, durchgerüttelt und durchgeschüttelt, in all der Zeit nicht gewaschen, fürwahr nichts angenehmes. Die Fahrt nach Paris kostete mit Inbegriff des Mehrgewichts unserer Koffer zusammen 168 Frank ohne Zehrung unterwegs. Vorm Jahr war sie nicht halb so teuer, weil Konkurrenz da war.

den 24ten Oktbr.

Nachdem wir uns rasiert und gewaschen und überhaupt den alten Sauerteig einmal weggefegt hatten, stärkten wir unsere Glieder gehörig mit Speise und Trank und suchten dann Erkener auf. Von da suchten wir Marchand aîné auf, das beste Haus in Paris, woran wir einen Brief von A. Krupp hatten. Derselbe war aber aufs Land und kam erst am dritten Tage wieder, worauf wir uns geduldeten. Dann besuchten wir das Palais Royal. Dieses mit der Pracht seiner Läden zu beschreiben und namentlich seiner Kaffeehäuser und Restaurationen, bin ich nicht imstande, darum sage ich gar nichts darüber. Am anderen Morgen besuchten wir den Karussellplatz vor den Tuileries, sahen die Wache aufziehen, aber schlechte Musik. Dann besuchten wir den Louvre. Hier sahen wir in jener langen Galerie, welche den Louvre mit den Tuileries verbindet und die länger als die Viehofer Straße ist, eine Masse Gemälde der ersten alten und neueren Meister. Vorn ein großes Wandgemälde von Gros, die Schlacht von Eylau vorstellend. Hinten die beiden Armeen, in unabsehbaren Linien aufgestellt, vorne Napoleon mit der ganzen Generalität zu Pferde in Lebensgröße, einen weißen Pelzrock über der Uniform anhabend, J. Murat ein grünsamtenes polnisches Blefka. Dann sahen wir das Original zu jener Königin von Sizilien, die vorn in der Stube überm Ofen hängt, ein prachtvolles Ölgemälde von einem berühmten Meister⁷⁹, dann im Louvre selbst Exemplare aller fran-

⁷⁹ Es handelt sich hier um ein Bildnis der Giovanna d'Aragona, einer Frau von außergewöhnlicher Schönheit und hervorragenden geistigen Eigenschaften. Sie war eine Tochter Ferdinandos, Herzogs von Montalto, eines illegitimen Sohnes König Ferrants I. von Neapel (1458—1494). Im Jahre

zösischen Kriegsschiffe in verjüngtem Maßstabe, vollständig ausgerüstet, gleichfalls von allen Arten Waffen. Sehen und staunen, weiter konnte man nichts. Dann sahen wir außer einer Masse von Gegenständen der Kunst aller Art auch noch die Stelle, wo Heinrichs IV. Bettstelle gestanden, des anderen Tages den Palast Luxembourg, eine Pracht herrlicher Gemälde, die man nicht beschreiben kann. Nachmittags hörten wir von Marchand, daß die Geschäfte unter aller Kritik darniederliegen. Fabriken, die 80 Arbeiter beschäftigten, haben noch höchstens acht, netter Unterschied. Darum suchten wir uns gleich so billig wie möglich einzurichten, um das Spaziergehen ein paar Wochen aushalten zu können. Wir mieteten dasselbe Zimmer, worin Erkener sieben Jahre gewohnt, zu 20 Frank monatlich und aßen, wo wir die ersten Tage für 16 Sous gegessen, jetzt schon besser bekannt, für 11 Sous, so daß der Rest meiner Kasse nach meiner Berechnung für uns beide wohl einen Monat ausreichen wird. Alles ist gespannt auf den 28ten, die Eröffnung der Kammer. Das Volk will durchaus Krieg⁸⁰, und wenn die Kammer den Krieg nicht beschließt, so sagt man ganz fest eine neue Revolution voraus. Aber sei es, wie es wolle, die Geschäfte müssen sich dann bessern, und wir wollen's abwarten und die Zeit benutzen, um die Masse Merkwürdigkeiten der Hauptstadt der Welt zu sehen. In einem Lesekabinett des Palais Royal waren wir, 5 Sous, 365 Journale aller Länder. Gut für Lina. Gestern trafen wir im deutschen Kaffeehaus mehrere Wiener, deren einer schon 14 Monate hier, aber gegenwärtig unbeschäftigt ist. Mit diesen besuchten wir diesen Morgen die Gobelinfabrik. Die Schönheit dieser von Seide ge-

1518 vermählte sie sich mit Ascanio Colonna, einem jüngeren Bruder der Vittoria Colonna, die uns als Geliebte Michelangelos bekannt ist. Vittoria hat ein Sonett an ihre Schwägerin gerichtet, in dem sie zum Ausdruck bringt, daß es ihr nicht zieme, die Tugenden dieser behren Frau, „die Himmels Zorn und schlimme Welt besiegte“, dichterisch gebührend zu würdigen. — Das Gemälde im Louvre, das von Raffaels Hand stammt oder unter seinem Einfluß entstanden ist, wurde wahrscheinlich dem König Franz I. von Frankreich (1515—1547) von dem Kardinal Giulio de Medici, dem späteren Papst Clemens VII., geschenkt. Irrtümlich wurde es jahrhundertlang als Bildnis einer Königin Johanna von Sizilien bezeichnet. (Siehe Frédéric Villot, Musée Impérial du Louvre, Notices des Tableaux Exposés dans les Galeries. Paris 1860. Première Partie. École d'Italie et d'Espagne. 13e Edition. Paris 1859. P. 222; ferner Alfred von Reumont, Vittoria Colonna. Leben, Dichten, Glauben im 16. Jahrhundert. Freiburg i. Br. 1881. S. 96 ff.)

⁸⁰ Im Jahre 1840 hatten die Franzosen bei der Unterstützung des ägyptischen Statthalters Mohamed Ali gegen die Türkei eine diplomatische Niederlage erlitten. England, Rußland, Österreich und Preußen hatten eine Quadrupelallianz zum Schutze der Türkei abgeschlossen. Frankreich sah sich zurückgedrängt und richtete daher seine Kriegsdrohungen gegen Deutschland. Der Rhein sollte Grenze zwischen Frankreich und Deutschland werden.

webten Tapeten übersteigt alle Begriffe, sowohl wie die Mühe und Kunst, die dazu erfordert wird. Eine große Wandtapete, die Gattin und Töchter des persischen Königs Darius vor Alexander dem Großen darstellend: Lebensgröße, dann Peter der Große als Steuermann eines Schiffes im Sturm, wo der Mast schon gebrochen, Ludwig Philipp, Lebensgröße, in französischer Generalsuniform, dann die Verschwörung der Strelitzer. Peter, noch ein Knabe, wird von seiner Mutter gerettet.

Nachher besuchten wir das Panthéon, das höchste Gebäude von Paris, früher die Kirche St. Genéviève. 1757 angefangen, brauchte man sieben Jahre zum Fundament. 1764 legte Ludwig XV. den Grundstein zum ersten Pfeiler. Von außen liest man die Worte:

„Aux grands Hommes la patrie reconnaissante.“

Drinnen waren auf vier Tafeln die Namen der in den Julitagen 1830 Gefallenen aufgezeichnet. In den Gewölben unten, die wir mit der Laterne besuchten, sahen wir die Grabmäler von Rousseau und von Voltaire, deren ich beide von Genf aus erwähnte. Oben auf der höchsten Höhe der Kuppel genossen wir eine herrliche Aussicht über dieses Paris, dieses Atelier aller schönen Künste, diese Tonangeberin der Mode, diesen Glühofen aller nur erdenklichen Leidenschaften, diese Häusermasse, die, wenn sie reden könnte, wohl manche blutige Geschichte erzählen würde, über diese Straßen, wo sich oft die entfesselte Volkswut gezeigt und sich verderbenbringend über Frankreich und die Nachbarländer ergossen. Das Heruntersteigen ging viel schneller als das Hinaufsteigen. Dann sahen wir die Colonne Palmier, ein Siegesdenkmal, worauf die Namen Lodi, Pyramides, Marengo, Ulm, Wagram und Danzig standen, Leipzig aber nicht. Auch besuchten wir die Kirche Notre Dame, die Pont neuf mit der kolossalen Reiterstatue Henri IV., Place Victoire mit der Reiterstatue Louis XIV., die Morgue, wo die gefundenen Toten ausgestellt werden, die Vendômesäule und noch vieles andere, was Wilhelm schreiben kann.

Schluß.

Die Geschäfte gehen schlecht, und wir werden's abwarten, wie ich erwähnt. Übrigens sind wir gesund und wohl. Langeweile haben wir hier nicht; aber das Müßiggehen sind wir hier schon herzlich leid. Macht Euch unseretwegen nur keine Sorge, denn das wäre Torheit, und für die nächsten Wochen haben wir auch noch Geld, und hoffen muß man immer das Beste.

Adresse: A. A. Rue des degareours Nr. 15, chambre Nr. 3.

Adalbert.

Wilhelm und Adalbert Ascherfeld an ihre Eltern und Geschwister.

Paris, den 25ten Oktbr. 1840.

Liebe Eltern und Geschwister!

Am 16ten, morgens 6 Uhr, fuhren wir von Genf fort. Ich war herzlich froh, daß das Schicksal es nicht wollte, uns länger in Genf aufzuhalten, denn wenn man mal ein Leben wie in Wien gewohnt ist, sieht man hier doch den allzu großen Unterschied. Die schöne Umgebung ist das einzige. Öffentliche Vergnügungs-orte gibt es hier ebensowenig wie ein gutes Theater. Über die Fahrt von Genf nach Paris hat Adalbert schon das Nötige mitgeteilt. Wir hatten zwar manche herrliche Aussicht; es ist aber alles kein Vergleich, als wenn man solche Tour zu Fuß macht. Was wir sahen, sahen wir nur im Fluge und nachts natürlicherweise von der ganzen Gegend nichts. Wenn wir diese Tour noch einmal zu machen hätten, würden wir sie nur zu Fuß und anstatt in drei, in 12 bis 14 Tagen zurücklegen, dann lernt man die Gegend und das Volk gehörig kennen. Am 19ten, morgens 10 Uhr, kamen wir in Paris, dem Ziel unserer Reise, an. Herzlich froh über die endliche Erlösung nach dem dreitägigen Fahren stiegen wir aus und gingen in einen nahegelegenen Gasthof, wo uns eine Generalsäuberung wieder zu Menschen machte. Nachdem gingen wir zu Erkener. Derselbe zeigte sich sehr freundschaftlich gegen uns und war uns auch später zu einem guten und billigen Logis behilflich. Von hier gingen wir zu Marchand aîné, einer der besten Konditionen in Paris, woran wir von A. Krupp empfohlen waren. Diesen trafen wir, da er verreist war, erst zwei Tage später und hörten von ihm, wie schlecht es mit dem Geschäft gehe, daß die Prinzipale ihren Arbeitern fast alle gekündigt und die wenigen, welche sie noch hätten, nicht einmal den ganzen Tag arbeiteten. Alles ist gespannt auf den 28ten, wo die Deputiertenkammer eröffnet wird und man über Krieg oder Frieden entscheidet. Mehrere deutsche Goldarbeiter haben wir gesprochen, die sagen, daß es reiner Überfluß ist, sich jetzt nach Kondition umzuschauen, indem kein Prinzipal einen Arbeiter annimmt. Jetzt heißt es nur, sich billig einrichten, diese Zeit benutzen, die Merkwürdigkeiten von Paris zu sehen und den baldigen Erfolg der Sache abwarten. Es wäre uns freilich erwünscht gewesen, einmal wieder in Tätigkeit zu kommen, allein dies läßt sich nicht zwingen. Langeweile haben wir keineswegs, dafür ist Paris schon eine Stadt, die einem die Langeweile vertreibt. . . . Abends gehen wir im Palais royal, wo alles herrlich erleuchtet ist, spazieren und amüsieren uns einige Stunden recht gut. Was nur die Kunst

hervorzubringen vermag, ist hier vereinigt, man kann sich nicht satt sehen. Überhaupt ist ganz Paris voll von schönen Läden, und das Leben, welches man in Wien nur auf zwei oder drei Straßen findet, ist in ganz Paris, in welchen Teil der Stadt man auch kommen mag. Von den Merkwürdigkeiten haben wir schon verschiedene gesehen, worüber Adalbert geschrieben hat. Die anderen werden wir im Laufe dieser Woche nach der Reihe vornehmen und Euch dann später darüber Mitteilung machen. Das Leben sowohl wie die öffentlichen Vergnügungsorte sind hier viel teurer als in Wien. Die Musik, welche man in Wien für 8 Kreuzer hört, kostet hier 1 Frank, die Theater kosten auch das Doppelte. Derlei Orte besuchen wir erst, wenn wir Kondition haben und die Finanzen es erlauben. Übrigens sind wir recht gesund, haben ein angenehmes Logis, ziemlich im Mittelpunkt der Stadt, in der Rue des Degargeurs Nr. 15 im 3ten Stock, die Aussicht nach der Straße, nahe an der Rue Saint Honoré. Was wir zum Leben bedürfen, haben wir noch für einen Monat und wollen mit dem Schicksal zufrieden sein und denken, daß wir zum Klagen bis jetzt noch keine Ursache gehabt, so lange wir von Hause sind.

Großes Verlangen haben wir, einmal wieder etwas von Euch zu hören. Seit Monat Juli wissen wir nichts von Euch; schreibt uns deshalb umgehend recht viel. Ihr seid doch alle gesund? Wie geht es mit dem Geschäft? Ist Varnhorst noch bei Euch? Grüßt alle Freunde, Verwandte und Bekannte herzlich und seid meiner steten Liebe versichert!

Wilhelm.

Gegenwärtig sind alle Bilderhandlungen mit Karikaturen behängt, namentlich über die jetzigen Rüstungen Frankreichs. Zwei Zivilisten, bepackt wie Soldaten, begegnen sich auf der Gasse. NB.: Außer Gewehr noch Kanonen unterm Arm, caricature comme il faut. Man fragt sich: „Wie geht's?“ Antwort: „Der eine biwakiert schon mit seiner Familie seit acht Tagen im Garten und ißt nur Sachen, die in blechernen Geschirren gekocht sind, alles, um sich an den Krieg zu gewöhnen“, und solcher Dummheiten noch viele. Daß heute Sonntag ist, sieht man hier nicht. Alle Magazine sind offen, und dasselbe Toben, Lärmen und Schreien wie immer. Lächerliche Annoncen, womit die Straßenecken hundertfach beklebt sind, gibt's auch genug. Häuser, wo man für 40 Frank ein neuntägiges Wochenbett halten kann. Dann: „Wer Lust zum Heiraten hat, wende sich an Madame so und so. Dieselbe hat mehrere junge Witwen und reiche Demoiselles zur Disposition.“ Heute morgen las ich in der Zeitung, daß vor drei Tagen das Ministerium seine Demission eingereicht

habe. Gestern kam der König zuerst wieder nach Paris, seit man in der vorigen Woche auf ihn geschossen. Der Platz war ganz mit Bewaffneten besäumt, wo er ausstieg, der Wagen mit Husaren umgeben. So ein König möchte ich nicht sein. Schön ist's anzusehen, wenn eine Diligence ankommt, wie da die Kommissäre zu Dutzenden wie die Straßenräuber mit ihren Adressenkarten über jeden Reisenden herfallen.

Alles, was das Herz begehrt, ist in Paris zu haben, jedes Bedürfnis, welcher Art es auch sei, kann hier befriedigt werden, d. h. für Geld, denn umsonst ist der Tod. Diese schönen Bäckereien, Zuckerbäcker, Magazine, Fleischerläden, und alles sieht so einladend aus, daß man wünschen möchte, den ganzen Tag hungrig zu sein, um immer nur essen zu können. Wien ist und bleibt immer die schöne Kaiserstadt, einzig in ihrer Art, und wir werden noch oft an jene schönen Tage denken, die wir da verlebten; aber Paris das ist die Hauptstadt der Welt.

Hiermit genug.

Adalbert.

Sonntag nachmittag 3 Uhr.

Wir gehen zum Essen. Soeben lese ich im Siècle, daß die Franzosen tüchtig auf Preußen und alle Länder schimpfen, die die Pferdeausfuhr verbieten.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Paris, den 25ten November 1840.

Sonntag, den 25ten Oktober, gaben wir unseren Brief zur Post und gingen abends mit unserem Wiener Freund zur „Chaumière“ hinaus vor der Barriere, wo die oberste Klasse der Pariser Bevölkerung den Sonntag in Lust und Freude bei Musik und Tanz hibringt. Wir verzehrten da nichts, obgleich hier alles viel wohlfeiler ist als in der Stadt. Nachdem wir das gemeine Volk ungefähr eine Stunde betrachtet hatten, kehrten wir zurück und unterhielten uns den Rest des Abends mit noch einem zweiten Wiener im Café des Passage-Panorama über unser liebes Wien, welches wir jetzt so weit hinter uns haben.

Montag, den 26ten Oktober, fuhren wir mit unserem Wiener auf der Eisenbahn in 40 Minuten nach dem 4 lieues entfernten Versailles. Die Fahrt geht einige Male unter der Erde durch, so daß uns tiefe Finsternis bedeckte. Schloß von Versailles. In der Mitte des Hofes steht die große bronzene Reiterstatue Louis XIV. Im Hof herumstehend von Marmor, doppelte Lebens-

größe: Rechts Bayard, Colbert, Richelieu, Jourdan, Massena, Tourville, Duguay-Trouain, Turenne; links: Duguesclin, Sully, Suger, Lannes, Mortier, Suffren, Duguesne, Condé. An der Stelle des jetzigen Schlosses war früher ein bloßes Jagdhaus Ludwigs XIII. Im nördlichen Flügel sahen wir in der Galerie de L'histoire de France alle Taten französischer Heere und vieles andere von der Taufe Chlodwigs 496 bis auf Ludwig XIV. Bemerkenswert hierunter Karls des Großen Übergang über die Alpen 773, die Krönung zum König von Italien 774. Der hl. Ludwig empfängt zu Ptolomais die Gesandten des Alten vom Berge 1251. Die Jungfrau von Orleans Karl VII. vorgestellt 1429. Karls Krönung zu Reims und der Einzug der Armee in Paris 1436. Nr. 88: Einnahme von Brescia, Bayard blessiert 1512. Nr. 93: Franz I. zum Ritter geschlagen von Bayard. Nr. 99: Geburt Heinrichs III. Nr. 106: Schlacht von Ivry 1590. Viele Schlachten unter Ludwig XIV. in Deutschland bis zur Schlacht von Nördlingen, später die Einnahme von Buderich, Wesel, Emmerich, Nymwegen, Maastricht 1672, dann Nr. 351: Ludwig XV. besucht Peter den Großen im Hotel, viele Schlachten Ludwigs XV. vor und während des Siebenjährigen Krieges in Holland und Deutschland, auch verschiedene Bilder Ludwigs XVI. bis hierher 453 ohne die Portraits.

Zweite Galerie der Geschichte Frankreichs von 1796 bis 1836. Von Napoleon in Italien, Ägypten und Deutschland, darunter Napoleon an den Quellen Moses' am Sinai, Übergang über den St. Bernhard, Marengo, Übergabe Ulms, Austerlitz, Saalfeld und die nach meiner Meinung miserabelste aller Heldentaten der Franzosen La Colonne de Rosbach par l'armée française. Napoleon am Grabe Friedrichs, Zweite Kapitulation Magdeburgs, Die Zusammenkunft Napoleons und Alexanders auf dem Njemen, Der Empfang unserer unsterblichen Königin Napoleons zu Tilsit, Napoleon verwundet bei Regensburg, die österreichischen Schlachten vom Jahre 1809 und die russischen von 1812, später die Schlachten von Lützen, Bautzen und Hanau (Leipzig aber nicht), die Abdankung Napoleons zu Fontainebleau, Ankunft Louis XVIII., Landung Napoleons zu Frejus, Ludwig XVIII. flieht aus den Tuilleries (von Waterloo nichts), Einzug der Franzosen zu Madrid, Einnahme von Trocadero, Einzug Charles X. in Paris, seine Krönung in Reims.

Sonntag, den 29ten November. Ferner sahen wir die Schlacht von Navarin und mehrere Stücke aus der Besetzung Moreas durch die Franzosen, dann die Landung in Sydi Ferruch und mehrere Schlachten in und um Algier, dann viele Stücke aus der Juli-revolution, auf Befehl des Königs vom berühmten X. Vernet angefertigt, alles große Wandgemälde, darunter die Ankunft des

Herzogs von Orléans auf dem Platz des Stadthauses, die Erwählung des Herzogs von Orléans auf den Thron und die Übergabe der Charte von 1830 in der Deputiertenkammer, dann mehrere von der Einnahme von Antwerpen, dann noch viele Kriegsszenen aus Algier vorstellend. In der oberen Elage sahen wir eine Unzahl Familienportraits des französischen Königshauses, die meisten aus der Zeit Ludwigs XIV., er selbst wenigstens fünfzigmal zu Pferde und zu Fuß, seine Maitressen, die La Valliere, Maintenon und Montespan nicht zu vergessen, auch die schöne Gabrielle von Henri IV., eine wahre Unzahl, alle von den ersten Malern damaliger Zeit angefertigt, dann in mehreren Galasälen große historische Familienstücke, als die Heirat Ludwigs von Frankreich, duc de Bourgogne, mit Maria Adclaide de Savoye und das Schönste: Ludwig XIII. stellt den spanischen Gesandten Philipp von Frankreich, Herzog von Anjou, als König vor, dann mehrere hundert Schlachtenstücke aus den ersten Jahren der Revolution, worunter der Übergang über den Rhein bei Düsseldorf, dann in der großen Galérie des Batailles 33 Schlachten, auf Napoleons Befehl angefertigt, alles große Wandgemälde, die Figuren in Lebensgröße, das Schönste und Brillanteste, was man von Schlachtenmalerei nur sehen kann, unter den ersten die Unterwerfung Wittekinds unter Karl den Großen zu Paderborn 785, später Einzug Heinrichs IV. in Paris und in der letzten Reihe die Schlachten von Fleurus, Rivoli, Zürich, Hohenlinden, Austerlitz, Jena, Friedland, Wagram. Auch sahen wir in einem Saal mit Portraits unseren verstorbenen guten König nebst vielen hohen Häuptern, 64 an der Zahl, auch den persischen Gesandten 1820 Askair-Cham und Moreau und Bernadotte, den Kaiser Franz und Alexander, alles Meisterstücke der Malerei, dann einen Saal mit Portraits aus der Familie Napoleons, darunter den Vater, wie er durch die Noblesse auf Korsika zum Deputierten nach Frankreich erwählt wird und Madame Lätitia, die Mutter, dann wieder fünf große Wandgemälde, alles Prachtstücke, aus der Julirevolution, darunter *Le Roi prête serment, en présence des Chambres, de maintenir la Charte de 1830*, dann alle Schlachten Napoleons in Italien und Agypten, bemerkenswert die Schlacht bei den Pyramiden, viele Schlachten aus dem spanischen Kriege und die Portraits aller Marschälle und Admirale alter und neuer Zeit in einem eigenen Flügel, Turenne, den Marschall von Sachsen, Duguesne usw., wie alle jetzt noch lebenden. Die Masse der Gemälde im ganzen beläuft sich in die Tausende nebst einer Unzahl Marmorbüsten, die ich unmöglich alle beschreiben kann. Wir gingen vier Stunden im Schloß herum und glaubten kaum eine halbe Stunde da gewesen zu sein. Innerhalb 30 Minuten langten wir mit der Eisenbahn wieder in Paris an und ließen uns das

Mittagessen um 5 Uhr gut schmecken. Dienstag, den 27ten Oktbr., besuchten wir den Louvre noch einmal und mittwochs den Luxembourg. Donnerstag fragten wir in mehreren Fabriken um Kondition, war aber nichts los. Freitag besuchte ich einen Herrn Philippi, Goldarbeiter aus Hamburg, seit kurzem etabliert, dessen Bruder, einen Kaufmann, wir in Genf kennengelernt hatten. Derselbe hatte früher auch bei Hofstätter in Wien gearbeitet, ein sehr höflicher gebildeter Mann, welcher mir die Adressen mehrerer Fabriken gab, von denen ich bei sieben anfragte, war aber alles nichts los. Da war ich's Treppensteigen denn wieder recht herzlich müde und machte einen Spaziergang durch den Garten der Tuileries und die Champs élysées nach dem Arc de l'étoile, wo ich Wilhelm traf und welchen wir bestiegen. Samstag besuchten wir das Musée d'artillerie, worin mehrere hundert alter Rüstungen und eine Unzahl alter Waffen, darunter der Dolch, womit Heinrich IV. ermordet wurde und ein paar Pistolen und Gewehre, ganz mit Gold, Diamanten, Rubinen und Smaragden garniert, das Reichste, was wohl in dieser Art in der Welt existieren mag. Auch bestiegen wir die Vendomesäule. Sonntag bekam ich im ersten Hause, wo ich anfragte, Kondition, daß ich den Dienstag anfangen sollte. Montag morgen ließ ich die beiden letzten Napoleons wechseln. Dann ging ich mit Wilhelm zu Herrn Philippi, um Wilhelm vorzustellen und ihm zu sagen, daß ich Kondition hätte und ihm unsere Adresse zu geben, wenn sich vielleicht ein Platz für Wilhelm fände. Derselbe fand sich bewogen, Wilhelm zu engagieren, des anderen Tages anzufangen. Nachmittags erhielten wir Euren Brief, der nicht besonders erfreulich war. Gut war's, daß wir beide Kondition hatten. Abends kauften wir für 26 Frank Werkzeug, und dienstags fingen wir an. Als ich mein Atelier betrat, dachte ich: „Gott steh mir bei, diese Cochonnerie!“ Über meine weiße Wiener Schürze wunderte man sich nicht wenig. Ich bekam etwas zu machen von Brillanten, mußte erst das feine Silber dazu schmelzen und wurde doch von vornherein gefragt, wann ich glaubte, es fertig zu haben. Die Esse war im Laden, dann unterm Plafond wie eine Hühnerfackel⁸¹ eine Schlafstelle für vier Lehrlinge inklusive Flöhe. Il fallait travailler une heure de plus que la journée jusqu'à dix heures, und dann hatte noch keiner von den französischen Gesellen das Herz, zu-

⁸¹ Vgl. Fritzen: Zwischen Land und Stadt. Essener Beiträge, Bd. 53 (1935) S. 145. Über dem Kuhstall an der Giebelseite waren stufenförmig etwa vier bis fünf Latten von 1,5 bis 2 m Länge angebracht für die Hühner, der sogenannte „Hühnerfackel“. Vgl. auch Woeste, Westfäl. Wörterbuch, 298: fiskei, häuner, „fiskel“ — die Stange, auf der die Hühner übernachteten, angeblich dasselbe Wort wie das im Heliand vorkommende altsächsische Wort „fercal, das „Querholz, Riegel“ bedeutet. Das Verbum fiskeln, verkeln bedeutet: „mit einer dünnen Gerte schlagen“.

erst aufzuhören. Um 10 Uhr morgens wurde eine halbe Stunde gefrühstückt und von 4 bis 5 Uhr Mittag gehalten. Dazu hörte man vom Patron, den ich gleich als ein ungeheures Rindvieh erkannte, dreierlei: 1. „Depêchez vous, avez-vous bientôt fini und combien de temps avez-vous besoin?“ und als Zugabe täglich einige hundert *sacre noms* und *imbécile*, um die Lehrlinge zu regalicieren. Den dritten Tag war ich's schon so leid, daß ich einen Ausgang vorschützte und mich nach einem anderen Platz umsah, aber nichts fand. Ich schickte mich also mit Paulus in die böse Zeit. Um 4 Uhr, als ich zum Essen ging, hatte man die Thronrede, des Königs, welche er um 2 Uhr bei der Eröffnung der Kammer gehalten, schon gedruckt. Da war es denn ein Geschrei an allen Ecken: „Voilà le Journal du soir, voilà le Moniteur parisien, voilà le discours du roi dans la chambre des députés“. Samstag ging's so fort. Sonntag morgen hatte ich noch 2 Frank und Wilhelm noch 2 Sous. Sonntag mußte ich bis 4 Uhr arbeiten, war aber des Morgens den Kram so leid, daß ich davonlaufen wollte. Ich bekam 15 Frank auf Abschlag. Abends sagte ich zu einem Freunde, wenn recht viel Arbeiten das Glück des Lebens ausmacht, so bin ich gewiß einer der Glücklichsten, denn so arbeiten von früh bis spät, aus dem Bett zur Arbeit und von der Arbeit wieder ins Bett, so etwas war mir noch nicht vorgekommen. Montags hörten wir um 4 Uhr auf, wurden aber auch nur für $\frac{3}{4}$ Tag bezahlt. Donnerstags nachmittag fing ich zwei Bracclets an, woran ich recht tüchtig schranzte. Abends sagte er Alte mir schon, daß man sie binnen zwei Tagen machen könnte. Ich antwortete, daß zwischen machen und machen noch immer ein großer Unterschied sei, und wenn ich sie bis morgen mittag geendigt, wären sie noch eher als in zwei Tagen gemacht. Nachdem ich gearbeitet wie ein Maulesel, legte ich Samstag gegen Mittag dem Alten beide vor. Da meinte er, ich könnte sie ein anderes Mal noch geschwinder machen. Da sagte ich ihm aber, daß ich glaubte, wenn ich zehn im Tage mache, er zwölf verlange würde. Darüber war er *fâché*, wo ich dann kurzen Prozeß machte und ihm sagte, wir wollten auf der Stelle rechnen und ich aufhören. Da ich nun noch keinen bestimmten Lohn gemacht hatte, so hatte er mich gewissermaßen in der Hand und konnte mir geben, was er wollte, was der Halunke auch tat. Statt $4\frac{1}{2}$ Frank, die mir zugekommen wären, gab der Spitzbube mir nur $3\frac{1}{2}$ Frank pro Tag. Nachdem ich mich eine Weile mit ihm herumgestritten, steckte ich mein Geld ein, gab ihm aber noch eine Pille zu genießen in Gegenwart seiner Frau, Arbeiter und Lehrlinge, die er sobald nicht vergessen wird. Ich sagte ihm: „Vous m'avez directement trompé de dix francs, quant à moi, je vous les donne, je puis les perdre et encore de plus, je n'en ai pas besoin, mais parceque je crois que vous en avez

besoin, je vous les donne par pitié, car il ne vaut pas la peine d'en parler, et comprenez bien, seulement par pitié, c'est le grand différent entre nous deux que je suis Prussien et un homme d'honneur et vous n'avez point d'honneur!" Des anderen Tages hörten daselbst zwei Arbeiter auf, die mit mir angefangen und einer, der schon über ein Jahr da war.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Paris, den 1ten Januar 1841.

Liebe Eltern und Geschwister!

Montag abends, den 22ten Dez., um halb 12 Uhr empfangen wir den Brief, den uns Ahrens mitgebracht. Seit Freitag, den 18ten Dez., habe ich alle Abende bis 11 Uhr gearbeitet bis gestern abend, wo ich zum erstenmal wieder um 9 Uhr aufhörte. Vom heiligen Weihnachten weiß ich nichts, da mußte ich auch bis 11 Uhr abends arbeiten. Die Franzosen kennen keine heiligen Tage. Drei Ruhetage haben wir jetzt bis Montag, den 4ten Januar. Die Ankunft der Gebeine Napolcons werdet Ihr aus den Zeitungen kennen. Wieviel darüber in den hiesigen Journalen geschrieben, davon habt Ihr keine Idee. Da las ich denn: „Celui qui a demandé à l'Angleterre les cendres de Napoléon, c'est l'homme (Thiers) de la révolution décidé à soutenir les droits de la France et à entretenir son honneur dans l'estime des peuples, celui qui va les recevoir c'est (Guizot, jetziger Premierminister) un de ces conspirateurs de salon qui allait prendre par la main le roi de Gand⁸² derrière des lignes anglaises, pendant que nos vieux soldats se faisaient tuer pour la défense du territoire dans les plaines de Waterloo.“ Dann noch mehrere Briefe, die der König Ludwig Philipp im Jahre 1814 an Ludwig XVIII. geschrieben, wo er von Napoleon sagt, daß er ihn noch mehr haßt als er ihn verachtet. Dann hatten am Morgen der Ausschiffung Napoleons sich mehrere alte Militärs der Kaiserlichen Garde auf der Brücke von Courbevoie versammelt und nahmen ihren Platz gleich beim Leichenwagen⁸³. Nach dem Programm waren sie weit hinter demselben angewiesen. Als ihnen dieses bedeutet wurde, antwortete ein alter Major: „Le gouvernement a oublié que l'empereur aimait toujours à marcher au milieu de sa garde, c'est pourquoi elle a pris cette

⁸² Gand = Gent ist eine belgische Stadt in Flandern, der Geburtsort Karls V.

⁸³ Die Überreste Napoleons wurden am 15. Dezember 1840 von der Insel St. Helena nach Paris gebracht und dort im Invalidendom beigesetzt.

place qu'elle conservera." Ein französischer General ritt heran und sagte: „Regardez donc les impériaux se fâchent“, worauf der Major antwortete: „Was, Sie tragen französische Uniform und sind imstande, drei Schritte von den Gebeinen des Kaisers eine solche Sprache zu führen?, il faut que vous soyez anglais ou cosaque.“

Gestern abend las ich die Verhandlungen in der Deputiertenkammer für Budget 1842, welche die Einkünfte des Landes nur um 154 Millionen Frank übersteigen. Das ganze beträgt eine Milliarde, dreihundert und einige 60 Millionen. „Et c'est notre gouvernement à bon marché.“ Der Marschall Soult bekommt allein davon 160 000 Frank. Der entgeht den Sticheleien auch nicht. So sagte heute ein Journal: Von seiner spanischen Bildergalerie, die er in Spanien in Kirchen und Klöstern zusammengestohlen, versteht er gar nichts; er weiß aber sehr genau, wie viele Millionen sie wert sind. Ein guter General war er, aber sonst versteht er nichts, als Geld zusammenzuscharren. 100 000 Frank bezieht er als Präsident des Conscils, 30 000 als Marschall, 20 000 als alter Senator, 10 000 für das Großkreuz der Ehrenlegion.

Bis zum Donnerstag nach Neujahr mußte ich feiern, wo es dann wieder ging, alle Abende nur bis 9 Uhr. Viele Arbeiter gehen noch spazieren. Den 15ten Januar. Napoleon und die 100 000, die alle Tage des verflossenen Jahres noch seine Ruhestätte besucht, sind schon vergessen. Jetzt spricht man von nichts als den Fortifikationen von Paris. Wie grob brutal und unverschämt die Oppositionsjournale das Ministerium und alles, was ihnen nur einfällt, heruntersetzen, davon einige Beispiele: Der Graf Appony sagte im Namen des Diplomatischen Korps am Neujahrstage zum König: „Die Vorsehung hat sich während des verflossenen Jahres durch viele Wohlthaten bemerkbar gemacht envers nous.“ Der Minister Guizot antwortet im Namen der Krone, daß er sich vereinigt mit ihm, um der Vorsehung zu danken für die Wohlthaten qu'elle a répandus sur nous. Hierüber bemerkt Charivari: „Pourquoi se glorifier toujours du rôle du perroquet⁸⁴ de l'étranger?“. Dann sprechen die ministeriellen Journale von dem Ruhm, Frankreich aus der Krisis gezogen zu haben, wodurch es durch das leichtsinnige Ministerium Thiers gestürzt war. Da antwortet die Opposition: „In den Umständen, worin wir uns befinden, ist es schwer, de faire le moindre paiement de gloire sur la tête du gouvernement.“ Aber geschickter als die bürgerliche Köchin, die nur aus Hasenfleisch Hasenbraten machen kann, les complimenteurs du jour de l'an ont trouvé le moyen de faire de la gloire avec de la honte.“ Zum Schluß sagt der Charivari

⁸⁴ Deutsch: „Papagei“.

über alle Neujahrskomplimente, daß Frankreich in diesem Jahre durch drei große Überschwemmungen heimgesucht worden ist, die erste durch Wasser in Lyon, die zweite der viele Straßendreck et la Réception du jour de l'an a complété le nombre par une inondation de bêtises. Dann sollte hier ein Stück aufgeführt werden im Théâtre de la Renaissance unter dem Titel: „Es war einmal ein König und eine Königin“. Dasselbe wurde am Abend der Aufführung eine halbe Stunde vor Eröffnung der Kasse, wo schon ein Haufen Menschen am Theater versammelt war, um hineinzugehen, von seiten des Gouvernements untersagt, weil es Anspielungen auf die Königin von England und ihren Coburg enthalten soll. Darüber sagt der Charivari: „Die Zensur mit ihrem Gefolge von filzigen Schrecken, ihrer alarmierenden Spürnase ist unzertrennlich de l'absurdité.“ Geistreiche Leute können die Zensur nicht anders handhaben que bêtément. Warum verlangt man da, daß sie geistreich gehandhabt sei par des imbéciles? Schöner Titel fürs Gouvernement. Als die Ernennung des Generals Bugcaud zum Gouverneur von Algier kund wurde, sagte ein Journal: „Er zeichnet sich weniger aus durch Eigenschaften, die er nicht besitzt, als durch direkte Dummheiten, die er in allem macht, was er tut.“ Dann sagte ein Journal, er projettierte eine neue Straße in Algier, würde sie aber mit Boudjous⁸⁵ statt mit Steinen pflastern lassen, ein Witz, weil er damals beim berühmten Traktat an der Tafna⁸⁶ für sich eine Gratifikation von 200 000 Boudjous von Abdel Kader verlangt hat.

Den 23ten Januar. Gestern las ich in der Quotidienne eine lange Rede von Lamartine, dem berühmten Reisenden im Orient, welche er in der Deputiertenkammer gegen das Projekt der Fortifikationen von Paris gehalten hat. Er sagt, daß, als Napoleon den berühmten Carnot darüber gefragt, dieser geantwortet habe: „Um Paris zu befestigen, braucht man 200 Millionen und drei Jahre Arbeit, und dann reichten noch 60 000 Mann und 24 Stunden hin, um es zu nehmen. Die Kraft Frankreichs ist nicht hinter Mauern und in Festungen, sie ist in seinem Volk und in seiner Armee.“ Die Gegner, welche für die Fortifikation sind, berufen sich immer auf Worte Napoleons im Jahre 1814, wäre Paris befestigt gewesen, daß es nur acht Tage hätte widerstehen können, bis er nach Paris gekommen, der Fürst Schwarzenberg hätte es nicht eingenommen. Hierüber sagt Lamartine sehr vernünftig: „Die Ansichten eines großen Mannes nach seinem Fall haben kein Gewicht mehr, denn sie sind durch seinen Fall geändert.“ Dann sagt er: „Der französische Soldat ist mutig von

⁸⁵ Boudjous altes algerisches Geld (1,80 Fr.)

⁸⁶ An der Tafna, einem Fluß in Algier, wurde 1837 ein Vertrag zwischen den Franzosen und Abdel Kader abgeschlossen.

Haus aus und gemacht, um kühn gegen den Feind zu marschieren, aber nicht, sich hinter Mauern zu verstecken.“, und man sollte doch von der Idee abkommen, daß Paris allein Frankreich sei. Frankreich sei überall bis im entlegensten Winkel in den Pyrenäen. Das hat denn nun vielen Beifall gefunden und die Ansichten ein wenig geändert, aber neugierig bin ich, wie es ausgeht. Da die Oppositionsjournale alles Mögliche aufsuchen, um das Volk gegen das Ausland aufzuhetzen, so brachten sie denn auch vor, daß die preußische Regierung ein Lied ausstreue in ganz Deutschland mit dem Refrain: „Ils ne l'auront plus⁸⁷“. Den übrigen Inhalt mit den derben gehässigen Worten könne man im Französischen gar nicht wiedergeben. Ich denke aber auch: „Sie sollen ihn nicht haben, den alten Vater Rhein“, denn dafür zöge ich den bunten Rock freudig wieder an, um ihnen den wieder streitig zu machen.

Den 24ten Januar. Gestern las ich die Rede des Marschalls Soult in der Deputiertenkammer für die Befestigung von Paris. Von allen Seiten wurde er ausgelacht, denn er hat das Projekt der Kammer vorgelegt und in seiner Rede mehr gegen als für dieselbe gesagt. Alle Journale sagen einstimmig, die Rede sei voller Widersprüche, man wisse gar nicht, was man aus derselben folgern solle, darum habe man von allen Seiten gelacht.

Den 26ten Januar 1841, morgens 9 Uhr.

Herzlichen Gruß an alle!

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Den 23ten Januar 1841.

Seitdem ich in Paris bin, denke ich recht oft an Wien und die schönen Tage zurück, die ich da verlebte. Hätte Wilhelm nicht mehr auf die Abreise getrieben als ich, so säßen wir sicher noch ruhig in Wien. Aber ich denke immer, es hat alles so kommen müssen, darum ist es gut, und man muß sich darin schicken. Da wir nun Neujahr so einige 5-Franken-Stücke besaßen, so kauften wir denn ein paar neue Hüte, da unsere alten ein Jahr alt sind und verschiedene Merkmale verschiedener Regionen und

⁸⁷ Das Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben“ war 1840 anlässlich der französischen Kriegsstimmung gegen Deutschland von Nikolaus Becker gedichtet worden.

Himmelsstriche, die wir während unserer Reise besucht, an sich trugen. Dann hatten wir beide Stiefel nötig. Aus Ökonomie kauften wir aber ein Paar tüchtige Schuhe, jeder für 8 Frank, weil Stiefel 18—20 Frank kosten. Eine neue Hose hatten wir jeder blutnötig. Weil wir aber noch nie in unserem Leben Kleider getragen, die nicht vorher bezahlt waren, so zogen wir vor, unsere schlechte Arbeitshose, welche die ganze Reise mitgemacht und unsere weniger schlechte Sonntagshose von einem deutschen Schneidergesellen, den wir beim Mittagessen kennenlernten und der ohne Arbeit war, für wenigens ausbessern zu lassen, denn bis jetzt hatten wir niemals Schulden, und wir hoffen auch nicht, daß wir welche bekommen werden. Gestern war wieder Zinstag, wo ich recht vergnügt unsere 20 Frank bezahlte und mich freute, daß wir noch immer als ehrliche Leute dastehen, obgleich wir uns in Paris schon etwas gedrückt haben. Erkener zeigt sich sehr freundschaftlich gegen uns. Er fragt uns immer, ob wir kein Geld brauchen, er wird uns schon aushelfen. Vorigen Sonntag waren wir bei ihm zum Diner eingeladen, welches von 6 bis 10 Uhr dauerte. Wir trafen daselbst angenehme Gesellschaft, mehrere Herren und Damen und einen jungen Mann, der drei Jahre in Deutschland war, mit welchen allen wir uns sehr gut unterhielten. Am Montag traf ich hier zufällig jenen Adolph Hölterhoff, Vetter von Ehrensberg, der mit mir zugleich Freiwilliger in Düsseldorf war. Ich kannte ihn nicht mehr, er mich aber gleich. Er ist schon vier Jahre hier, es geht ihm sehr gut, und er macht jetzt eine Reise nach Hause, kommt aber wieder. Seit gestern nachmittag um 3 Uhr ist meine Arbeit wieder suspendiert, und meine älteren Kollegen, die schon jahrelang da sind, arbeiten nur $\frac{3}{4}$ Tag. Was ist da zu machen? Schicken muß man sich in die Notwendigkeit und sehen, wo ich wieder Arbeit finde, denn jetzt ist schlechte Zeit für die Geschäfte. So ganz sorglos wie in Wien bin ich zwar nicht, denn da saß ich in der besten Kondition und verdiente das letzte Vierteljahr am meisten, 1 Thlr. 1 Sgr. nach unserem Gelde alle Tage, das war eine schöne Sache. Viel Kummer mache ich mir aber gleichwohl nicht, denn ich denke immer, alles hat so kommen sollen. Dazu haben die Ereignisse dieser letzten Jahre mir den vielfältigen Beweis geliefert, daß manches, was mir für den ersten Augenblick unangenehm war, doch zu meinem Vorteil ausgefallen ist. Wäre ich damals in Regensburg nicht durch meinen Koffer aufgehalten gewesen, wäre ich vielleicht ertrunken, und wäre ich das nicht, sondern damals glücklich nach Wien gekommen, so hätte ich's auch nur schlecht getroffen, denn gerade in jenem Winter waren die meisten Ateliers in Wien geschlossen, und seit Menschengedenken wußte man nicht, daß die Geschäfte so schlecht gegangen wären wie damals. Gegenwärtig besitze ich

noch 25 Frank. Der Zins ist gestern bezahlt worden, und Schulden habe ich keine. Darum muß man das Beste hoffen. Wilhelm arbeitet immerfort. Er hat einen sehr guten Prinzipal. Außer den 25 Frank besitze ich noch jenen Dukaten, den mir Mutter vor 12 Jahren zum Geburtstag gab. Den trage ich immer am Halse wie ein Heiligtum. Außerdem habe ich einige Stücke österreichische Conv. Münz., neu geprägt mit dem Bildnis des Kaisers Ferdinand vom Jahre 1840, die ich gern als Rarität mit nach Hause bringen möchte. Sehr empfindlich würde es mir sein, wenn ich diese auswechseln müßte. Die Hoffnung ist das Schönste auf der Welt, diese hält mich immer aufrecht. Auch traf ich hier ein Mädchen, das ich in Regensburg gekannt, welches hier bei einem Grafen Gouvernante ist, dessen Kinder deutsch sprechen lernen sollen. Bei dieser traf ich eine Pariserin, deren Vater aus Regensburg ist. Da ich die beiden Mädchen zusammen traf, begleitete ich sie bis zum elterlichen Hause der einen, wo man mich einlud, einzutreten, um mich mit meiner Bekannten ein wenig ausplaudern zu können, welches mir sehr angenehm war, wo ich den Vater auch kennenlernte, welcher noch vor zwei Jahren, also zu meiner Zeit, in Regensburg war, um es nach einer Abwesenheit von 30 Jahren einmal wiederzusehen. Derselbe war sehr erfreut, sich mit mir über seine Vaterstadt unterhalten zu können, und da ich mich anstandshalber nach einer Stunde Plauderns entfernen wollte, lud man mich zum Diner ein, da es gerade 6 Uhr war, welches bis 10 Uhr dauerte und wobei es hoch herging. Dasselbst aß ich zum erstenmal Krebse. Es war überhaupt etwas ganz anderes als bei uns auf dem Stiftungsballe um 15 Sgr. Ich habe mir das Ganze gut schmecken lassen und tapfer eingehauen. Zum Schluß gab's schwarzen Kaffee zur Verdauung und in lauter vergoldeten Tassen serviert. Dieser Abend am Sonntag, dem 2ten Jan., war der angenehmste, seit ich in Paris bin. Außerdem haben wir von Vergnügungen noch nichts besonderes mitgemacht. Ich war einmal im Theater und zweimal im Konzert. Das ist alles in einem ganzen Vierteljahr. Von der prachtvollen Ausstattung der Gewölbe in den letzten Tagen des alten Jahres habt Ihr keine Idce. So etwas muß man sehen, um einen Begriff davon zu haben. Nichts schöneres als der Confiseur, (Zuckerbäckerladen) des Königs, Rue St. Honoré. Was nur für Tiere auf dem Wasser und auf dem Lande leben, alles sah man hier von Zucker und Schokolade: Maikäfer, Frösche, Heuschrecken, Eidechsen, Schildkröten, dann alle Arten Früchte als: Kirschen, Rosinen, Mandeln, Johannisstrauben, Weintrauben. Dazu waren nicht weniger als zwölf weibliche Wesen darin beschäftigt, sowohl zum Verkauf als auch um die verschiedenen Sachen zu bekleben und einzuwickeln und dienten auch dazu, um Käufer anzuziehen.

Ahrens habe ich erst einmal besucht, weil wir ihn mehrere Male nicht zu Hause trafen. Wilhelm war heute, den 24ten, bei ihm. Dienstag, den 26ten Januar. Vielleicht, daß ich noch im Laufe dieser Woche Arbeit bekomme, denn ich war gestern irgendwo anfragen, wo man meine Adresse genommen und es mir sagen lassen will. Gestern habe ich mit einem Kollegen namens Coutelle, der acht Jahre in Elberfeld war und diese Woche nach Brüssel reist, wo er schon vordem zwei Jahre in Kondition war, die Merkwürdigkeiten von Paris besehen, denn wozu soll man die Zeit besser anwenden? Heute besuchen wir wieder die Münze und die königliche Bibliothèque.

Da ich diesen Brief noch heute Hölterhoff zustellen will, der ihn bis nach Elberfeld mitnimmt, so schließe ich. Macht Euch unseretwegen keine große Sorge, denn der alte Gott, der keinen guten Preußen verläßt, lebt ja noch.

Herzlichen Gruß an alle, diesich meiner freundschaftlich erinnern.

Adalbert.

Wilhelm Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Paris, den 24ten Januar 1841.

Geliebte Eltern und Geschwister!

Euer letztes Schreiben vom 7ten Oktober, welches uns Fr. Ahrens überbrachte, machte uns wie immer viel Freude, zumal da wir Euer aller Wohlbefinden, welches doch immer die Hauptsache ist, daraus vernahmen.

Mit dem Schluß des alten Jahres hat das Arbeiten bis 11 Uhr abends, welches mir keineswegs nachtheilig gewesen, aufgehört. Wir hatten da vier Ruhetage und fingen am 5ten wieder an zu arbeiten. Ich bin recht gesund und wohl und kann sagen, daß ich mich, so lange ich in der Fremde bin, noch keine Stunde unwohl fühlte, habe dabei eine gute Kondition und also keine Ursache zum Klagen. Zwar würden wir in der jetzigen Faschingszeit in Wien mehr Vergnügen haben, allein hier sieht man und lernt man manches kennen, welches andere Städte nicht bieten und uns also auch befriedigt. Am 2ten dieses, an meinem Geburtstage, besuchte ich die Opéra Comique, das schönste Theater von Paris,

wo ich mich recht gut amüsierte. Es dauerte bis 12 Uhr. Abends nach 9 Uhr gehe ich bei günstigem Wetter spazieren mit einem Kollegen, einem Juwelierssohn aus München, den ich schon in Wien kannte. Die Promenaden hier am Abend auf den Boulevards und im Palais Royal sind ausnehmend schön, und die herrliche Beleuchtung dabei läßt sich nicht beschreiben. Heute vor acht Tagen arbeitete ich nachmittags, weil es pressierte, bis 4 Uhr. Nachdem kam ich nach Hause und hörte von Adalbert, daß wir von Erkener zum Mittagessen eingeladen wären. Wir unterhielten uns daselbst recht gut, und ich muß sagen, daß Erkener ein guter Landsmann ist. Vor 14 Tagen waren wir auf einem Maskenball und amüsierten uns für 1 Frank Entrée einige Stunden gut. Es ist immer der Mühe wert, das Treiben der Franzosen so anzusehen. Über das Napoleonfest werdet Ihr in den Zeitungen gelesen haben. Ich hatte einen sehr guten Platz, mußte mir aber ein dreistündiges Warten in Schnee und Kälte gefallen lassen. Der Leichenwagen war über alle Erwartung schön, und ich kann sagen, daß ich so etwas großartiges nie gesehen hatte. Außerdem war die Masse Militär von allen Waffengattungen immer sehenswert. Den Wagen ausgenommen, sieht man in Wien am Fronleichnamsfeste zwar ganz andere Sachen, allein es ist immer gut, beides gesehen zu haben, um darüber urtheilen zu können. Heute morgen war ich bei Fr. Ahrens. Er war sehr freundschaftlich und wird auch bei dieser Gelegenheit nach Hause schreiben. Vor Neujahr war es einige Zeit ziemlich kalt, jetzt ist's sehr gelindes Wetter. Mit dem künftigen Monat arbeiten wir von 7 bis 7 Uhr. Dann wird unter dieser Zeit zweimal gefrühstückt und erst nach 7 Uhr zu Mittag gegessen. Adalbert hat jetzt zwar mit der Arbeit ausgesetzt, allein es wird wohl nicht lange dauern. Gut ist es, daß es uns am Gelde nicht fehlt, und wenn einer von uns Kondition hat, kann er dem anderen immer einige Zeit mit aushelfen, darum keine Sorge. Soeben komme ich mit mehreren Bekannten aus dem Café Spectacle, welches Theater und Kaffeehaus zugleich ist. Hier trinkt man eine Tasse Kaffee, welche zwar immer etwas teurer als in einem anderen Café ist und hat das Spielen umsonst. Wir unterhielten uns dort billig und gut. Die Wintermonate, wo es doch bei Euch nicht pressiert, möchte ich noch gern, wenn die Arbeit nicht zu Ende geht, hier zubringen, um noch etwas mehr bekannt zu werden in Paris.

Übrigens freue ich mich schon recht darauf, Euch dereinst gesund wiederzusehen. Meinen übrigen Brüdern geht es bis dahin, wie Ihr geschrieben habt, gut, und leid würde es mir schon tun, wenn meine Schwestern sich für die Zukunft Sorge machen, da doch gewiß noch alles gut gehen wird.

In der Fremde, namentlich in großen Städten, prüft man das

Leben auf mancherlei Weise, man sieht aber doch ein, daß ein stilles Familienleben für die Dauer am besten ist.

So lebt denn wohl und grüßt alle Freunde, Verwandte und Bekannte von

Eurem Sohn und Bruder

Wilhelm.

(Von W. Bovermann habe ich so lange nichts gehört. Einige Zeilen von ihm würden mir sehr willkommen sein.)

Adalbert Ascherfeld an seinen Vater.

Paris, Sonntag, den 7ten Februar 1841.

Lieber Vater!

Freitag, den 5ten Februar, abends 11 Uhr erhielt ich Emiliens Brief. Ich war gleich zu allem entschlossen, ich wäre gekommen, hätte Wilhelm hier gelassen, wir wären beide gekommen, mir war alles recht, denn das elterliche Haus geht doch über alles, und der Dukaten von Mutter, den ich seither immer auf dem Herzen trage, sagt es ja so deutlich, das erste Gebot, was Verheißung hat, und die schöne Verheißung: „Auf daß es dir wohl ergehe.“ Da ich nun mit Wilhelm Rat nahm, so habe ich mich ganz seinem Willen unterworfen. Gestern hat Wilhelm schon seine Kondition verlassen und wird diese Woche anwenden, um noch verschiedenes Merkwürdige von Paris zu sehen, was er noch nicht kennt, Muster abzuzeichnen und Werkzeug einzukaufen. Gegen den 14ten oder 15ten Febr. wird er abreisen. Innerhalb zwei Tagen ist er in Brüssel, dann in einem Tage bis Lüttich mit der Eisenbahn und der Diligence bis Aachen. Auf diese Art könnt Ihr ihn am 19ten oder 20ten erwarten. Den Tag seiner Ankunft wird er genau bestimmen von Urdenbach aus, da er Karl eben besuchen will. Ich bleibe vorderhand noch hier. Die Briefe, die ich Adolf Hölterhoff an Robert nach Elberfeld mitgegeben habe, werdet Ihr vielleicht schon erhalten haben. Aus denselben werdet Ihr ersehen, daß ich ohne Arbeit war. Dies hat aber nur acht Tage gedauert. Seit dem 1ten Febr. habe ich wieder gearbeitet, aber noch keinen Lohn gemacht, in einem ziemlich guten Hause, wo schöne Arbeit gemacht wird, 15 Arbeiter und 5 Buben. Wir arbeiten oben unterm Dach, 118 Stufen, fünf Treppen hoch. In dem Hause bei Laroche, wo ich zwei Monate war, hat man mir ein Zeugnis gegeben, daß ich mich mit honneur und probité auf-

geführt habe. Wie ich schon mehrere Male geschrieben habe, denke ich immer, daß alles so hat kommen müssen. Was Gott tut, das ist wohlgetan. Lieb ist es uns, daß wir nicht mehr in Wien sind. Wie ungleich reicher an Erfahrungen sind wir nun. Das Geld, was es gekostet, wird sich in Zukunft schon rentieren. Wilhelm wird unser Geschäft erst wieder in Gang bringen, und ich werde dann nach einem halben Jahre vielleicht nachkommen, um dem ganzen das Siegel aufzudrücken, damit das Haus Ascherfeld seinen alten Ruf behält und nicht hinter dem Zeitgeist zurückbleibt, denn dem Konkurrenten zu Hause glaube ich noch manches zu raten aufzugeben. Über meine Zukunft habe ich daher noch nichts festes beschlossen, meine Gedanken sind nur für Euch und Euer Wohl. Obgleich es nie meine Sache war, meinen Eltern zu schmeicheln, so könnt Ihr doch überzeugt sein, daß ich gewiß so viel wahre und innige Liebe und Zuneigung für die hege, denen ich mein Leben verdanke und die mir die Mittel gegeben, das zu sein und zu werden, was ich bin, als irgendein Sohn in der Welt.

In der Hoffnung, daß Dich, lieber Vater, diese Zeilen etwas besser antreffen werden, sei herzlich begrüßt von Deinem ältesten Sohn, der hofft, noch Deine beste Stütze zu werden in Deinen alten Tagen.

Adalbert.

Wilhelm Ascherfeld an seinen Vater.

Paris, den 7ten Febr. 1841.

Lieber Vater!

Emiliens Brief vom 2ten dieses erhielt ich am 5ten, als ich von meiner gewöhnlichen Promenade abends nach der Arbeit nach Hause kam. Adalbert hatte ihn inzwischen schon gelesen und theilte mir den Inhalt desselben mit. Ich entschloß mich sogleich zur Heimreise, weil es doch immer meine Absicht war, in diesem Frühjahr nach Hause zu kommen. Deine Krankheit machte mich freilich traurig, doch tröstete ich mich damit, daß Gicht, wenn sie auch schmerzlich ist, sich doch bald ändern und keine üblen Folgen haben kann. Recht oft habe ich daran gedacht, daß Du vor vielen Männern Deines Alters, die schon früher an dergleichen litten, den Vorzug hattest, nie krank zu sein. Sei deshalb nicht traurig und lasse den Mut nicht sinken. Die Teilnahme und Pflege der nächsten Angehörigen lindert gewiß manchen Schmerz, und denke nur, daß nach diesen Tagen, welche Dir vielleicht trübe

erscheinen, gewiß bessere kommen werden. Gern komme ich nach Hause, obschon ich anderenfalls noch diesen und künftigen Monat zu bleiben gedachte. Gestern habe ich aufgehört zu arbeiten und werde diese Woche anwenden, noch verschiedene öffentliche Kabinette, Theater usw. anzusehen und verschiedene Sachen abzuzeichnen. In Wien habe ich manches gesehen und gelernt, aber viel würde mir unbekannt geblieben sein, wäre ich nicht nach Paris gekommen. So sehr wie ich es anfangs hier bereute, Wien so bald verlassen zu haben, wo ich gute Kondition hatte und unter angenehmen Verhältnissen lebte, so sehr freut es mich jetzt, denn die Erfahrungen der Reise sowie des Aufenthaltes hier kann niemand mir bezahlen. Wie gut es war, daß ich von Hause kam, sehe ich täglich mehr ein, wenn ich auch anderenfalls unser Geschäft nicht in dem guten Zustande wiederfinde, als da ich es verließ. Mit meinen Konditionen in der Fremde hat es mir gewiß vorzugsweise gut gegangen, überall einen geschickten Prinzipal und dabei gute Behandlung. Heute über acht Tage werde ich wahrscheinlich von hier fortreisen und denke am 19ten oder 20ten bei Euch einzutreffen. Von Düsseldorf aus werde ich Karl besuchen und mich einen Tag bei ihm aufhalten und von dort aus Euch meine Ankunft in Essen melden. Bei Erkener waren wir noch gestern abend. Er zeigt sich immer sehr freundschaftlich gegen uns. F. Ahrens werden wir wahrscheinlich heute abend im Café treffen. In der Hoffnung, daß diese Zeilen Dich in einem besseren Zustande antreffen, grüßt Dich, Mutter und alle Geschwister herzlich

Dein Sohn

Wilhelm.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.
(Adresse):

Herrn Wilhelm Ascherfeld
respektive das ganze Ascherfeldsche Haus
auf der Vichofer Straße in Essen.

Paris, den 7ten Febr. 1841, morgens 8 Uhr.

Lieber Wilhelm, Vater, Mutter und Geschwister!

Nachdem ich von der Post nach Hause gekommen war, setzte ich mich auf dem Zimmer hin und genoß der Einsamkeit, fühlte mich aber auch wirklich recht einsam und schaute nur den Dampf aus meiner Pfeife an. Diese ganze Woche gingen wir nicht mehr

zum Mittagessen, sondern frühstückten zweimal. Das kam mir kurios vor, wollte mir gar nicht gefallen. 12 Stunden wie in einem Kerker, keine Fenster, das Licht kommt von oben durchs Dach, man sieht nichts wie den Himmel, der Fußboden ist mit Zink belegt, ich kam mir vor wie unter den Bleidächern in Venedig. Dazu löten die Franzosen alles an der kleinen Lampe. Das gibt dann einen Gestank von Öl, daß ich mehrere Male wegen Kopfwch früher aufgehört. Will man ein Luftloch öffnen, so meinen diese Maulhelden, zu Tode zu frieren. Dazu wollen sie bisweilen über Deutschland sticheln und schwatzen von Napoleon. Ich antwortete aber bloß mit Leipzig und Waterloo. Sonntag, den 21ten Febr. ging ich in der Passage Saumon mit jenem ältlichen Herrn, der im Café des Galeries einen so durchdachten Diskurs führte. Nachmittags war es auf den Boulevards so voller Wagen und Menschen, nobelen Equipagen und schmutzigen Masken, wovon Du keine Idee hast. Montag arbeitete ich. Dienstag und Mittwoch war frei. Dienstag abends ging ich zu Almeroth. Beim Almeroth waren drei Mädchen, von denen zwei Violine spielten, ein Bruder den Basso. Die dritte sang deutsche Lieder, eines über das Thema „Wie Gott Adam ein Weib zulegte“. Nachher gingen wir in ein Tanzlokal, wo wir bis morgens blieben. Hier sah man das non plus ultra der Pariser Gemeinheit in Masken und ein Tanzen à la chicard und à la cancan . . . Kein Mensch, der nur etwas sittliches Gefühl hat, kann sich eine Idee von diesen Gemeinheiten machen. Aber prüfet alles und behaltet das Beste. Um 7 Uhr war ich zu Hause und schlief bis 1 Uhr. Abends ging ich ins Théâtre français. Ich sah „Le fils d'Edouard“ und das „La jeunesse de Henri V.“, beide Stücke aus dem Englischen. Ich verstand fast alles und unterhielt mich sehr gut. Dein Kollege Ott war schon seit Dienstag, den 16ten, mein Kollege. Sonntag, den 28ten, frühstückte ich bei Ott und Benner, ging in die „mille colonnes“ und wollte nachher ins Théâtre français. Da war aber ein dermaßen langes Queue, daß mir alle Lust verging, und ich wanderte ziemlich mißvergnügt nach der Passage des Panoramas. Wer begegnet mir da? Jener Däne Clasen, der acht Tage vor Müllers Tod von Wien nach Salzburg abreiste, dem wir noch verschiedene Anweisungen gaben mittags in der „Linde“ beim Essen. Da gab's denn viel zu plaudern. Er war durch Tirol und die Schweiz schon Anfang August in Paris angekommen. Mit ihm ging ich ins Café de la Picarde St. Denis, ganz nahe bei unserer Wohnung, wo ich wohl ein Dutzend Dänen und mehrere Deutsche traf, ein Rauchzimmer und die Augsburger Zeitung. Einen Dänen traf ich, mit welchem ich in München einmal Billard gespielt. Berg und Tal begegnen sich nicht, aber Menschen finden sich wieder. Dieses Café besuchte ich die ganze Woche fast alle Abende.

Gestern abend überreichte man mir eine Karte von einem Herrn, der mich bis heute mittag 12 Uhr erwartete. Du wirst Dich wundern: Robert Sander. Wie der meine Adresse erfahren hat, bin ich neugierig.

Sonntag, abends 9 Uhr. Um 11 Uhr ging ich zu Sander. Er hatte meine Adresse bei Erkener erfragt, und wie er alles, was er sieht, gleich haben muß, so hat er gleich ein Paar Gamaschen gekauft. Bei ihm traf ich noch ein paar Berliner. Wir gingen in der Rue Montongen Austern essen, das erstemal in meinem Leben, später ins Café Choiseul, 7 Billards. Er war vier Monate in Vevey, wo er recht den Nobelen gespielt und viel Geld verhaufen hat, reist bald nach Hause und wird vielleicht über Essen kommen. — Alfreds Anerbieten⁸⁸ habe ich angenommen und erwarte seine Bestimmungen darüber.

Besten Gruß an alle!

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seinen Vater.

Paris, den 28ten März 1841.

Lieber Vater!

Meinen herzlichen Glückwunsch, daß Du wieder hergestellt bist! Darum Gloria in exelsis deo! Freitag, den 12ten, empfing ich Wilhelms vorletzten Brief, welches ich denselben Abend gleich berichtete mit Erkener, nachdem ich mittags mit zwei Stunden Verlust Herrn Callé Neveu aufsucht und in ihm einen sehr lieben Mann kennengelernt.

Montag, den 22ten, empfing ich Eure letzten Briefe und sah seit vier Monaten Deine teure Handschrift zum erstenmal wieder. Mein Entschluß ist folgender: Ich denke noch bis zum Anfang Mai hierzubleiben, um die Festlichkeiten in Versailles mit anzusehen. Dann denke ich zu Fuß über Lille, Gent und Brüssel nach der geliebten Heimat zurückzukehren, so daß Ihr mich vor Pfingsten erwarten könnt. Über meinen anderweitigen Lebensplan können wir uns dann mündlich beraten. Omnia cum deo et nihil sine eo, sagen die Lateiner, d. h.: Alles mit Gott und nichts ohne Gott.

Noch nie ist mir eine Arbeit so sauer geworden, wie in den

⁸⁸ Alfred Krupp plante 1841, sich an einer Neusilberfabrik in Berlin zu beteiligen und hatte bei Adalbert Ascherfeld angefragt, ob er geneigt sei, in einer derartigen Fabrik die Leitung des technischen Betriebes zu übernehmen. Das Projekt zerschlug sich jedoch.

letzten Wochen, denn die 12 Stunden an einem Stück eingeschlossen zu sein wie ein Hund an der Kette, will mir nicht gefallen. Dazu bekommen wir das Mittagessen erst abends um 7 Uhr nicht vom besten. Auch leide ich wieder sehr häufig an Kopfweh, so daß ich in den letzten 6 Wochen allein zwei ganze Tage verloren, weil ich früher fortgegangen und später angefangen, dann habe ich noch drei Tage verloren, weil kein Gold geschmolzen war. Das ist eine niederfrüchtige Einrichtung hier. Ich lasse mir aber nicht merken, daß mir das Aussetzen unangenehm ist, ich tue, als frage ich nichts danach, denn stolz muß man gegen die Franzosen sein und ihnen das Maul stopfen, dann sind sie ruhig. Eine auf edle Art gehandhabte Freiheit ist schön, aber die hiesige keine faule Kaffeebohne wert. Jedes Zeitungsblatt ist verkauft und drückt die Meinung aus, die es ausdrücken soll. Die ganze Deputiertenkammer ist zusammengesetzt von reich gewordenen Krämerseelen, die nur ihr eigenes Interesse im Auge haben. Die Pairskammer disputiert gegenwärtig über die Fortifikation von Paris, die von der Deputiertenkammer angenommen. Diese Pairs, die Edelen Frankreichs, zanken sich manchmal schlimmer als die Fischweiber in Triest. Gestern zog der Präsident dreimal die Klingel, um Ruhe zu gebieten. Dasselbe Geschwätz für und wider die Befestigung, was man um Neujahr in der Deputiertenkammer gehört, wird einem hier nochmal wieder vorgekauft. Dann ist der „National“, ein republikanisches Journal, zu 10 000 Frank Strafe verurteilt, weil er der Pairskammer das Prädikat „Knochenhaus“ und dergl. mehr beigelegt. Darüber schreien nun alle Journale von allen Farben Zeter und sagen: „Niemand ist Richter in seiner eigenen Sache als Gott“, weil die Pairskammer selbst das Urteil gesprochen, und doch glaubt wohl keiner weniger an einen Gott als diese Journalisten. Der einzige Gott, worum sich alles dreht, ist das Geld. Dafür kann man denn auch alles haben, was nur des Menschen Geist für edle und schmutzige und nichtswürdige Unterhaltungen bis jetzt zu erfinden imstande war. Noch sieht man alle Tage Weintrauben im Palais Royal, schon seit vier Wochen die Masse Spargel, Blumenkohl und Äpfel und Birnen, daß es nur so eine Freude ist, das alles anzusehen.

Montag, den 8ten, sah ich die Oper „Robert der Teufel“. Der Erste Tenor Duprez sang: „Et l'argent n'est qu'une chimère“, er selbst bezieht aber 100 000 Frank jährlich. Samstag, den 20ten, sah ich die erste Schauspielerin Frankreichs, die Rachel, als Maria Stuart.

Sonntag, den 21ten, sah ich die Kunstausstellung im Louvre, alles neue Gemälde, die alten waren fortgenommen. Viele Schlachtengemälde waren da, aber in allen die Franzosen siegreich. Kein Leipzig, kein Kulm, kein Waterloo war zu sehen.

Seit vier Wochen haben wir schon die schönsten Frühlingstage wie bei uns kaum im Mai. Das sind dann wieder Glanzmomente in Paris. Da muß man die schöne Welt sehen im Tuillergarten und auf den Boulevards. Diese Tausende von Strohstühlen, worauf die Pariserinnen ihre Reize zur Schau stellen oder zum Verkauf anbieten.

Sonntag, abends 9 Uhr. Diesen Morgen las ich im „Siècle“ unter vielem Geschwätz über die Fortifikationen zum erstenmal eine ehrenwerte Anerkennung Preußens, darum gebe ich sie wörtlich wieder. Sie war von Bresson, französischem Gesandten in Berlin: „Depuis dix ans dans le pays, après le notre le plus fertile en officiers, distingués par la science et par la bravoure, la question qui vous occupe a été examinée avec préoccupation, quoique sans passion. La Prusse n'est point passionnée. Le vénérable monarque qui vient de descendre dans la tombe a donné à la France les témoignages les plus constants de sympathie, le roi régnant n'est pas seulement un des esprits les plus éclairés et les plus brillants de l'époque mais encore un homme plein de justice et de sincérité, un de ceux, dont on peut dire que le caractère est une constitution pour leurs états.“ Von allen Seiten lebhaftes Applaudissement und „très bien“ in der Pairskammer. Der Sinn seiner ganzen Rede war, daß er für die Fortifikation stimmte, denn um stark nach außen zu sein, müsse man stark nach innen (chez soi) sein, und dann sei die Stärke die wahre Garantie des Friedens. „Seit zehn Jahren in dem Lande, welches nach dem unseren das fruchtbarste ist an Offizieren, die sich auszeichnen durch Kenntnis und Bravour, wurde die Frage, welche uns gegenwärtig beschäftigt, immer mit Vorurteil geprüft, obgleich ohne Leidenschaft. Preußen ist durchaus nicht leidenschaftlich. Der ehrwürdige Monarch, welcher eben ins Grab gestiegen, hat Frankreich die standhaftesten Beweise von Sympathie gegeben, und der regierende König ist nicht allein einer der hellsten und glänzendsten Geister der Zeit, sondern auch ein Mann voller Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, einer von denen, wovon man sagen kann, daß ihr Charakter eine Konstitution für ihre Staaten ist.“

Um 12 Uhr besuchte ich die Kunstausstellung, wo ich mich zwei Stunden aufhielt. Die kann man hundertmal besuchen, ohne alles gehörig würdigen zu können. Ausgezeichnetes sieht man in Miniaturgemälden. Alle Säle waren zum Erdrücken voll von Menschen, daß mir zuletzt fast übel wurde. Da der Nachmittag heute so außerordentlich schön wurde, so zog ich meine Wiener Sommerhose an, warf mich in Frack und spielte den fashionable im Garten der Tuileries und in den Champs Elysées, wo ein Gewühl von Menschen und Wagen war, wovon sich keiner eine Idee macht.

In der Hoffnung, bald die Nachricht Deiner völligen Wiederherstellung zu erhalten, grüßt die teure Mutter und Geschwister meines Vaters ältester Sohn

Adalbert.

Adalbert Ascherfeld an seine Eltern und Geschwister.

Paris, den 9ten April 1841, Karfreitag, morgens 9 Uhr.

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute vor zwei Jahren besuchte ich diese Kirche⁶⁹, welche Ihr hier vor Euch seht, heute vorm Jahr der einzige in Wien, welcher nicht arbeitete unter mehreren Protestanten, jenes Bethaus, welches von dem unvergeßlichen Kaiser Joseph II. den Protestanten eingeräumt wurde; und heute will ich die protestantische Kirche in Paris besuchen, worin heute nachmittag deutsch gepredigt wird. Ich habe in der letzten Zeit so manche Stunde versäumt durch Nachlässigkeit des Chef de l'atelier und durch Unwohlsein, so will ich denn heute mal einen ganzen Tag versäumen, meinen Gott zu ehren.

Montag, den 29ten März, gab ich morgens um 7 Uhr meinen letzten Brief auf die Post. $\frac{3}{4}$ Stunden habe ich gearbeitet, um etwas fertigzumachen, da konnte ich wieder gehen, weil kein Gold geschmolzen war. Um 11 Uhr kam ich wieder und arbeitete an dem Tage also sieben Stunden. Dienstag, den 30ten, arbeitete ich bis nachmittags 2 Uhr, auch nur sieben Stunden, da war's Gold auch schon wieder vergriffen. Da die vorletzte Vorstellung der italienischen Oper angekündigt war, so wanderte ich um 4 Uhr über die Seine hinüber zum Odéon. Das Queue war schon einige 30 Mann stark; ich schloß mich aber an und machte mich auf ein dreistündiges langweiliges Warten gefaßt. Da stellte sich hinter mich ein junger Mann aus der Bretagne aus Marbehan, worin ich zum ersten Male einen gebildeten Franzosen kennenlernte. Wir sprachen über deutsche Komponisten und Schriftsteller, später über Reisen, kurzum, die drei Stunden vergingen mir außerordentlich schnell. „I Puritani“ wurde gegeben, welches ich schon in München deutsch gesehen. Rubini, Tenor, der für sechs Monate 80 000 Frank bekommt, Tamburini, Lablache und die Grisi spielten alle. Was diese leisten, weiß Wilhelm auch, denn sie sind die ersten Sänger der Welt. Hätte ich das Geld, welches die

⁶⁹ Auf dem Briefkopf befindet sich eine Abbildung der evangelischen Kirche in München.

Blumensträuße und Kränze kosteten, die man diesen vieren zuwarf, ich könnte einen ganzen Monat flott davon leben. Da mich das 12 Stunden eingeschlossene Sitzen unwohl macht, so mache ich alle Morgen einen kleinen Spaziergang, trinke eine Tasse Kaffee und fange erst um 7 Uhr an. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr frühstücke ich für 3 Sous Schinken und 6 Liards⁹⁰ Wein und Brot, um 2 Uhr für 1 Sous Brot, 1 Sous Butter, 1 Sous pommes de terre frites, die Wilhelm kennt. Dabei dauert's mir oft recht lange, ehe es 6 Uhr wird. Diese Woche verlor ich im ganzen $1\frac{1}{4}$ Tag. Sonntag sah ich „Le Dernier Voeu de l'empereur“. „Je veux que mes cendres reposent sur les bords de la Seine au milieu de ce peuple français, que j'ai tant aimé.“ und „La Vivandière⁹¹“, welches Wilhelm beides auch gesehen hat. Was Dekorationen zu leisten vermögen, war hier vereinigt. Die Ausstattung des Stückes hat 300000 Frank gekostet und wurde zum 84ten Male hintereinander gegeben und wird noch alle Tage gegeben.

Dienstag, 20ten April, abends 9 Uhr. Ostermorgen besuchte ich die protestantische Kirche wieder, wo ich eine deutsche Predigt hörte. Beim Ausgang aus der Kirche sprach mich jemand an, den ich als einen jener beiden Brüder meiner Reisegefährten von Offenbach bis Regensburg vor vier Jahren wiedererkannte. Da gab's viel zu erzählen. Wir waren den ganzen Tag beisammen.

Donnerstag, den 22ten, empfang ich Eure Briefe.

Für Wilhelm.

Ein Zieheisen mit 40 Löchern habe ich bestellt, das Loch zu 4 Sous, bei Louvet . . . gekauft, Spirituslampe auch. Die Drillbohrer gefallen mir nicht. Die anderen Sachen werde ich besorgen. Bei Erkener war ich gestern zu Mittag. Er läßt seine Freunde grüßen, und warum man ihm nicht antwortet? Will vielleicht Varnhorst oder Brenschede ein Zieheisen, so lasse es in der Antwort von Lampferhoff bemerken. Bis zum 5ten, 6ten Mai bleibe ich noch hier. Ich will der Taufe des Grafen von Paris noch beiwohnen und noch einmal nach Versailles.

Ob ich vor meiner Abreise noch einmal schreiben soll, habt Ihr zu bestimmen.

Herzlichen Gruß an alle von meines Vaters ältestem Sohn, in Eile

Adalbert.

⁹⁰ Liard = Heller, Deut.

⁹¹ Deutsch: „Die Marketenderin“, eine komische Oper, komponiert von Godard.

Als Adalbert in die Heimat zurückgekehrt war, widmete er sich nur noch wenige Jahre dem Goldschmiedehandwerk. Sein Bruder Wilhelm Ascherfeld blieb dagegen bis zu seinem Tode der Goldschmiedekunst treu. Er führte nach dem Tode seines Vaters (1856) das elterliche Goldgeschäft weiter, starb jedoch schon mit 49 Jahren (1866). In den folgenden Jahren lag die Leitung des Geschäfts in den Händen seiner Gattin Julie Ascherfeld geb. Winkelmann und eines bewährten Geschäftsführers, bis sein Sohn Wilhelm (geb. 1862) etwa 1889 das Geschäft selbständig übernehmen konnte. Nach dessen Tode (1897) wurde der Betrieb noch einige Jahre aufrechterhalten bis zu seiner Auflösung im Jahre 1901. Adalbert folgte dem Rufe Alfred Krupps und trat im Jahre 1845 in dessen Dienste. Das bedeutete für ihn aber nicht nur eine andersartige berufliche Betätigung, sondern eine Umstellung in der gesamten Lebensweise. Während er bisher die Möglichkeit gehabt hatte, neben der Goldschmiedarbeit seinen mannigfachen weiteren Interessen nachzugehen, hatte er von nun an alle seine „Kräfte und Fähigkeiten“, wie Alfred Krupp es in seinem Werbebrief⁹² ausdrückt, ausschließlich dem Fabrikgeschäft zu widmen und „alle nicht zu diesen Zielen mitwirkenden Beschäftigungen und Unterhaltungen“ aufzugeben.

Die hier ausgesprochene für Adalbert neuartige berufliche Arbeitsweise und Zielsetzung entsprach durchaus der steigenden Entwicklung von Industrie und Wirtschaft. Durch dieses neue Arbeits- und Lebensideal, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts immer stärker herausbildete, wurde eine ungeheure Steigerung in der sachlichen Leistung erzielt, zugleich aber auch ein neuer Menschentyp geprägt. —

⁹² Berdrow: Die Familie Krupp in Essen von 1587 bis 1887. Essen 1931 S. 310 ff.

Bericht über die Tätigkeit des Historischen Vereins 1946—1947

Wenn wir erst spät im Jahre 1946 und dann noch selten unsere Freunde zusammenriefen, so ist das vornehmlich in den vielen Schwierigkeiten begründet, die unser zerstörtes Essen bietet. Es schien uns aber auch geboten, erst einmal den Rummel sogenannter Kulturveranstaltungen verklingen zu lassen, derweil aber unsere stille Arbeit zu tun, von der das Erscheinen des 62. Bandes unserer Beiträge zeugen dürfte.

Erfreulich groß war die Zahl der Geschichtsfreunde, die unsern Einladungen folgten:

27. November 1946: Regierungsbaumeister Architekt *Jung*: Der Wiederaufbau des Essener Münsters (mit Lichtbildern).
29. Januar 1947: Dr. *Mews*: Als Essen Großstadt wurde.
28. Juni 1947: *Ausflug* nach Schloß Hugenpoet. Führung und Vortrag von Dr. *Köhn*, Leiter des Folkwangmuseums.
14. Oktober 1947: Führung durch das Essener Münster.

Wir erachten es als eine Ehrenpflicht, mit allen Kräften für den Wiederaufbau und die Erhaltung dieses ehrwürdigen, edlen Bauwerks zu wirken und zu werben. Im Vorstand und Werbeausschuß des am 31. Januar 1947 gegründeten *Münsterbauvereins* sind wir durch den Vorsitzenden vertreten. Den Ruf: Helft dem Essener Münster! geben wir gerne weiter mit dem Wunsch, daß er bei den Essener Geschichtsfreunden fern und nah ein opferfreudiges Echo finde.

Am 25. Juli 1947 beteiligten wir uns an der Versammlung des *Historischen Vereins für den Niederrhein* in Essen-Werden. Auf dem Pastoratsberg sprach Stadtarchivar Archivrat *Jahn* über „Werden und Essen in reichsgeschichtlicher Schau“, Oberstudien- direktor Dr. *Körholz* führte durch Abtei und Abteikirche. Eine Fahrt zur Isenburg über dem Baldeneysee schloß diese eindrucksvolle Tagung.

Dem Verein für Geschichte und Landeskunde von *Osnabrück* überbrachte Unterzeichneter persönlich unser herzliches Glückauf zum 100jährigen Bestehen. Der Festvortrag von Staatsarchiv- direktor Prof. Dr. *Bauermann* „Die Westfälisch-Niederländische Grenze als landesgeschichtliches Problem“ und dann die Fahrt

durch die Grafschaft Bentheim, in deren südlichem Teil die aus Lüders Zeit stammende Urfarrei Schüttorf liegt, erinnerten vielfach an Essen-Werdens Frühgeschichte und das Wirken ihrer bedeutsamen Stifter. Verbunden mit dieser Hundertjahrfeier war eine Besprechung über die Weiterführung des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ unter dem Vorsitz von Univ.-Prof. Dr. *Lauffer* (Hamburg).

Erfreulich ist der Zuwachs an neuen Mitgliedern, denen wir ein herzlich Willkommen zuzurufen; aber sehr schmerzlich empfinden wir die großen Lücken, die in den letzten Jahren der Tod in unsere Reihen riß. Gar viele wurden Opfer des furchtbaren Bombenkriegs. Seit dem letzten Tätigkeitsbericht 1941 sind über 60 Getreue von uns geschieden, darunter verdiente Mitarbeiter und Vorstandsmitglieder. Besonders nennen wir: Prof. Dr. *Schröder* (Pfaﬀendorf), der seit seiner Lehrtätigkeit am Essener Burggymnasium der Essener Geschichtsforschung sehr verbunden blieb. Seine zahlreichen Abhandlungen in unseren „Beiträgen“ über Meina von Oberstein, Maria Kunigunde, über das mittelalterliche Essen, seine Gesetze und Verordnungen, über das Essener Stadtschreiberbuch und zuletzt in Band 49 über den Oberhof Fronhausen a. d. Lahn zeigen den feinen Wissenschaftler und Geschichtsschreiber, Prof. Dr. *Gescher* (Breslau), dem wir den Registerband der „Beiträge“ 1—25 verdanken; D. theol. W. *Rolscheid* (Essen), als Herausgeber der Monatshefte für Rheinische Kirchengeschichte, vor allem durch die Bearbeitung der Essener Chronik H. Kaufmanns (Essener Beiträge, Band 50) ein verdienter Mitarbeiter; Vorstandsmitglied Buchhändler H. *Vos* (Essen), dieser stille, von tiefer Heimatliebe beseelte Mensch, dessen reiche Sammlungen wertvoller Dokumente und alten Schrifttums, vor allem alter Hausinschriften, leider dem Luftkrieg zum Opfer fielen. Das von ihm 1912 in Gemeinschaft mit Maria Weinaud herausgegebene „Essener Sagenbuch“, das so manchem Lesebuch oder Lesebogen als wohlverschwiegene Quelle dient, verdanken wir H. Vos.

Mitten aus seiner frohen, unermüdlichen Forscherarbeit wurde am 8. Juni 1946 unser Vorstandsmitglied Konrektor *Anton Lehnhäuser* entrissen. Die Geschichte seines Heimatstädtchens Essen-Steele zu erforschen, war ein wesentlich Stück seines Lebenswerks. Zahlreiche Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, größere Abhandlungen in unsern „Beiträgen“ über Essener Münzen, das alte Markenbuch der Bauerschaften Hinsel und Hollhausen, das Steeler Bürgerbuch, seine heimatkundlichen Bücher: Ruhrburgen, Heimatbilder und schließlich die im Manuskript hinterlassenen Schriften: Die Raumschaft Essen, Steele — 1000 Jahre seiner Geschichte, Sagen und Volksbräuche legen Zeugnis ab von dem Umfang und dem Geist seines Schaffens. In froher Dankbarkeit

werden wir uns stets seiner Vorträge und Führungen durch seine geschichtlich interessante und landschaftlich schöne Steeler Heimat erinnern.

Kurz vor Vollendung seines 90. Lebensjahres, am 7. Oktober 1947 ging unser Ehrenmitglied Hermann Böhmer heim, der 50 Jahre hindurch als treuer Gefolgsmann unsere Arbeit und unsere Bestrebungen mit Rat und Tat unterstützte und förderte. In der engen Verbundenheit zur Essener Scholle, beruhend in bodenständigem Bürgertum der Familie Böhmer Generationen hindurch, verstärkt durch rege „königliche“ Kaufmannschaft, beseeelt durch tiefe Liebe zur Heimat und verschönt durch lautere Freundschaft mit so manchem um unsere Heimatforschung verdienten Mann, wurzelt sein Wirken und Schaffen. Seine Vorträge, seine Aufsätze in den „Essener Beiträgen“, seine mit köstlichem Humor durchwirkten Plaudereien, Anekdoten und Erinnerungen machten ihn zu einem wertvollen Weggefährten auf unsern Wanderungen durch Essensische Geschichte.

Wir trauern sehr um den gütigen, liebenswerten Menschen, von dessen frohem Sinn und geistreicher Plauderart man sich gerne umfangen ließ. Schied man von ihm, begleitete einen meist ein gutes Dichterwort, ein sinnvoller Spruch, klangen Verse in einem nach, die seinem reichen Innenleben entwachsen. Als im März 1943 wieder einmal, wie vor einem Jahrtausend, der Schreckensruf ertönte: Essen brennt!, fiel ein schwerer, tiefer Schicksalsschatten in den heiteren, verklärten Lebensabend Hermann Böhmers. Sein Haus mit allem Hab und Gut, mit einem unersetzlichen Schatz an Dokumenten und Erinnerungsstücken und das Manuskript einer ausgezeichneten Geschichte seiner Familie und Firma wurden ein Raub der Flammen. Zugleich wurde ihm am 10. März 1943 nach 57jährigem gemeinsamen Lebensweg seine Gattin durch den Tod entrissen. Fern der Stadt seiner Väter, seines Schaffens und seiner Liebe im schönen Sauerland, in Oberkirchen, fand er Obdach und Betreuung, klang sein Leben aus, trug man ihn zu Grabe.

Wir gedenken unserer Toten in Dankbarkeit und Verehrung. Ihre Treue und Hingabe soll uns Vorbild bleiben in unserm Dienst für die Heimat. Wir danken aber auch den Lebenden, die uns bisher getreue Freunde und Mitarbeiter waren. Mögen sie auch ferner uns Weggenossen bleiben und helfen, daß neue Gefährten zu uns stoßen.

M e w s.

Bücherschau.

1. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück (Historischer Verein). Band 62, Osnabrück 1947.

2. Bremisches Jahrbuch. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft. Band 42, Bremen 1947.

Mit dem Erscheinen des 62. Bandes unserer „Essener Beiträge“ im Frühjahr 1947 eröffneten wir den Reigen des Austauschverkehrs mit anderen regionalen Geschichtsvereinen, von denen manche das Wiedererscheinen ihrer Zeitschrift in Aussicht stellten, aber bisher noch nicht zum Ziele kamen. Nun folgten im Sommer d. J. Osnabrück und Bremen mit ihren stattlichen, inhaltsreichen Jahrbüchern, auf die wir gerne hinweisen mit dem Wunsche, daß noch viele weitere diesen dreien sich zugesellen können.

Dr. H. Spethmann: Die ersten Mergelzechen im Ruhrgebiet. Essen 1947. Vorläufige Ausgabe.

Den im 62. Band unserer Beiträge besprochenen, nur in vorläufigen Ausgaben gebotenen Teilergebnissen zur Erforschung der Frühgeschichte des Ruhrbergbaus läßt nunmehr Spethmann seine Untersuchungen über die ersten Mergelzechen folgen. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit spürt er den sachlichen und persönlichen Kräften nach, die vor rund 100 Jahren zur Lösung dieses schwierigen *Problems der Mergelzechen* führten. In vorsichtiger Auswertung von Betriebsakten alter Zechen, von Dokumenten in Werks- und Staatsarchiven, von Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen alter Gewerkefamilien klärt Spethmann die Frage: *Wer brachte den ersten Mergelschacht nieder? Franz Haniel*, der seit 1832 östlich von Lipperheidenbaum und in der Nähe von Schloß Borbeck schürfen ließ, mit der *Zeche Franz* den ersten Mergelschacht abteufte, wo am 27. März 1834 ein Kohlenflöz angebohrt wurde. Durch Konsolidation mit dem im Nachbarfelde gleichzeitig niedergebrachten Förderschacht der Mutung: *Kronprinz* — 1838 sind also Franz-Kronprinz dem erst 1841 auf der Mutung: *Graf Beust* im Essener Stadtgebiet fündig werdenden Mathias Stinnes weit voraus.

Es war natürlich für Spethmann verlockend, seine Untersuchungen auch auf *andere Mergelzechen* des Ruhrreviers zu erstrecken: Humboldt, Wolfsbank, Herkules, Präsident, Helene-Amalie, Viktoria-Mathias, Nebenschächte von Königin Elisabeth u. a. m. und dabei eingehend die *inneren Zusammenhänge* beim Aufkommen dieser Mergelzechen nachzuweisen. Ohne Zweifel sind ihnen die Erfahrungen Haniel im Kampfe gegen einbrechende Wasser, gegen geognostische „Unkunde“ und viele technische Mängel zugute gekommen, und es hat seine Berechtigung, wenn Spethmann dem Anteil des ehemaligen Berggeschworenen *Ernst Honigmann* nachspürt, der 1841 aus dem Staatsdienst plötzlich ausscheidet und Berater und Helfer von Mathias Stinnes wird. Schöne Würdigung finden ferner die fachlichen Mitarbeiter, die als Bergmann, Bohrmeister, Schachtbauer wertvolle Dienste dem Pioniergeist dieser Mergelzechenepoche des Ruhrbergbaus leisten.

Spethmann versäumt nicht, die beachtenswerte Einstellung der *staatlichen Bergbaubehörde* zu werten, deren suchkundiges Beamtentum vom Oberberghauptmann bis zum Markscheider diesem kühndrängenden Unternehmegergeist sich nicht versagt, wohl aber in notwendiger Wahrung der öffentlichen Belange einem ungesunden, zuweilen abenteuerlichen Mutungs- und Schürffieber verantwortungsbewußt entgegentritt.

Dr. M. e. w. s.